Vier Jahre Weltkrieg

in

Deutsch-Ostafrika

von

Wilhelm Arning

Deutsch-Ostafrika

Vier Jahre Weltkrieg in Deutsch-Ostafrika

Vier Jahre Weltkrieg in Deutsch-Ostafrika

von Wilhelm Arning

Mit neunzehn Illustrationen nach Zeichnungen und vier Übersichtskarten

Verlag von
Gebrüder Jänecke, Druck- und Verlagshaus
Hannover

Titelblatt und Buchschmuckzeichnungen sind von
Walter v. Ruckteschell.

Druck von Gebrüder Jänecke, Druck- und Verlagshaus, Hannover.

Dieses Buch entstand in Deutsch-Ostafrika, auf dessen Boden der Verfasser durch ein eigenartiges Geschick gerade am Tage des Kriegsausbruches geführt wurde. Es hatte ihn wiederum in dieses Land gezogen, das einen jeden, der es einmal wirklich kennen gelernt hat, mit einem eigenartigen Reize packt und nie wieder los läßt. Schon 1892, gleich nach dem Ende der Unruhen, die der Erwerbung gefolgt waren, fast im Beginne der eigentlichen Entwickelung dieses bedeutungsvollsten deutschen Koloniallandes, weilte er zum ersten Male drüben, um in der kaiserlichen Schutztruppe als Sanitätsoffizier Dienste zu tun, die bis 1896 währten. Auch ihn ließ der Zauber der ostafrikanischen Wunderwelt nicht wieder los, und im Jahre 1904 kehrte er dahin zurück, wobei wirtschaftliche Tätigkeit der äußerliche Grund der Reise war.

So sah er zu drei verschiedenen Zeiten, jedesmal getrennt durch etwa ein Jahrzehnt, was deutsche Arbeit auf diesem afrikanischen Boden geleistet hatte. Er war jedoch in diesen Zeiträumen nicht außer Zusammenhang mit dem Schutzgebiet gekommen, da er Veranlassung und Gelegenheit gehabt hatte, in seiner Eigenschaft als Reichstagsabgeordneter eifrig alte Beziehungen zu pflegen und neue anzuknüpfen, die den schwer um ihr Dasein kämpfenden Kolonisten zum Nutzen dienen sollten. Trotzdem war es eine freudige, kaum zu beschreibende Überraschung, die den Reisenden im August 1914 erwartete, als er in die Lage kam, mit eigenen Augen zu sehen, was draußen geleistet worden war. Selbst ein noch so begeisterter Kolonialfreund, der Ostafrika in den letzten Jahren nicht besucht hatte, konnte sich in Wirklichkeit keinen Begriff davon machen, welche Entwickelung das Land unter der Arbeit deutscher Hände genommen hatte, wie sehr das Wort Dernburgs von 1908, daß er Ostafrika als eine Eingeborenen- und Handelskolonie übernommen habe und es als solche weiterführen wolle, durch die Macht der Tatsachen überholt worden war. Fröhliches, blühendes Leben allüberall. In und um Usambara reihte sich Pflanzung an Pflanzung.

Um den Kilimandjaro herum ein reicher Kranz von Farmen und Kaffeeplantagen, in den Flußniederungen Wälder von Gummibäumen und ertragreiche Sisalhanfpflanzungen, so weit das Auge reichte. An der Tanganjikabahn, wo nur brauchbares Land erschlossen war, tätige Arbeit. Selbst da, wo Verkehrsmöglichkeiten kaum bestanden, am Rufidji, im Süden der Kolonie und anderswo: rastloses Wirken europäischer Kräfte, gekrönt von nutzbarem Erfolge.

Das zeigte sich in der Entwickelung von Handel und Schiffahrt. Der Hafen von Tanga allein glaubte, mit einem Umschlag von 50 000 Tonnen und mehr für das Jahr 1914 rechnen zu können, das Vielfache von dem, was kaum 20 Jahre zuvor der Gesamtverkehr der Kolonie ausmachte. Die großen Pflanzungen des Nordens erwogen die Absicht, eine eigene Frachtdampferverbindung mit Europa ins Leben zu rufen, weil die überlastete Deutsch-Ostafrika-Linie den Ansprüchen nicht mehr genügte. Überall wohin man im Beginn des Krieges kam, sah man die Freude am schwer erworbenen, aber endlich eingetretenen Gewinn — und daher Unternehmungslust an allen Ecken und Enden. Wer Geld durch den Vertrieb seiner Erzeugnisse oder durch den Verkauf seiner Anlagen verdient hatte — und deren waren nicht wenige —, ging nicht nach Europa, um der Ruhe zu pflegen, sondern steckte den Gewinn in neue ostafrikanische Unternehmungen. Das war das Zeichen der Zeit im Anfang des Jahres 1914.

Ostafrika stand auf dem Punkte, sich dankbar zu erweisen für die Arbeit, die man ihm gewidmet hatte; es war im Begriff, so etwas zu werden, wie ein kleines Indien, von dem man im Beginn der Kolonialpolitik geträumt hatte.

Auf dieses hoffnungsfreudige und hoffnungsreiche, wunderbare Land traf der furchtbarste aller Kriege und rief das Häuflein der Ansiedler, Kaufleute, Beamten und selbst der Missionare, die nicht zurückstehen wollten, unter die Waffen. Von ihren Taten und ihrem heldenmütigen Ausharren der Heimat, die nichts von allem Geschehen aus dem abgeschlossenen Land zu hören bekam, zu erzählen, ist die Absicht dieses Buches, deshalb spricht es sehr viel vom eigentlichen Krieg. Aber es ist nicht ein Soldat, der es schrieb; er sah, was vor sich ging, mit anderem Auge und lauschte mit anderem Ohr auf die Berichte, als der gelernte Militär es getan haben würde. Darum ist ferner die Rede von der Stellung, die der Kolonie in dem Welt-

kriege zufiel, und auch von derjenigen, die sie hätte einnehmen können, wenn ihre Bedeutung rechtzeitig und allgemein sowohl vom deutschen Volke wie auch von der Reichsregierung erkannt gewesen wäre. Die Kampfhandlungen werden in eingehenderer Weise verfolgt, solange der Kriegführung die Erhaltung auch nur eines Teiles der Kolonie bei der deutschen Flagge als politisches Ziel zugrunde gelegt werden konnte.

Entstanden und gesammelt worden ist der Inhalt während des Verlaufs des ostafrikanischen Feldzuges im Lande selbst. Was die eigenen Erfahrungen brachten und was aus der Stimmung der Bevölkerung heraus sich kundtat, ist aufgezeichnet worden. Die Berichte aus den in den ersten 1¾ Jahren noch erschienenen Zeitungen sind zu Rate gezogen, und die Einsicht in die Akten des Schutztruppenkommandos hat nicht gefehlt. Vor allem aber sind es Mitteilungen aus dem Munde und der Feder der Kriegsteilnehmer, aus dem Erleben heraus berichtet, die zur Grundlage gedient haben, sowohl Führer und Offiziere, wie auch Mannschaften haben dazu beigetragen, und selbst der Askari hat ein klein wenig mitgewirkt.

In all den Jahren glaubte noch ein jeder felsenfest an eine deutsche Zukunft dieses Landes, für das er Tag um Tag Gesundheit, Blut und Leben einsetzte. Erst in diesem Kriege ist das weite Gebiet in seiner wirtschaftlichen Entwickelungsfähigkeit und in dem, was es jedem einzelnen bieten konnte, so recht bekannt geworden. Da war keiner von all den schon vorher im Lande ansässigen Kriegsteilnehmern, der nicht bestärkt worden wäre in seiner Absicht, auch in Zukunft seine Kräfte und sein Leben ihm zu widmen. Viele von denjenigen, die der Zufall im Beginn der Ereignisse an die ostafrikanische Küste geführt hatte, faßten den Entschluß, nach dem Frieden dauernd in der Kolonie zu bleiben. Jetzt wurde insbesondere bekannt, welch weite Flächen für die Dauerbesiedelung durch europäische Einwanderer sich eigneten, und gerade der Krieg erst zeigte, welche kaum geahnten Hilfsmittel das Land darbot.

So war es damals, als das Buch entstand, dessen letzte Hauptabsicht, durch die Schilderung der wirtschaftlichen Kräfte der sich selbst überlassenen Kolonie und durch die Bekanntgabe der Leistungen der Männer, die sie aufgebaut hatten, und die jetzt um deren deutsches Dasein kämpften, ein Ansporn dafür zu werden, daß das gesamte deutsche Volk zu einer wahrhaft tatkräftigen Übersee- und Kolonialpolitik fortgerissen werden möge.

Ein herbes Schicksal aber hat es anders bestimmt. Jetzt kann all das, was aufrufen sollte zu frischer Tat, nur als ein mit tiefer Trauer umkleideter Nachruf gelten, für jene, die da draußen liegengeblieben sind im afrikanischen Sand, und als ein Ehrendenkmal für die koloniale Kulturarbeit deutscher Tatkraft. Für diese aber ist jeder Augenblick und jedes Ereignis dieses Feldzuges ein sprechender Beweis, denn plötzlich und unerwartet war das Schutzgebiet ganz auf sich selbst gestellt, als die gewaltigsten Anforderungen herantraten. Jetzt mußte es sich zeigen, ob hier eine Arbeit geleistet worden war, die über das Ziel des bloßen Broterwerbes hinaus befruchtend auf das Schutzgebiet und in höherem Sinne kulturfördernd auf dessen Ureinwohner gewirkt hatte. Was zutage treten würde, war ausschließlich das Ergebnis der Arbeit derjenigen deutschen Männer, die hier in zwei Jahrzehnten am Werke gewesen waren. Die lächerlich geringen Mittel, die das Reich für die Aufbereitung dieses Koloniallandes verwandt hatte, wären nicht imstande gewesen, etwas Dauerhaftes zu schaffen. Auf den Geist und die Haltung der wenigen tausend Deutschen kam es an, ob fern von jeder Unterstützung ein wirklicher Widerstand gegen einen übermächtigen Feind würde geleistet werden können. Wie sie selbst und wie ihr Werk sich halten, und wie ihr Erziehungseinfluß auf die Farbigen sich kundtun würde, davon hing das Schicksal des Schutzgebietes ab

Die Kunde vom Krieg.

Am 24. Juli lief der D.-O.-A.-L.-Dampfer „Feldmarschall" Aden an; die hier vorgefundenen Reuterdepeschen ließen auf eine gewaltige Spannung der politischen Verhältnisse in Europa schließen. Man war aber eine ähnliche Lage der Dinge seit geraumer Zeit alljährlich ein- und mehreremal gewohnt geworden, so daß man nicht allzuviel Wert darauf legte, zumal ja das Entspannungsventil nach dem Balkan hin sich öffnen wollte. Nur Österreich und Serbien schienen an der tatsächlichen Kriegsgefahr beteiligt, ersteres sollte seine serbischen Grenzkorps, letzteres seine gesamte Armee mobil gemacht haben. Dies war eine ganz natürliche Folge der Ereignisse, die sich an die Ermordung des österreichischen Thronfolgers knüpften. Eines allerdings erregte besonders Aufmerksamkeit: nach Reuter sollten in Berlin eine Anzahl sozialdemokratischer gegen den Militarismus gerichteter Versammlungen unter Absingung vaterländischer Lieder gesprengt sein. Die Sache schien also doch tiefer zu gehen als sonst. Man sagte sich aber, daß Reuter in gewohnter Liebenswürdigkeit damit nur beabsichtige, Stimmung gegen die allzeit kriegslüsternen bösen Deutschen zu machen, man war daher nicht geneigt, daraus schwere Sorgen für die Zukunft zu schöpfen. Unbekümmert wurde die Weiterreise nach Deutsch-Ostafrika fortgesetzt; die Fahrgäste waren so wenig beeinflußt, daß die Gedanken an die Möglichkeit eines Krieges

noch völlig zurücktraten hinter der Vorahnung der Beschwerden, die der hartwehende Südostmonsun bringen werde. Am 25. wandte der „Feldmarschall", hinter dem Schutze der Insel Sokotra hervorkommend, seinen Bug gegen die stürmischen Wellen, die der Indische Ozean ihm entgegensandte. Zwei Tage lang vermochte das seetüchtige Schiff es kaum, der Gewalt des wilden ständigen Sturmes Raum abzugewinnen; manchmal stand es stundenlang geradezu still, dann hin und wieder ein paar Seemeilen vordringend gegen die schaumgekrönten Wogen, die in wilder Wucht sich auf das Vorderteil warfen und über das Promenadendeck und die Kommandobrücke hinüberrasten. Vier Tage war man von jedem Verkehr abgeschlossen; kein Schornstein, kein Segel wurde in diesem Toben der Gewässer mehr sichtbar, seit am Abend des 24. die „Rhenania", von Deutsch-Ostafrika heimwärtsbestimmt, vorübergeflogen war. Da, am 28. Juli, 9 Uhr abends, erreichte uns eine Funkenmeldung über Daressalam. Sie erweckte ein eigenartiges Gefühl allein durch ihre Ankunft; mitten in der Sturmsee des Indischen Ozeans schwimmend, wird man mit der Heimat in Verbindung gesetzt. Was am Morgen in Europa vor sich gegangen war, wußten wir abends mitten in der flutenden Öde des Meeres. Am Mittag war die Kriegserklärung Österreichs an Serbien in Wien angeschlagen worden; vor 10 Uhr abends besprachen wir am selben Tage das Ereignis, aber immer noch mit Gleichmut. Man konnte sich nicht vorstellen, daß der ständig um sein gefährdetes Leben bangende Zar den rüdesten Königsmord werde zu schützen versuchen. Am 30. wurden die Meldungen dringlicher, und noch ehe wir am 31. Mombassa erreichten, wußten wir, daß der Schritt der Weltgeschichte ehern klingen werde.

In Mombassa ging alles noch seinen alltäglichen Gang, obwohl die Möglichkeit des Kriegsausbruchs auch schon den Eingeborenen bekannt geworden war; wenigstens fragten sie hier und da, ob es Streit in Europa gebe. Die englischen Banken zahlten auf Kreditbriefe noch blanke schöne Sovereigns nach Belieben aus; ihre Beamten waren noch die Liebenswürdigkeit selbst. Hätte man geahnt, was schon am andern Tage so gut wie als Tatsache zu betrachten war, man würde die Gelegenheit benutzt und sich das Vielfache von Goldfüchsen haben auszahlen lassen. Die Nacht hindurch wurde gelöscht; all die schönen Waren, die wir während des Krieges im eignen Gebiet so gut hätten brauchen können, gingen an Land. Glücklicherweise machten die mächtigen Kisten, in denen je ein reisefertiges Ford-Auto verpackt war, große Schwierigkeiten; eine zerbrach, und stundenlang mußte daran gezimmert werden, um sie für die Dampfwinde handlich zu machen. So ward der Morgen erreicht, ohne daß der Lärm des Löschens das Schlafen gestattet hätte. Da, um 8 Uhr hörte man plötzlich die Stimme des Kapitäns von der Brücke herunterschallen: „Frei von den Leichtern, werft die Leinen los." Ein Fordsches Automobil sank noch wieder auf seinen alten Lagerplatz zurück,

und schon fühlten wir das Rütteln der Schraube, das Schiff war in Fahrt. Der Kapitän ließ mich auf die Brücke bitten und zeigte Telegramme, die er über Daressalam von seiner Linie erhalten hatte: „Handelt nach eignem Ermessen, schützt unser Eigentum, meidet englische Häfen, benachrichtigt befreundete Schiffe und Agenturen.“ Zehn Minuten waren noch nicht nach Empfang vergangen, und schon drehten wir bei dem alten eisernen Wrack an der Hafenausfahrt die Nase nach Süden, nach Tanga zu, dem ersten deutschen Hafen. Zugleich aber erhielt der Kapitän noch ein andres Telegramm: „Krieg drohend, Gegner: England, Frankreich, Rußland.“ Die ganze Nacht hindurch war dieser Funkspruch vom Nauener Turme in die Welt gesandt „an alle deutschen Schiffe im Ausland“, und zwar vom Admiralstab gegeben. Tirpitz wußte, was er zu tun hatte, und traf das Rechte. Wer weiß, ob das Auswärtige Amt dem Admiralstab den Befehl zu dieser Maßnahme gab, oder ob Tirpitz aus eigner Machtvollkommenheit die Nachricht durch die Lüfte jagte? Nicht unwahrscheinlich ist das letztere, denn daß die Wilhelmstraße sich auch am letzten Juli noch in dem Gedanken der auf jedem Wege erstrebten englischen Freundschaft wiegte, ist leider nicht undenkbar. Wie oft hatte die Reichskanzlei im Reichstag die wunderbare Mär verbreiten lassen: „Zu Bülow hatten die Engländer kein Vertrauen, er war ihnen zu ränkevoll, aber Bethmann beehren sie damit; er wird die Freundschaft herbeiführen.“ Dazu kam dann „die breite Basis für die Freundschaft mit England und über England hinaus mit Frankreich“, die gezimmert war aus dem elenden Jammer der Marokkopolitik von 1911. Wie oft sind den staunend lauschenden Reichsboten durch die Reichskanzlei und des Auswärtigen Amts mehr oder minder freiwillige Adepten diese beiden Wahrheiten verkündet worden! Sie hatten nur den einen höchst zweifelhaften Vorzug, daß die Verbreiter wirklich an sie zu glauben schienen. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß noch am 28. Juni 1914 einer unsrer in vorderster Reihe stehenden Politiker von der Kieler Woche schreiben konnte: Lichnowsky sagt uns: „Wir haben von den Engländern alles erreicht, was wir wollten.“ „Alles schwimmt in Wonne über den englischen Besuch“ — wohlbemerkt am 28. Juni 1914, also 5 Wochen, ehe dieses England Herrn v. Bethmann den tiefen Schmerz bereitete, auf dessen Glauben und Wünsche keine Rücksicht zu nehmen, sie einem „Kartenhaus gleich“ zusammenbrechen zu lassen. „Aber“ — so hieß es weiter in dem Brief — „Tirpitz ist kühl bis ans Herz hinan; er will Schiffe bauen.“ Und er hatte recht; er wird es also auch wohl gewesen sein, der in diesem denkwürdigen Funkspruch schon am 31. Juli England an die Spitze unserer Feinde stellte.

So hatten wir die Gefahr des englischen Hafens vermieden; zwischen Riff und Küste, auf gefährlichem Pfade steuerte der Kapitän Jantzen sein gutes Schiff, um den etwa die offne Pembastraße fahrenden englischen

kreuzern keinen Anlaß zu Unliebenswürdigkeiten zu geben. Um 10 Uhr rief er die Fahrgäste zusammen, um ihneu zn erklären, daß er in Tanga die Reise beendigen werde; alle müßten von Bord, der Krieg sei ausgebrochen, und er habe das Recht und die Pflicht zu dieser Handlungsweise. Da gab es einiges Wehklagen an Bord, besonders zwei junge Bräute wurden hart getroffen; am 2. August in Daressalam harrten Verlobter, Standesamt und Pastor auf ihre Ankunft, und nun war alles in weite Ferne entrückt. Doch faßte sich alles schnell, und als wir mittags, zwischen Toteninsel und Ras Kasone durchfahrend, das wohlig in dichtem Grün sich dehnende Städtchen vor uns sich ausbreiten sahen, da war in aller Ruhe jeder bereit, sich ins Unvermeidliche zu schicken. Hotel und Privathäuser nahmen die Zahl der Reisenden auf, die dann, soweit sie wollten, doch am folgenden Tage auf dem Dampfer „König" Daressalam erreichten — und damit auch die beiden Bräute das Ziel ihrer Sehnsucht.

Die Bewohner der Hafenstadt wußten von dem Kriegsanfang nicht mehr als wir, die wir von hoher See kamen. Erklärt war der Krieg noch nicht, aber keiner zweifelte daran, daß der Waffengang um die Herrschaft der Welt begonnen habe. Wohl gab es solche, die nicht daran glauben wollten, daß England mit im Spiele sein werde; allerlei Gründe suchten sie hervor, daß die Briten gar keinen Wert auf eine Niederkämpfung des Deutschen Reiches legen könnten. Den besten Kunden auf dem Weltmarkt zahlungsunfähig zu machen, entspreche nicht deren kaufmännischem Geiste; Rußland könne von Indien nur durch Deutschland ferngehalten werden; des letztern Niederlage sei auch der Anfang vom Ende der englischen Herrschaft über das indische Kaiserreich. Kurz, alle die Gründe wurden hervorgesucht, die durch die Künste unserer Diplomatie in den letzten Jahren tausendfältig in die Presse geleitet waren. Diese Leute wollten, wie auch unsere Diplomaten, nicht an jenen englischen Ausspruch denken, daß, wenn heute das mächtige deutsche Kaiserreich zerstört werde, es keinen Briten gäbe, der morgen nicht um ein erhebliches bereichert sein würde: ein nicht ganz unberechtigtes Schlagwort, das tief in eines jeden Engländers Großhirnrinde sich eingegraben hatte.

Hatten neben vielen andern Kurzsichtigen auch die Diplomaten des Herrn v. Bethmann nicht daran glauben wollen, die Pflanzer, die fern vom Getriebe der Welt in den Bergzügen der Nordbezirke von Deutsch-Ostafrika ein einsam tätiges Dasein führten, wußten, was bevorstand. Schon am 2. August berief man eine Pflanzerversammlung, um die Maßnahmen zu beraten, die nötig sein würden, wenn der Feind an die Tore des Schutzgebietes pochte. Von fernher aus den Bergen, bei schlechter Verbindung, mußten die Leute herangeholt werden, so daß die Zusammenkunft erst am 5. August stattfinden konnte, nachdem Englands Kriegserklärung auch hier schon bekanntgeworden war; aber das, was beschlossen werden sollte, schwebte dem Geiste bereits vor, als vor dem Bekanntwerden der englischen

Feindschaft der Aufruf erfolgte. Man war sich darüber klar, daß an dem Norden des Schutzgebietes die Zukunft der gesamten Kolonie als eines deutschen Landes hänge. Denn hier lagen die größten Werte. Pflanzung reihte sich an Pflanzung auf den Bergen und in der Ebene, Hunderte von Millionen stellten sie dar mit ihren Fabrikanlagen und den schmucken Herrenhäusern, die überall von den Hügeln aus dem Grün ihrer Gärten hervorlugten. Hier nur in den günstigen klimatischen Verhältnissen konnte das an Nahrungsmitteln erzeugt werden, was die Europäer des Schutzgebietes notwendig brauchten, wenn sie abgeschlossen waren von der europäischen Zufuhr. Hier befanden sich die Zehntausende von Arbeitern, von deren Verhalten das Wohl und Wehe des Landes abhängen konnte. Befürchtungen ihnen gegenüber hegte niemand, aber einheitliches Verhalten war notwendig. Man einigte sich leicht und war sich klar darüber, daß an Stelle des Ausfuhrpflanzungsbetriebes sofort der Anbau von Nahrungsmitteln zu treten habe.

In einer Versammlung des folgenden Tages wurde, ehe noch Befehl dazu gekommen war, beschlossen, mit Hilfe des Bezirksamts zur Aufstellung von Europäerkompagnien zu schreiten, sowohl durch Einziehung der Reserveleute, wie durch Aufruf von Freiwilligen. Es waren Männer, die wußten, was sie dem Vaterlande und ihrer neugewählten Heimat schuldig waren.

Die Eingeborenen.

Das Schutzgebiet war fast ohne jede Verbindung mit der Heimat. Wohl erhielten wir hin und wieder stark verstümmelte kurze Nachrichten durch deutsche Funkenvermittlung; aber von uns konnten wir nach auswärts keine Kunde geben. Selbst wenn es gelang, briefliche Nachrichten auf irgendeinem Wege nach Europa zu bringen, so konnten diese erst monatelang nach dem Eintritt der jeweiligen Ereignisse dorthin gekommen sein. Da wird es zu Haus demnach Spielraum für Vermutungen, Gerüchte und gefälschte Nachrichten aller Art gegeben haben. Wir konnten annehmen, daß die Engländer mehr als einen Erfolg, den sie nie davongetragen, berichten, daß sie von Schwierigkeiten im Lande selbst, von verderblichen Aufständen der Eingeborenen gegen die deutsche Herrschaft Unwahrheiten verbreiten würden, die vielleicht zu Hause geglaubt wurden.

Schwer haben die Ansiedler Deutsch-Ostafrikas gelitten unter den Schmähungen, die in Parlament und Presse daheim in all den Jahren über sie verbreitet wurden: Grausam, hart und ungerecht sollten sie gewesen sein gegen ihre Arbeiter, nichts getan haben für deren Wohlergehen, nur auf ihren eignen Vorteil bedacht, begierig, rasch unverdienten Reichtum zu gewinnen auf Kosten der armen schwer bedrückten Eingeborenen. Wohl ist das nicht in allen Kreisen daheim geglaubt worden. Aber, semper aliquid haeret, und jetzt mußte das, was eben hängen geblieben war, seine Wirkung tun, zumal, wenn etwa englische Lügennachrichten, die darauf sich aufbauen konnten, durch die Presse gingen. Wenn nur ein geringer Prozentsatz von dem, was in immer neuer Form an Anklagen gegen die Pflanzer in Parlament und Presse in die Welt geschleudert worden war, der Wahrheit entsprochen hätte, dann allerdings würde das Allerschlimmste naturgemäß gewesen sein. Dann hätte beim Erscheinen des ersten feindlichen Kreuzers, beim Knall des ersten Lee-Metford-Gewehres alles, was farbig war im Schutzgebiet, mit fliegenden Fahnen zu dem englischen Erretter aus härtester Sklaverei übergehen müssen, um alles, was deutsch war im Lande, mit dem Knüppel totzuschlagen. Dieser Zusammenhang der Dinge wird manchem Angehörigen daheim schwere Stunden bereitet haben; denn süß und ehrenvoll erscheint es, für das Vaterland auf dem Feld der Ehre zu sterben, aber totgeschlagen zu werden wie ein toller Hund, ist weniger poesievoll. Diejenigen, welche sich zu Hause etwa in dieser Seelennot befunden haben, mögen nicht am letzten Ende auch Herrn Erzberger Dank wissen, gegen dessen Schimpfreden sogar schließlich die Vertreter der katholischen Mission im Gouvernementsrat öffentlich ihre Stimme erhoben.

Nein, es kam ganz anders, als alle diese Nachrichten und Gedanken behauptet, gewünscht oder gefürchtet haben mögen. Die Eingeborenen-

bevölkerung von Deutsch-Ostafrika ist nie in den 3 Jahrzehnten unserer Kolonialpolitik so ruhig gewesen wie jetzt zu Beginn des Krieges, in dem die beiden in ihren Augen mächtigsten Völker der Erde um die Herrschaft kämpften. Es mag sein, daß so eine Art ahnungsvollen Gefühles durch die Massen ging: wo der Löwe den Tiger packt, da müssen die Hunde sich ducken; es mag sein, daß die ununterbrochenen Durchzüge der Kompagnien nach den Hauptsammelplätzen ihren Eindruck nicht verfehlten, und daß die große Menge sich anhäufender Askari und zu den Waffen eilender Deutscher weit über das Zahlenbegriffsvermögen auch gebildeter Neger hinausging. Sie sahen nur die gewaltig anschwellende Masse, von deren Vorhandensein sie bis dahin gar keine Ahnung gehabt hatten, und fürchteten den Zorn des Stärkeren, wenn sie sich nicht fügten. Wohl mag all dies mitgewirkt haben, die vollständige Ruhe zu erhalten. Aber als die Engländer mit ihren Kriegsschiffen vor den Hafenstädten erschienen; als mit der Nachricht vom großen Kriege die Kunde von dem britischen Übergewicht am ostafrikanischen Gestade durch die Steppe eilte, da waren die Mobilisationsbewegungen, die diesen Eindruck hervorriefen, noch nicht vor sich gegangen, und doch blieb von Anfang an alles ruhig.

In gewissen Kreisen der Kolonie hatte man allerlei Befürchtungen gerade für den durch die Engländer am ehesten gefährdeten Norden, weil hier die großen Arbeitermassen, wohl an 40000 Mann, auf den Pflanzungen dicht gedrängt versammelt waren. Es war immerhin als ein Experiment, als ein Sprung ins Dunkle anzusehen, wenn man diesen erwerbslustigen, an Verdienst und an ein gutes Leben gewöhnten Massen zumuten wollte, für geraume Zeit ohne Lohn zu arbeiten, ja sich anstatt dessen mit Aussicht auf eine Zahlung erst nach Schluß des Krieges zu begnügen, da das Silbergeld vom Gouvernement mit Beschlag belegt werden sollte. Man konnte wohl, wenn man Land und Leute, Deutsche und Farbige, nicht genügend kannte, oder mit voreingenommenen Augen anschaute, auf den Gedanken kommen, daß hier alles mögliche Unheil sich vorbereitete, zumal in den ersten Wochen vom Kilimandjaro bis an die Küste, von Tanga bis über Bagamojo hinaus kaum ein Mann der Schutztruppe stand. Und solch voreingenommene Leute gab es auch damals noch in der Kolonie selbst unter den Beamten, obwohl man seit dem Abgange des Gouverneurs v. Rechenberg begonnen hatte, sich dem Gedanken der deutschen Siedlung gegenüber freundlicher zu stellen.

Nur so sind einzelne Vorgänge zu erklären, die in diese ersten Tage der Mobilmachung fallen. Ein sonst beliebter und als tüchtig und einsichtsvoll angesehener Bezirksamtmann im Norden sandte an die Pflanzer seines Bezirks das folgende Rundschreiben: „Eben trifft Telegramm Gouverneurs ein, daß England gestern an Deutschland den Krieg erklärt hat. Geld-

zufuhr und Bezahlung der Plantagenarbeiter damit ausgeschlossen. Unruhen letzterer möglich, da sie wenig Lebensmittel haben. Bis jetzt laut Nachricht des Distriktkommissars ruhig. Ich werde deshalb weder Gewehre noch Munition nach außerhalb abgeben, sondern die Station verteidigen. Dorthin mögen Europäer sich bei Gefahr begeben unter Mitbringung von möglichst viel Waffen, Munition und Lebensmitteln, auch Salz nötig. Wann Gefahr droht, kann noch nicht gesagt werden, aber nächsten Sonnabend werden die Arbeiter beinahe nirgend mehr Poscho (Verpflegung) erhalten. Ob noch rechtzeitig Benachrichtigung möglich, ist unsicher. Natürlich werde ich Benachrichtigung versuchen, aber jeder einzelne muß selbst überlegen, ob es an der Zeit ist, nach hier aufzubrechen."

Soweit bekannt, sind nur einige wenige Pflanzer erschienen, und auch diese nur, um gegen eine solche unsinnige Maßnahme Einspruch zu erheben: es sei der einzige Weg, Unruhen hervorzurufen, wenn man die Arbeiter sich selbst überlasse; solange eine europäische Führung da sei, die die Arbeit anleite und die Naturalverpflegung verteile, würden die Leute gar nicht daran denken, auch nur die geringsten Schwierigkeiten zu machen. Erst wenn sie, sich selbst überlassen, durch den Hunger gezwungen würden, die Vorratsräume der Pflanzungen zu erbrechen, dann könnten sie vielleicht Geschmack an Raub gewinnen, nachdem das fluchtartige Fortgehen der Pflanzer den Glauben erweckt habe, daß wir Deutschen Anlaß zur Furcht hätten. In den andern Bezirken wurde an derartige Kopflosigkeit gar nicht gedacht, und auch in dem erwähnten blieb ein jeder, wo er war; selbst zufällig in Abwesenheit ihrer Männer ganz allein mit den Kindern sitzende Frauen ließen dem Beamten die Mitteilung zugehen, daß sie gar nicht daran dächten, ihre Wohnsitze zu verlassen, da sie sich nirgendwo sicherer fühlten als in der Mitte ihrer Arbeiter.

Selbstverständlich gab es auch einige Ansiedler, welche nicht ganz so zuversichtlich waren, weil länger geübte mangelhafte Bezahlung der Arbeiter und die fast regelmäßig mit diesem Zustande verbundene weniger gute Behandlung ihnen jetzt berechtigte und nicht unverdiente Sorge machen konnten. Diese waren froh, ihre Arbeiter ohne Bezahlung auf die Landstraße setzen zu können und sich so ihrer Verpflichtungen zu entledigen. Ihrer aber waren sehr, sehr wenige. Nicht der 25. Teil der Arbeiter ist auf diese Art und Weise aus dem Dienst gekommen, obwohl von seiten des Gouvernements in voller Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse die Entlassung der Arbeitermassen und deren Heimsendung gefordert wurde. In Daressalam war man eben in solchen aus Rechenberg-Erzbergerschem Geiste geborenen Anschauungen trotz Wechsels der höchsten Stelle vollständig befangen. Das war die Ursache, weshalb man einen hohen Beamten nach Handeni entsandte, um die dort angeblich angesammelten 20000 entlassenen

Pflanzungsarbeiter liebevoll zu übernehmen und die von ihren bösen Herren verlassenen Armen gut und richtig in die ferne Heimat zu befördern. Als der Sendbote, der übrigens selbst nicht zu den Zweiflern gehörte, am Orte seiner Bestimmung eintraf, fand er keine Scharen ratloser und bedürftiger Eingeborener vor, wohl aber einige auf den Norden zu marschierende Feldkompagnien, welche den Beamten dringend baten, ihnen bei der Beschaffung notwendiger Träger behilflich zu sein, denn weit und breit waren nicht annähernd genug Leute zu finden, die die Kompagnielasten hätten tragen können.

Die Pflanzer blieben also auf ihrem Grund und Boden und kamen trotz Geldmangels und Nichtbezahlung der Löhne vorzüglich mit ihren Leuten aus. Wer damals durch die Pflanzungen zog, fand ein freundliches, des Lebens frohes Volk vor, das durchaus es für richtig hielt, wenn die Deutschen im Kriege die Löhne in Papier zahlten und ihr bares Geld zur Bekämpfung des Feindes verwendeten. Es sah überall nicht anders aus als sonst; nur arbeitete man jetzt wenig für den eigentlichen Pflanzungszweck, sondern alles baute bei dem glücklicherweise zu ungewohnter Zeit reichlichen Regen Süßkartoffeln, Bohnen und Mais, damit die kämpfende Truppe und die friedliche Bevölkerung bei Abschluß der Seeeinfuhr sich dauernd ernähren könnte. Die Arbeiterschaft der Pflanzungen war außerdem die Bezugsquelle von Trägern für die kriegerischen Bewegungen und den Betrieb der Etappe; ohne sie wäre die gesamte Kriegführung unmöglich gewesen.

Schon aus diesem Verhalten heraus verdienten die Pflanzer und Ansiedler als vornehmste Stützen der Verteidigung von Deutsch-Ostafrika genannt zu werden, selbst wenn sie nicht Mann für Mann unter die Waffen getreten wären.

Schließlich saßen vielfach die Frauen ganz allein inmitten ihrer Gutsbezirke, oder besser angelernte Farbige versahen den Aufsichtsdienst über die stark verminderte Zahl der Arbeiterschaft — aber ruhig ist alles geblieben. An Anlehnung an die Engländer haben selbst die Farbigen der am weitesten gegen die Grenze vorgeschobenen Pflanzungen nicht gedacht. Im Gegenteil, mehr als einmal haben sie Waffen verlangt, zum wenigsten Äxte, um etwaigen Angriffen der Engländer entgegentreten zu können. Unsere Freude über die sich wiederholenden Niederlagen der Briten im Lande war auch ihre Freude, die sie in geräuschvollen Festen äußerten.

Über die Arbeitermassen der Nordbezirke schienen die Engländer sich auch von vornherein keine besondern Gedanken gemacht zu haben; zum wenigsten scheint deren Ausnutzung zugunsten der englischen Unternehmungen nicht empfohlen worden zu sein. In dem „Field Notes on German East Africa“, August 1914 vom indischen Generalstab herausgegeben, werden sie nicht erwähnt, obwohl sonst den Eingeborenenverhältnissen umfangreiche Betrachtungen

gewidmet sind. Der Hauptanteil dieser Feldnotizen wird gebildet durch die Arbeiten des Daressalamer englischen Konsuls King, der, ein guter Kenner der deutschen Sprache, die Zeit seiner Amtsführung zu eifrigster Spionage benutzt hatte, ja er konnte diese sogar bis zum 6. August fortsetzen, da er nicht früher ausgewiesen und in seiner Bewegungsfreiheit nicht beschränkt wurde. Zu seinen Erkundungen wurde er ganz besonders dadurch in den Stand gesetzt, daß er in vertrautem Verkehr mit den Beamten stand und an der Mittagstafel der Unverheirateten im ersten Hotel Daressalams seinen ständigen Platz gehabt hatte. Auch das Reisen im Schutzgebiet war ihm fast uneingeschränkt gestattet. So hatte er sich eine gute Kenntnis vom Lande und von dessen Verhältnissen erworben. Der Mann hat vortrefflich beobachtet, aber von Unzufriedenheit der Eingeborenen wußte er gar wenig zu sagen, und wo er davon etwas vermutete, haut er offenkundig vorbei.

Es ist deshalb lehrreich, seinen Bericht kennen zu lernen; er lautet: „Die Eingeborenen in Deutsch-Ostafrika", bearbeitet von Konsul King 1914: „Es ist unmöglich, mit einiger Genauigkeit vorauszusagen, welche Haltung die Eingeborenen einnehmen werden. Die Frage wird durch die Tatsache kompliziert, daß es in Deutsch-Ostafrika ca. 150 verschiedene Stämme gibt, die sich im Charakter stark unterscheiden. Es ist indessen unwahrscheinlich, daß die kriegerischen Stämme, die nur durch die starke Hand der deutschen Regierung im Zaum gehalten werden, sich erheben, falls die Deutschen durch Konzentrierung ihrer Streitkräfte die Überwachung schwächen. Daß die Deutschen versuchen werden, die Eingeborenen als Irreguläre gegen uns im großen Maßstabe zu verwenden und sie zu diesem Zwecke mit Hinterladern zu bewaffnen, ist sehr wahrscheinlich, jedenfalls im Anfange. Vielleicht werden sie es als letztes Mittel tun, um unsre Schwierigkeiten zu vermehren. Sie mißtrauen aber den Eingeborenen zu sehr, um dies zu tun, solange sie noch einen Funken Hoffnung haben, allein sich gegen unsern Angriff zu halten. Es könnte höchstens durch die eingeborenen Häuptlinge geschehen, aber da es die Politik der Deutschen gewesen ist, das Ansehen der Häuptlinge zu schwächen, indem sie einen gegen den andern ausspielten, so ist es zweifelhaft, ob sich viele Häuptlinge finden werden — ausgenommen im Nordwesten, welcher nicht in unsere Berechnung einzutreten braucht —, die genügend

Macht haben, ihre Anhänger für die deutsche Sache gegen einen Feind mit Hinterladern und Artillerie ins Feld zu stellen. Es gibt eine große Zahl Vorderlader in jedem Bezirk, aber die Mehrzahl der Eingeborenen ficht mit Speeren, Giftpfeilen und Messern. Die Deutschen enthalten selbst ihren eignen Soldaten die modernen Waffen vor. Ich glaube, daß bis vor kurzem ausschließlich weiße Offiziere die Maschinengewehre bedienen durften, aber ich habe aus zuverlässiger Quelle gehört, daß wenigstens einige der fremden farbigen Soldaten, z. B. Somali, in der Bedienung der Maschinengewehre unterrichtet sind. Die Salutbatterie in Daressalam wurde durch Farbige unter Aufsicht eines deutschen Unteroffiziers bedient. Man darf nicht erwarten, daß die Stämme des Innern aus eignem Antrieb in größerer Menge zunächst zu uns übergehen werden, sie mißtrauen allen Europäern und können wahrscheinlich keinen Unterschied bei ihnen machen. Die Eingeborenen an der Küste sind anders; diese, wenigstens die Einwohner Daressalams und Tangas, kennen den Unterschied zwischen englischer und deutscher Herrschaft. Sie können durch Agenten aus Sansibar sondiert und beeinflußt werden; doch ist es unwahrscheinlich, daß sie in größern Mengen zu uns übertreten werden, bevor sie nicht ziemlich sicher sind, daß wir siegen und beabsichtigen, das Land zu behalten. Sie werden sich möglicherweise abseits halten oder selbst im Anfang davonlaufen, und unsre Politik wird dahin gehen müssen, sie zur Arbeit für uns nicht mit Gewalt, sondern durch gute Bezahlung, Bekleidung und Ernährung zu veranlassen; sie müssen indes streng behandelt werden.

Ein wichtiger Faktor ist die Dürre von 1914, die, wie vorauszusehen, örtliche Hungersnöte hervorrufen dürfte. Es ist ziemlich sicher, daß der Eingeborene, wenn er nichts zu essen hat, sich erheben wird. Im Juni und Juli waren bereits Vorbereitungen getroffen, um Reservevorräte an Nahrungsmitteln aufzukaufen. Das Abschneiden von Zufuhr von Übersee und Beschlagnahme der vorhandenen Magazine für den Bedarf der Regierung müssen ihre Wirkung erhalten.

Unruhen wurden Anfang August im Hinterland von Daressalam und im Südwesten gemeldet (und bestätigt). Wenn die Eingeborenen des nahen Hinterlandes und der Küste sich erheben sollten, würden sie vermutlich die Läden der indischen Kaufleute stürmen und vielleicht auch isolierte Pflanzer angreifen; jedoch ist es unwahrscheinlich, daß sie die Deutschen an irgendeinem Platze angreifen, wo die letztern sich stark verschanzt haben, um unserm Vorgehen zu begegnen; aber schwache Posten würden sie angreifen und die Verbindungen stören. Die Abgabe von Nahrungsmitteln gratis oder zu niedern Preisen könnte sehr nützlich sein, die Küstenstämme auf unsere Seite zu ziehen. Es ist augenscheinlich höchst wichtig, befreundete Stämme innerhalb unsrer Etappenlinie zur Küste zu besitzen, und als Führer und Späher sind Eingeborene höchst wichtig, wenn nicht unentbehrlich.

Die Wasukuma sind ein höchst wichtiger Stamm, mit dem gerechnet werden muß bei Operationen von Muanza gegen Tabora, sie zählen 400 000 Köpfe, darunter 80 000 waffenfähige, und sind unruhig; sie wohnen südlich des Viktoriasees. Wenn diese sich freundlich verhielten, so würde es wahrscheinlich keine Schwierigkeiten mit den andern Stämmen geben.

Die Bergstämme des fernen Nordwesten werden wahrscheinlich nicht in die Ebene heruntersteigen.

Inder und Ceylonesen: es gibt nur wenige deutsche Untertanen unter ihnen; die britischen Inder werden uns willkommen heißen, aber sie dürfen nicht wagen, uns tätigen Beistand zu leisten, falls sie nicht sicher sind, daß wir beabsichtigen, das Land zu behalten.

Wasukuma: Sie unterwerfen sich nur gezwungenermaßen der deutschen Herrschaft; energische Aktion von seiten der Regierung oft nötig. Dieser Stamm beherrscht die Lage im nordwestlichen Teil des Schutzgebietes; im Falle eines Vorgehens von Muanza gegen Tabora."

Man sieht, Herr King macht den Engländern keine Hoffnungen auf Beihilfe zu ihren Eroberungsplänen; die großen Arbeitermassen im Norden des Schutzgebietes erwähnt er gar nicht, obwohl er sie aus einer kurz vorher ausgeführten Reise kannte und der Sachlage gemäß gerade auf diese Gegenden am meisten Wert für die kriegerische Entwicklung legen mußte. Er wird also wohl im Gegensatz zu den Anklägern der Ansiedler in Parlament und Presse der Heimat der Anschauung gewesen sein, daß die Arbeiterbehandlung eine durchaus angemessene und gerechte gewesen ist, und daß deren Wirkung den Briten keinerlei Hilfe zuführen würde. Alles, was er in dieser Beziehung erhofft, verspricht er sich — ganz englisch gedacht — von dem Einfluß des baren Geldes.

Da, wo er von vorhandenen oder von uns bevorstehenden Unannehmlichkeiten bei Beginn des Krieges spricht, irrt er, denn Unruhen im Hinterland von Daressalam im Anfang August gab es nicht, und die Wasukuma waren, solange sie die Deutschen für mächtig hielten, um so weniger unzuverlässig, als aus ihnen sich in hohem Maße unsere Schutztruppe rekrutierte.

Das Vertrauen der Eingeborenen zu uns zeigte sich gerade in dem großen freiwilligen Angebot von jungen Soldaten; mehr als je drängten sie sich zur Fahne, obwohl ihnen die Gefährlichkeit dieses für sie neuartigen Krieges und die großen Verluste an Europäern und farbigen Mannschaften offen vor Augen lagen. Die Auffüllung der gerissenen Lücken, die dauernd notwendigen Neubildungen von Truppenkörpern ließen sich, was Menschenmaterial anbelangt, spielend durchführen, solange sich der Ruf des Sieges an unsere Fahnen heftete; die drei „Rekrutendepots" in Wilhelmstal, Muheza und Tabora hatten einen solch starken Zulauf, daß man in der Annahme wählerischer sein konnte als zu Friedenszeiten, obwohl ihr Istbestand dauernd auf der Höhe von 700 bis 800 Mann gehalten werden mußte.

Der Trägerdienst erforderte ein großes Aufgebot von Menschen und war schwer, vor allem in dem Sonnenbrande der Durst-Steppe nördlich vom Kilimandjaro; auch nicht ungefährlich war er, da auch der Troß gelegentlich einmal in das feindliche Feuer geraten mochte; doch selbst im dichten Kugelregen des Gefechtes von Tanga riskierten die Maschinengewehrträger, platt wie die Frösche auf dem Bauche liegend, ihr Leben, und das alles für 12 Rupie bar im Monat. Mit Leuten aus einer widerwilligen Bevölkerung hätte man das nicht machen können. Und diese Träger setzten sich hauptsächlich zusammen aus den von den Pflanzungen herbeigeholten Arbeitern.

Das Verhalten dieser in näherer Beziehung zu den weißen Herren stehenden Kreise der Eingeborenen war nicht allein im Beginn des Krieges musterhaft, sondern verblieb ebenso in der Folgezeit. Die Farbigen im weitern Umfange des gesamten Schutzgebietes waren in ihrer Aufführung nicht überall gleichmäßig, das aber waren nur Ausnahmen. Selbst die Matumbileute im Hinterland von Kilwa, die Hauptträger des großen Aufstandes von 1905, gegen die alljährlich sonst Truppen ausrücken mußten, verhielten sich nicht allein vollständig ruhig, sondern stellten bereitwillig — was sie bis dahin noch nie getan hatten — 3000 Träger für Kriegszwecke.

Auch in den Grenzbezirken war im allgemeinen keine Neigung zu bemerken, sich den Pflichten gegen die Regierung zu entziehen. Die Ruandaleute forderten geradezu, gegen die Belgier geführt zu werden. Die sonst recht querköpfigen Warundi dachten damals nicht an irgendwelche Schwierigkeiten, obwohl das ganze nord-westliche Gebiet mit seinen 4000000 Einwohnern, bis auf die äußerste Nordwestgrenze, kaum noch besetzt war. Die Residentur Bukoba konnte in aller Ruhe einige 100 Gewehre Modell 71 an die Askari der dortigen Sultane ausgeben und unter deren Beihilfe die in den Norden des Bezirkes eingedrungenen Engländer hinauswerfen.

Am wenigsten zuverlässig waren einzelne Bevölkerungsgruppen in den Bezirksämtern Moschi und Aruscha, also gerade in den Gegenden, in deren Umgebung ein Hauptteil des ganzen Krieges sich abspielte; allerdings waren es ausschließlich solche Stämme, die infolge besonderer Verhältnisse und der Lage ihres Gebietes englischer Beeinflussung leicht zugängig waren, und man kann nach allem, was bekanntgeworden ist, annehmen, daß die Umtriebe des Feindes, diese Leute auf seine Seite zu bringen, nicht erst mit dem Beginn des Krieges eingesetzt haben. Zumal war das bei den Wasonjo der Fall, die, in der Nähe des deutschen Natronsees wohnend, eine aus allen möglichen Volksstämmen zusammengelaufene Gesellschaft darstellten, als unzuverlässig und treulos von jeher bekannt.

Wenig vertrauenderweckend war in der ersten Zeit des Krieges die Haltung der Wadschagga in den Landschaften Gombeni, Useri und Rombo, am Nordostabhang des Kilimandjaro unter dem Mawensigipfel. Da sie

zunächst an das englische Gebiet grenzen, so lag hier die Gefahr von Verräterei um so näher, als die Leute von der Höhe ihrer Wohnsitze aus unsere Truppenbewegungen in der Steppe nach Taveta zu bequem beobachten konnten, und von dieser Gegend aus auch ein Spion griechischer Herkunft mit dem Feinde nächtlichen Zeichenverkehr getrieben hatte. Hier mußte eingegriffen werden, indem die Häuptlinge entfernt und durch zuverlässige deutsche Parteigänger ersetzt wurden. Die hier wahrgenommene Unzuverlässigkeit bei vollständiger Treue der übrigen Wadschagga mag zum Teil daher gerührt haben, daß der Sultan Mareale von Marangu zugleich geschworener Erbfeind jener drei Landschaften war und als besonderer Freund der deutschen Regierung galt — übrigens mit vollem Recht, denn der alte Mann ist, als später der Kilimandjaro aufgegeben wurde, mit unserer weichenden Truppe von seinem schönen Heimatberge weggezogen, um alsbald den ungewohnten Anstrengungen zu erliegen; er besiegelte seine Treue durch seinen Tod.

Eine besondere Beobachtung verdienen die gleichfalls in diesem Wetterwinkel des ostafrikanischen Krieges lebenden Massai; sie sind nur ein Bruchteil des mit Hamitenblut durchsetzten Stammes, dessen größere Masse mitsamt ihrem geistlichen Oberhaupte im englischen Gebiete ihren Aufenthalt hat. Sie sind nomadisierende Eindringlinge im Land, die vor Zeiten vom Norden her einwanderten und sich neue Sitze von den auseinandergesprengten Bantuvölkern erkämpften; früher und zum Teil auch jetzt noch von den letzteren unaussprechlich gefürchtet, obwohl sie in offnem Kampfe als die feigsten der Bewohner des Schutzgebietes zu bezeichnen sind. Ihr Ansehen als gewaltige Kriegsleute verdanken sie ausschließlich ihrer Taktik des nächtlichen Überfalles friedlicher und herdenreicher Wohnstätten, indes der Bantu vor dem Dunkel der Nacht eine namenlose Scheu empfindet. Feige, räuberisch, faul und sittenlos sind die Merkmale dieser Gesellschaft. Dabei aber sind sie gute Viehzüchter und Hirten, denen der Herdenbesitz über alles geht. Ihre hohe, schlanke Gestalt ist gepaart mit stolzem würdevollen Benehmen, das ihnen anwuchs aus der Ungebundenheit des Daseins und dem Bewußtsein, als Herrschende und gefürchtete Eroberer zu gelten; Redegewandtheit und durchtriebene Schlauheit kennzeichnen sie. Den letztern Eigenschaften wohl haben sie es zu verdanken, daß der Fremde, der ihr Land nur flüchtig berührt, in hohem Maße von ihnen gefesselt wird; diese auch können es nur sein, die ihnen von jeher das ganz besondere Wohlwollen der im Kilimandjarobezirk in rascher Folge, fast halbjährlich, wechselnden Bezirksamtleute verschafft haben und damit die besondere Fürsorge des Gouvernements. Kein Stamm im ganzen Schutzgebiet ist derart verwöhnt, förmlich in Watte gepackt worden wie diese Massai; immer und immer wieder wußten sie die Vorschiebung ihres Weidegebietes

über das eigentliche Reservat hinaus zu erreichen — so daß zu Beginn des Krieges ihre Herden bis nahe an die englische Grenze hinan grasen konnten. Zunächst setzte man große Erwartungen in diese Lieblinge des Kaiserlichen Gouvernements; man nahm an, daß sie die ihnen erwiesenen Wohltaten durch zuverlässige Kundschafterdienste, für die sie ihrer ganzen Natur nach besonders geeignet sind, vergelten würden. Der frühere Burenkommandant Krantz, der seine Farm inmitten der Massai hatte und in dauerndem Verkehr mit ihnen stand, stellte aus denjenigen, die ihm als zuverlässig bekannt waren, eine Kundschafterabteilung zusammen, deren Leitung er übernahm. Das Ergebnis war ein völlig versagendes; keine ihrer Meldungen stimmte; mehr als eine zeitigte Schwierigkeiten und zwecklose Maßnahmen. Längst war man mißtrauisch geworden und vorsichtig, als englische Gefangene aussagten, daß diese Massai gerade die besten Spione des Feindes waren; sie kämen und gingen im britischen Lager, erhielten dort ihre Weisungen für die Mitteilungen an uns, nachdem sie die Kenntnisse unserer Verhältnisse zum besten gegeben hätten. Schlechte Behandlung von unserer Seite kann die Ursache für diese Treulosigkeit nicht gewesen sein; im Gegenteil, vielleicht schätzten sie nach Negerart denjenigen gering, der sich schwach und ihrer Bauernschlauheit gegenüber zugängig gezeigt hatte. Sicher wurden sie von den Engländern besser bezahlt als von uns, und Gewinn am Besitz ist das einzige wirkliche Ideal des Massai. Möglich auch ist es, daß sie sich mehr zu den Briten hingezogen fühlten, weil der Hauptbestandteil ihres Volkes in der englischen Kolonie wohnt, und ihr geistlich-weltliches Oberhaupt sich unter deren Einfluß befindet.

Selbstverständlich werden auch anderswo hier und da schon im Beginn des Krieges Handlungen von Eingeborenen vorgekommen sein, die Begünstigung des Feindes als Folge oder zum Zweck hatten — manche vielleicht aus Dummheit, andere mit Bewußtsein begangen —; umfangreiche Schwierigkeiten aber sind in den ersten Zeiten sonst nicht festgestellt worden.

Die christliche, mohammedanische und heidnische Bevölkerung hat sich in gleicher Weise botmäßig erhalten. An manchen Stellen wird es gewiß nicht überzeugtes Bewußtsein gewesen sein, sondern Gedankenlosigkeit, die diese Haltung hervorrief; immer aber empfand man doch unwillkürlich, daß auch überzeugte Anhänglichkeit die Triebfeder war.

Im Beginn der Feindseligkeiten hat es auf die zahlreichen — wirklichen und äußerlichen — Mohammedaner zu unsern Gunsten gewirkt, daß ihnen erzählt werden konnte, der Sultan von Stambul sei unser Bundesgenosse; ob sie begriffen, was das Fetwa des Scheich ul Islam über den heiligen Krieg bedeute, darf mehr als zweifelhaft bleiben, zumal die vornehme Arabergesellschaft zu den Wahhabiten gehört, die von dem Istambule-Patriarchen der Sunniten nicht allzuviel halten. Immerhin scheint den Engländern

dieser Umstand unangenehm gewesen zu sein, da sie verbreiteten, daß der Kalif von Stambul, verblendet und von der wahren Religion abgefallen, gegen die wahren Freunde des Islam sich mit den Deutschen verbündet habe. Auch schienen sie in den Anfangszeiten des Krieges ihren eignen mohammedanischen Farbigen — hauptsächlich Sudani und Somali — nicht recht getraut zu haben, da diese für einige Zeit aus der Front verschwanden. Sicher aber ist doch wohl, daß ein wirkungsvoller Einfluß zu unsern Gunsten dadurch nicht hervorgerufen worden ist, zum mindesten kein dauernder, denn alsbald tauchten mohammedanische Abteilungen aller möglichen Stämme wieder in der Gefechtslinie auf, und im spätern Verlauf sind sogar reine Araberkompagnien von der britisch-ostafrikanischen Küste erschienen. Unsere Araber dagegen haben einwandfrei und bereitwillig sich auf die deutsche Seite gestellt. Sie würden das auch ohne heiligen Krieg und ohne die türkische Bundesgenossenschaft getan haben, denn schon im großen Aufstand von 1905 haben sie durchaus zu uns gehalten, weil sie durch die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse an uns geknüpft waren. Es schien so etwas wie Englandhaß in ihnen vorhanden zu sein, der herrührte aus der englischen Beschießung von Sansibar im Jahre 1902, welche Stadt für sie fast eine ebensolche Bedeutung hat, wie Mekka für die gesamte mohammedanische Welt; sie gilt ihnen als der Inbegriff aller Geschichte und Überlieferung. Der nach arabischer Anschauung herrschaftsberechtigte Sultan Said Chalid wurde damals vertrieben; die Rettung des in das deutsche Konsulat zu Freiherrn v. Rechenberg geflüchteten Herrschers, sowie dessen gastliche Aufnahme in Deutsch-Ostafrika trugen jetzt ihre Früchte.

Nach Aufruf der Regierung und Said Chalids stellten sich die Araber zu Hunderten freiwillig zum Waffendienst, und in den Moscheen wurde für den Sieg unserer Waffen gebetet; das war aber auch der einzige Nutzen, den uns der Mohammedanismus brachte, und er war noch gering genug, da die arabischen Krieger sich als durchweg unbrauchbar erwiesen.

Eine besondere Frage war die der bei uns handeltreibenden Inder, die fast sämtlich als britische Staatsangehörige anzusehen sind. Man hat sie leider ganz unbehindert ihr Wesen treiben lassen; sie sind eine feige und völlig unkriegerische Gesellschaft, so daß man sich wundert, wie England aus diesem Gesindel überhaupt Soldaten machen kann. Ob sie durch ihre geheimen, gar nicht zu verfolgenden Wege an uns nicht gar oft Verrat geübt haben, läßt sich nicht feststellen, ist aber als wahrscheinlich anzunehmen. Die Behauptung dagegen, daß von den ansässigen Indern in dem Straßenkampf von Tanga auf unsere Truppen geschossen sei, ist nicht einwandfrei erwiesen und auch kaum glaublich; dazu ist dieses Gesindel viel zu feige. Sie haben sich angstvoll während des Kampfgetöses in ihre Häuser eingeschlossen, dort Speisen und Getränke aufstellend, um ihre siegreichen

Landsleute gleich ordentlich bewirten zu können. Als es nicht dazu kam, haben sie es auch nicht ihrem Nutzen widerstrebend gefunden, im Dunkel der Nacht die Hyänen des Schlachtfeldes zu spielen und denen, die sie nicht lebend bewirten konnten, tot die Kleider vom Leibe zu stehlen. Im übrigen haben sie versucht, während des Krieges noch höhere Verdienste einzuheimsen durch Überteurung und Betrug von Weiß und Schwarz, als sie es gemeinhin schon zu tun pflegen, und vor allem in jeder Beziehung erwiesen, daß sie nicht nur im Frieden, sondern auch im Kriege ein Krebsschaden der Kolonie sind.

Eine besondere Erwähnung verdienen noch die unter dem Einfluß der zahlreichen englischen Missionen stehenden Eingeborenen; er war unzweifelhaft ungünstig in unserm Sinne; an den verschiedensten Stellen trat das hervor; das uns besonders feindliche Verhalten der Wamakonde im Lindibezirk wurde von den Kennern der Sachlage dem Wirken der Hochkirche-Mission in Massassi zugeschrieben. Auch die katholische Mission der „Weißen Väter" hat nach mehrfachen Berichten nicht günstig gewirkt; was nicht zu verwundern ist, da viele Franzosen und Belgier in dieser von Algier ausgehenden Anstalt tätig waren.

Die Europäer.

Nicht überall war das Verhalten der Deutschen Ostafrikas gegenüber dem Kriegsbeginn gleich. Nicht alle waren davon überzeugt, daß hier ein Kampf seinen Anfang nahm, der die Grundfesten der bestehenden Staatensysteme zu erschüttern bestimmt war; man konnte an manchen Stellen den Gedanken nicht fassen, daß es dem Deutschen Reiche auferlegt sei, noch einmal um seine Daseinsberechtigung den Kampf bis aufs Messer zu führen; man gedachte nicht der Worte, die des Kriegsgotts Wagenlenker von 1870, Feldmarschall Graf Moltke, dereinst gesprochen und öfter wiederholt hat, daß das deutsche Volk gezwungen sein werde, 5 Jahrzehnte lang die Waffen zu schärfen, um die Errungenschaften des großen Jahres vor mißgünstigen Nachbarn zu wahren. Diese Zweifler fanden sich hauptsächlich in den Küstenstädten und besonders unter Leitern der großen Kaufmannshäuser.

Schon vor Jahr und Tag hatte der Vertreter des Besiedlungs-Komitees, Hauptmann Leue, als Mitglied des Gouvernementsrats in geheimer Sitzung darauf hingewiesen, daß die Wehrhaftmachung der Kolonie gegen einen auswärtigen Feind, und zwar gegen England in erster Linie, ein unverrückbares Ziel der Schutzgebietsverwaltung sein müsse. Er hatte Spott und Hohn geerntet. So ging es auch jetzt in Tanga und vor allem in Daressalam manchmal denjenigen, die von der Größe des Augenblicks ergriffen, gleich

in den ersten Tagen sich in ihrer Eigenschaft als Reserve- oder Landwehroffizier dem Kommando zur Verfügung stellten und einziehen ließen. Die Spötter saßen sowohl in der Verwaltung wie in der Reihe der Vertreter der Großkaufhäuser; diesen letztern war bislang der größte und nicht immer günstigste Einfluß auf die Entwicklung der Kolonie eingeräumt worden, indes den Auforderungen der Ansiedler, die sich jetzt durchweg von vornherein zu rücksichtsloser Aufnahme der Verteidigung bereithielten, mit Vorliebe unfreundliche Mienen gezeigt worden waren. Trotzdem waren die weitaus meisten Firmen durchaus geneigt, ihr Geschäftsverfahren auf eine längere Kriegsdauer einzustellen. Eine ganz gehörige Heraufsetzung der Preise war fast überall die erste Folge der Kriegserklärung; daran änderte auch nichts die allerdings erst spät eintretende behördliche Festsetzung von Höchstpreisen. Drüben ging es wie daheim, denn jeder war froh, wenn er seine Wünsche erfüllt sah, und zahlte dafür, was verlangt wurde, zumal die von den Großfirmen abhängigen indischen Kaufleute in entsprechend gesteigerter Form ihre Vorbilder nachahmten.

Die Pflanzer, welche ihre Plantagen verließen, um dem Vaterlande zu dienen, kamen dadurch in eine unangenehme Lage, zumal auch für Darlehen ganz unerhört hohe Zinsen gefordert wurden; bis 12 Proz. wurden, wie berichtet wird, von einer der größten Firmen verlangt. Auch sie ging allerdings alsbald auf 7 Proz. herunter, da das Mutterhaus in Berlin verständigerweise anordnete, daß die Pflanzer solange und so gut als möglich in ihren pekuniären Verhältnissen zu unterstützen seien. Aber es gab auch löbliche Ausnahmen sowohl unter den größern Geschäften wie vor allem unter den kleinern; dazu gehörte, um einige nur zu nennen, die Schweizer Firma Zellweger in Tanga, sowie Rosenbaum und Levi in Tanga und Mombo, welch letztere ohne jeden Preisaufschlag und noch dazu, wenn nötig, gegen Kredit den Pflanzern das verkaufte, was sie zu ihrer Ausrüstung für den Krieg nötig hatten.

Damals konnte kein Mensch mehr den Grundsatz aufzustellen wagen: „Eine Eingeborenen- und Handelskolonie habe ich übernommen und als solche gedenke ich sie weiterzuführen.“ Wenige Jahre haben seit 1908 genügt, zu beweisen, daß dieser Ausspruch Dernburgs schon damals eine völlige Verkennung der Dinge gewesen ist. Wäre aber Ostafrika tatsächlich eine Eingeborenen- und Handelskolonie gewesen und geblieben, so hätte wohl schon in den wenigen Monaten des ersten Kriegsjahres die schwarzweißrote Flagge am Indischen Ozean, dem Handelsseebecken der Zukunft, verschwinden müssen. Sie wäre rasch verloren gewesen; denn woher hätte sie die Männer nehmen sollen, die jetzt in die Bresche sprangen, mit dem Bewußtsein, um ihre eigne Scholle deutschen Landes zu kämpfen, die der erst aus der Erde gestampften Vergrößerung der farbigen Truppe Rückgrat und Halt

verliehen? Wo und wie hätte diese sich Offiziere und Unteroffiziere verschaffen sollen, wenn nicht der vielbekämpfte und noch mehr in allen Tonarten geschmähte Ansiedler im Lande gewesen wäre, der sich durchzusetzen wußte gegen Reichskolonialamt, gegen die weitaus größte Mehrheit des kolonialen Beamtentums und gegen alle Herabsetzung im Reichstag? Ohne die europäische Pflanzung und Farmerei wäre es nicht möglich gewesen, die aufgebotenen Truppen zu ernähren und deren deutschen Teil mit dem Allernotwendigsten an europäischen Unterhaltsmitteln zu versehen. Nicht die kaufmännischen Großfirmen hätten dieses Kunststück zu Wege gebracht; sie hätten noch nicht einmal ihre aufgestapelten Warenvorräte zu den schnell erhöhten Warenpreisen an den Mann bringen können, wenn nicht eben die im Felde stehende Siedlung Abnehmer gewesen wäre.

Die kaufmännischen Angestellten sind selbstverständlich auch unter die Fahne getreten und haben in vollem Maße ihre Pflicht getan, aber ihre Zahl allein hätte nicht gereicht, auch nur ein paar der neu aufgestellten Kompagnien mit deutschen Führern zu besetzen, geschweige denn die Lücken zu füllen, die die feindliche Kugel in unsre Reihen riß. Für manche von ihnen war der Eintritt in die Feldtruppe sogar noch die letzte Rettung vor Sorge und Not, denn es gab auch solche Häuser, die sogleich eine ganze Anzahl ihrer Angestellten einfach auf die Straße setzten, weil der Krieg den Geschäftsbetrieb beschränkte und Kräfte entbehrlich machte.

Auch die Beamten des Schutzgebietes standen nicht zurück; hier kann man sogar das Bedauern nicht unterdrücken, daß die wichtigsten unter den Beratern des Gouverneurs sich etwas gar zu eilig zum Waffenhandwerk drängten, ohne an der Ausführung dieser Absichten gehindert zu werden. Man kann sich dem Eindruck nicht verschließen, daß dadurch die Stellung des Gouvernements in unwillkommener Weise geschwächt wurde. Manche von den Herren, die in diesen Kreis gehören, haben als Soldaten Vortreffliches geleistet, aber das, was sie taten, hätte wohl auch ein andrer fertigbringen können. In den Stellen aber, die sie verließen, konnten sie nicht ersetzt werden. Die Ursache für manches, was an den Leistungen des Gouvernements für die Kriegführung — ob mit Recht oder Unrecht, bleibe dahingestellt — getadelt worden ist, muß, wenn berechtigt, ganz bestimmt auf die allzu frühzeitige und plötzliche Verwaisung der wichtigsten Verwaltungsstellen zurückgeführt werden.

Aus den benachbarten Kolonien strebten die wehrfähigen Deutschen in unser Schutzgebiet; einem einzelnen (Jähnke) gelang es, selbst aus dem Englischen entweichend, über die Grenze zu kommen, nachdem er, im Klub in Mombassa angestellt, rechtzeitig belauscht hatte, was bevorstand. Größerer Zuwachs kam aus dem in den ersten Jahren des Krieges noch neutralen Mosambik. Aber auch von hieraus war die Sache nicht ganz einfach; Portugal ist seit länger als 200 Jahren durch den Methuen-Vertrag in

Wirklichkeit nur ein Vasallenstaat Englands, und so herrschte denn in diesem Koloniallande tatsächlich der englische Generalkonsul. Nicht alle Beamten fügten sich ihm; der unserer Grenze zunächst sitzende Untergouverneur des Bezirks Palma begünstigte den Übertritt unserer Wehrleute nach Kräften; das dauerte nur kurze Zeit, denn alsbald verschwand er von seinem Platze. Schwer hatten es die Schiffsbesatzungen der Handelsdampfer, die fern im Süden, im Hafen von Mosambik eine Zuflucht gesucht hatten. Hier standen sie unter der unmittelbaren Aufsicht des britischen Oberherrn der portugiesischen Kolonie, der alles daransetzte, sie festzuhalten, oder gar internieren zu lassen. Es handelte sich in der Hauptsache um die Besatzung des D.-O.-A.-L.-Dampfers „Kalif“ und um den „Ziethen“ vom Norddeutschen Lloyd, auf welch letzterem sich auch noch ein Teil der in der Südsee abgelösten „Planet“-Mannschaft befand. Hier konnte nur mit Aufwendung von List ein Erfolg erzielt werden, nachdem die Ermietung eines kleinen portugiesischen Dampfers an der Aufmerksamkeit des englischen Beobachters gescheitert war. Über diesen Versuch war der Rest des Jahres 1914 hingegangen und, nunmehr lediglich auf die eignen Schiffsboote angewiesen, konnte man diese erst benutzen, wenn der Südwestmonsun an die Stelle des Nordost getreten war, gegen welch letztern anzusegeln, keine Möglichkeit besteht. Die bis dahin noch verbleibende Zeit wurde dazu benutzt, durch tägliche Wett-, Vergnügungs- und Badefahrten die Behörden an den Verkehr und das längere Ausbleiben der Boote zu gewöhnen. Anfang März 1915 wurde der Südwest stetig und die Pläne reif zur Ausführung. Eines guten Tages, am 9. April 1915, kam ein Rettungsboot des „Kalif“ nicht wieder, angeblich war es auf einer Vergnügungsfahrt mit Mann und Maus spurlos verschwunden. Am 11. April rüstete der Steuermann der Seewehr, 3. Offizier des „Ziethen“, Greben, sich, dem vorangegangenen zu folgen. Ein kleines Boot wurde mit dem nötigen Proviant vorausgesandt, indes das große Rettungsboot mit seiner Besatzung von 12 Mann ohne jede weitere Ladung scheinbar zu einer der üblichen Vergnügungsfahrten in See ging. Gegen Abend traf man das vorausgesandte Fahrzeug, nahm die Lebensmittel über und ging in voller Fahrt nach Norden. Man kann sich vorstellen, daß Kräfte, Nerven und Geduld aufs höchste angespannt wurden. Wasser war nur die allernotwendigste Menge an Bord, gekocht konnte nicht werden und an Schlaf war bei der Beengung des Raumes kaum zu denken. Man befand sich etwa in der Lage, wie die mit Mühe und Not entkommene Mannschaft eines auf hohem Meer zugrunde gegangenen Schiffes. Nachdem eine Wasserhose am 12. April das Fahrzeug beinahe vernichtet hätte, trat während der nächsten Tage fast Windstille ein, die die Hitze der scheitelrecht herabbrennenden Sonne zur Unerträglichkeit verstärkte. Dann aber gab's wieder frische Brise von Süden; in der Nacht vom 17. zum 18. glaubte man, das Feuer von Kap Delgado gesichtet zu

haben, am Mittag des 18. stellte man den Schiffsort fest und fand, daß man, bei etwa 100 Seemeilen Fahrt an jedem der letzten Tage, schon sechs Meilen nördlich der deutschen Grenze sich befinden müsse. Der Kurs wurde westwärts auf die Küste gesetzt, aber es schien, als ob man jetzt noch, so dicht vor dem Ziel, scheitern solle, denn plötzlich gewahrte man Rauchsäulen eines englischen Kreuzers. Alles legte sich platt auf den Boden, ein Persinning wurde über das Boot gezogen, damit es möglichst wenig sichtbar sei. Dreimal trieb es quer vor dem Feinde vorbei, ohne bemerkt zu werden. Am Abend endlich konnten wieder Segel gesetzt werden; früh am 19. wurde die schäumende Brandung der Küste sichtbar; eine kleine Bucht wurde erreicht, und in der Frühe des Morgens rückte Steuermann Greben mit seinen Leuten in Lindi ein, wo das Boot des „Kalif" schon am Tage vorher eingetroffen war. Auf diese abenteuerliche und gefahrvolle Weise sind später noch etwa 6 Boote mit Wehrleuten angelangt.

Einigermaßen gespannt konnte man darauf sein, wie die zahlreichen Buren, die in unserm Kilimandjaro- und Merugebiet nach dem unglücklichen Ausgange des südafrikanischen Krieges eine Zuflucht gefunden hatten, sich verhalten würden. War das Gefühl der Abneigung noch stark genug in ihnen, um sie zu rückhaltloser Gegnerschaft gegen die Verderber ihres verlorengegangenen staatlichen Daseins zu bewegen? Eine Anzahl von ihnen, die ursprünglich auf unserm Gebiet seßhaft waren, hatten schon vor Zeiten die Grenze überschritten, um auf britisch-afrikanischem Boden eine neue Heimat zu suchen; man hatte ihnen, da es durchweg nicht gerade die besten waren, keine Träne nachgeweint. Diese und die von vornherein in Britisch-Ostafrika ansässigen traten zahlreich gleich zu Beginn des Krieges in englische Dienste und waren eine nicht zu verachtende Gegnerschaft, da sie infolge ihrer Landeskenntnis und Bedürfnislosigkeit zu Patrouillengängen besonders geeignet waren, eine Arbeit, die dem Engländer selber offenbar nicht zusagte und ungern von ihm selbst ausgeübt wurde. Auch in größern Verbänden haben sie in der Form berittener Infanterie zunächst versucht, uns schädlich zu werden. Nachdem sie aber in dem Gefecht bei Engido am 25. September schwere Verluste gehabt hatten, haben sie sich aus den vordern Reihen unserer Gegner verzogen, und wir haben in den folgenden Monaten des Krieges wenig mehr von ihnen gemerkt, denn es ist eine Eigenart der Buren wohl von jeher gewesen, daß sie mit ganz überraschender Kühnheit da handeln, wo sie nach Indianerart den Gegner in Überfällen und gewagten Streifzügen überlisten können, aber am offnen, verlustreichen Kampfe finden sie wenig Gefallen; ein Scharmützel, in dem sie dem Feinde, auch unter Zurückweichen ihrerseits, große Verluste zufügen, gilt ihnen mehr als ein siegreiches Gefecht, welches ihnen viel Tote verursacht hat. Immerhin, es kann zur Beurteilung des Burenvolkes in seiner Gesamtheit beitragen, wenn man sieht, wie jetzt unter Verhältnissen, in

denen zum mindesten keine zwingende Veranlassung vorlag, sich nicht allein die jenseits der Grenze wohnenden, sondern auch einzelne aus unserm Gebiet demjenigen Feinde zur Verfügung stellten, den sie noch vor 1½ Jahrzehnten bis aufs Blut bekämpft hatten. Ja, einige bis kurz vor oder gar noch bis zu dem Beginn des Krieges auf deutschem Boden wohnende Buren haben sich mit ganz besonderer Erbitterung gegen uns betätigt.

Für uns in Deutsch-Ostafrika war es daher keine besondere Enttäuschung, daß der Freiheitsaufruf des alten Christian de Wet gar bald in Südafrika vor tauben Ohren verhallte.

Die bei uns noch siedelnden Buren waren in der Hauptzahl nicht deutsche Staatsangehörige geworden und daher nicht geneigt, sich in die deutschen Reihen einstellen zu lassen; sie schworen Innehaltung der Neutralität, um auf ihren fast sämtlich nahe der englischen Grenze belegenen Farmen sitzenbleiben zu können. Eine Anzahl anderer dagegen war bereit, ihre Pflicht gegen das Land, das ihnen Schutz und Aufnahme gewährt hatte, zu erfüllen. Teilweise waren sie bereits deutsche Staatsangehörige, teilweise beantragten sie sogar erst jetzt ihre Naturalisierung, um bei uns als Feldsoldaten oder Frachtfahrer Dienste zu tun. Die Stimmung war eben recht geteilt; ein alter Herr wurde seinen Söhnen gram, weil sie mit den Deutschen zu Felde ziehen wollten, ein anderer, es war der alte General Malan, versuchte, wie es sich für einen

Burenpatriarchen ziemt, aus der Bibel nachzuweisen, daß jeder Mann verpflichtet sei, der schwarzweißroten Fahne zu folgen. Die Vornehmern und Angesehenern unter ihnen, wie die Visser von Engare Nairobi, Nieuwenhuizen und von Royen haben sich nach Erlangung der deutschen Staatsangehörigkeit sofort einreihen lassen. Einer ihrer ersten Wünsche, den sie nach Eintritt in die Truppe äußerten, war eigenartigerweise die Wegschaffung ihrer neutralen Landsleute aus den Grenzgebieten, da diese im Verkehr mit den auf englischer Seite fechtenden Buren ständen. Dies geschah, doch gab das Gouvernement erst nach erheblichem Widerstreben seine Einwilligung dazu. Die bei uns eingetretenen Buren, etwa ein Dutzend an der Zahl, haben wertvolle Dienste geleistet; sie haben uns, durch ihre Erfahrungen im südafrikanischen Krieg gewitzigt, gezeigt, wie man in der Steppe das feindliche Lager beschleicht und erkundet, wie man Vieh und Pferde abtreibt. Sie haben in dieser Tätigkeit selbst Tüchtiges geleistet und an unsern Leuten gelehrige Schüler darin gefunden. Doch hatten wir auch eigne Landsleute in unsern Reihen, welche im Burenkriege ausgebildet waren. Vor allem ist da der leider so früh und tragisch umgekommene Bergingenieur Sattler zu nennen; er hatte erst als einer der letzten mit Delarey zusammen die Waffen gestreckt und war jetzt eine wertvolle Kraft, der die Kriegführung der ersten Zeit viele wichtige Anregungen verdankte.

Auch die Palästinenser und Deutschrussen sind nicht zurückgeblieben. Von erstern sind die Brüder Blaich als vortreffliche Patrouillengänger zu nennen; auch von den letztern standen einige in Front, indes der alte Kächter mit seinem 16jährigen Sohne die ganzen Jahre hindurch im Etappendienst tätig war.

Von den übrigen im Schutzgebiet anwesenden Europäern sind vor allem Italiener und Griechen zu erwähnen; der erstern waren nur einige wenige, der letztern eine nicht geringe Anzahl vorhanden. Zumeist verdienten sie ihren Lebensunterhalt als Händler und Unternehmer, und während der Krieg den Deutschen schwere Verluste an Geld und Gut brachte, haben manche der Griechen durch Trägergestellung, Lebensmittelaufkauf, Zigarettenfabrikation Hunderttausende von Rupie verdient. Eine Anzahl von ihnen saß als wohlhabende und erfolgreiche Pflanzer im Kilimandjaro- und Merugebiet. Sie waren im Verhältnis so zahlreich und mit so großem Landbesitz ausgestattet, daß die deutschen Ansiedler darüber zu kurz gekommen waren. Fast könnte man annehmen, daß eine kurzsichtige Beamtenpolitik dieses wertvolle, an der Grenze gelegene Siedlungsland absichtlich an sie vergeben hatte, um die weniger beliebten eignen Volksgenossen an der Niederlassung zu verhindern. Das rächte sich jetzt, wo man einer in englischem Solde betriebenen Spionage gewärtig sein mußte. Einer der dort wohnenden Griechen wurde des Verrates überführt und verurteilt. Andere haben sich aktiv am Kampfe

beteiligt und bei Tanga im November 1914 in unsern Reihen gestanden. Die weitaus meisten von ihnen waren übrigens türkische Staatsangehörige; das hielt sie jedoch nicht ab, sich bei der Besetzung Taboras im August 1916 den Belgiern gegenüber als „Grecques alliés“ zu bezeichnen. Andererseits wieder haben sich manche unsern in Feindeshand gefallenen Frauen und Kindern gegenüber hilfreich erwiesen durch Gelddarlehen, für die ihnen Sicherheit nicht gewährt werden konnte. Die ansässigen Italiener hielten es für selbstverständlich, daß ihr Heimatland seine Bündnispflicht erfüllen würde, sie meldeten sich als Freiwillige, und einer von ihnen, Renato Marri, wurde, bei Tanga in erster Linie mit uns kämpfend, zum Tode verwundet. Es war nicht ihrem Gefühl von Gerechtigkeit entsprechend, daß sie aus der Truppe wieder ausscheiden mußten, weil Italien sich vom Kampfe fernhielt und schließlich gar zum Feinde überging.

Nicht ganz unwesentlich war die Zahl der Engländer im Schutzgebiet; als Missionare wohnten sie hier schon vor der deutschen Besitzergreifung; als Pflanzer und Geschäftsleute führte sie der große „Gummiboom von 1910“ ins Land. In dem vom indischen Generalstab herausgegebenen „Field Notes on German East Africa“ war ein in Marangu wohnender Engländer Smith geradezu als Spion und Führer für britische Angriffsbewegungen mit Namen benannt worden. Leider hatte er rechtzeitig den deutschen Staub von seinen Füßen geschüttelt. Eine englische High Church Mission im Süden des Schutzgebietes hat ihre christlichen Eingeborenen für den Sieg der englischen Waffen beten lassen. In Britisch-Ostafrika wurden sämtliche Deutsche, Frauen und Kinder eingeschlossen, sofort nach Ausbruch des Krieges gefangen gesetzt, um zunächst nach Nairobi und später nach Indien abgeführt zu werden. Unsere Landsleute im Kongostaat und Südafrika wurden ebenso wie die Frauen und Kinder der besetzten Küstenorte von Südwest in den aus den Burenkriegen her berüchtigten Konzentrationslagern zusammengepfercht; die Mildtätigkeit mußte in den südafrikanischen Zeitungen angerufen werden, um die Armen nicht völlig verkommen zu lassen. Trotzdem ließ das kaiserliche Gouvernement Milde gegenüber den Engländern des Schutzgebietes walten. Obwohl Angehörige der in Ostusambara gelegenen Missionsstation Magila, entgegen übernommener ehrenwörtlicher Verpflichtung, Kenntnis von den Truppenbewegungen auf der Usambarabahn zu erlangen versucht hatten, hat man erst Mitte Dezember sich entschlossen, diese durch Abführung in das Innere unschädlich zu machen, und zwar erst lange, nachdem der Krieg durch den Angriff auf Tanga einen gewissen Höhepunkt erreicht hatte, und nachdem am 28. November durch die Engländer unter Bruch des Parlamentärrechtes wehrunfähige Deutsche, ja selbst eine Frau, von den Handelsschiffen im Daressalamer Hafen in die Gefangenschaft geschleppt worden waren. Trotz alledem haben es die englischen Zivilgefangenen nicht schlecht gehabt. Sie

waren, solange es nach der Lage der militärischen Bewegungen anging, an den gesundesten Orten des Schutzgebietes, z. B. in dem hochgelegenen Kiboriani bei Mpapua, untergebracht; für die Verpflegung wurde nach Kräften gesorgt, so daß sie es gewiß nicht schlechter gehabt haben als unsere eignen Frauen und Kinder; aber mehr, als in dem abgeschlossenen Lande zu haben war, konnte ihnen nicht gegeben werden. In der ersten Hälfte 1916 wurden sie gemäß dem zwischen Deutschland und England abgeschlossenen Vertrage über die Zivilgefangenen ausgeliefert. Die Arbeit der englischen Mission hatte, wenn auch nicht überall, so doch an einzelnen Stellen unzweifelhaft englandfreundliche Eingeborene geschaffen, was sich z. B. beim Überfall von Muhesa im Juni 1916 auch in kriegsverräterischer Handlung unzweifelhaft kundtat.

Deutsch-Ostafrika als Kampfpreis.

Der Krieg, der sich um Deutsch-Ostafrika abgespielt hat, ist gewiß nur ein schwacher Hauch des gewaltigen Sturmes, der über die Erde dahingebraust ist. Trotzdem verdient er mehr Beachtung, als es auf den ersten Blick erscheinen mag. So klein der äußere Umfang der kriegerischen Abwicklung auch gewesen sein mag, so hat sie doch ein ganz ungewöhnliches Aufsehen hervorgerufen, sowohl in der Heimat, die stolz war und ist auf die Leistungen der ostafrikanischen Schutztruppe, wie auch bei den Gegnern, die sich dem nicht entziehen konnten, ihre Achtung vor den in Ostafrika vollbrachten Taten der Deutschen immer wieder in den mannigfachsten Formen zu bezeugen. Dieses geschah von seiten der Engländer manchmal in ausgesprochener, aufrichtiger Anerkennung, häufiger aber noch gewissermaßen wider Wunsch und Absicht durch Bemerkungen, denen Ärger und Verdruß zugrunde lag, die aber gerade deshalb um so schwerer ins Gewicht fallen und um so beweiskräftiger sind. Dahin gehört u. a. die englische Zeitungsnachricht aus dem Beginn des Jahres 1919, in der die Gesamtverluste der englischen Truppen in Deutsch-Ostafrika an Toten auf mehr als 880 Offiziere und 17 000 Mann beziffert wurden. Von Erbitterung, die bei dem gut entwickelten Zahlenverständnis der Engländer sehr erklärlich ist, begleitet war die andere Nachricht, die gleichfalls aus jener Zeit stammt, daß der ostafrikanische Krieg insgesamt 400 Millionen Pfund, also 8 Milliarden Mark gekostet habe. Das ist das Doppelte der Gesamtkriegsentschädigung, die das besiegte Frankreich 1871 an Deutschland zu zahlen hatte. Die Summe erscheint allerdings sehr hoch; da aber schon Mitte 1917 von 150 Millionen Pfund = 3 Milliarden Mark geschrieben worden ist, so kann man annehmen, daß die Unkosten tatsächlich sich in einer Höhe bewegen, die Beweis dafür sein dürfte, welchen Wert die Engländer auf den Besitz gerade dieser Kolonie

gelegt haben, und welchen Widerstand sie fanden, ehe sie diesen Wunsch in Wirklichkeit umsetzen konnten.

Die politische Ursache der gewaltigen Anstrengungen, die hier von dem britischen Weltreich gemacht worden sind, ist es, die dem ostafrikanischen Feldzuge seine Bedeutung verleiht. Er ist doch nicht nur ein Zwischenspiel im großen Kampfe um die Weltherrschaft gewesen, sondern er bildet einen wesentlichen Bestandteil davon.

England glaubte gerade von Deutsch-Ostafrika aus sich in seiner Weltmachtstellung bedroht. Es befürchtete einen von dieser Kolonie ausgehenden, ihm schädlichen Einfluß auf Ägypten, der besonders im Falle eines großen Krieges hätte gefährlich werden können durch die Verschließung des Suezkanals. England hatte im Hinterland des ägyptischen Gebietes noch keineswegs die unbeschränkte Machtstellung, die es nötig gehabt haben würde, um allen Möglichkeiten, die von dort aus kommen konnten, vorzubeugen. Auch in Ägypten selber fühlte es sich nicht sicher, denn die jungägyptischen Bestrebungen, die auf eine entschiedene Lostrennung von England hinarbeiteten, nahmen überhand und hatten auch Fühlung mit den Feinden Englands in aller Welt zu nehmen gesucht. Man rechnete in diesen jungägyptischen Kreisen mit Bestimmtheit auf einen Aufstand im Sudangebiet, dem dann nicht allein die Ägypter als solche, sondern auch die dort unter englischem Befehl stehenden ägyptischen Truppen sich angeschlossen haben würden, sobald sie nur sahen, daß eine Aussicht vorhanden war, das englische Joch abzuwerfen. Die Werbungen dieser Jungägypter für ihre Pläne waren viel weiter gediehen, als man im allgemeinen wußte. Nur die Engländer hatten ein aufmerksames Auge auf diese Angelegenheit gerichtet, und die im Jahre 1912 erfolgten Hinrichtungen einiger Führer, die an dem damaligen Ministermord in irgendeiner Form beteiligt sein mochten, ließen erkennen, daß die englische Regierung unterrichtet war und sich nicht überraschen lassen wollte.

Allerdings hatten die Jungägypter, die übrigens auch bei den Fraktionen des Reichstags Anschluß gesucht hatten, bei jeder Gelegenheit erklärt, daß sie allein nicht fähig wären, irgend etwas zu unternehmen, daß sie aber in dem zu erwartenden Weltkriege, in dem Deutschland unzweifelhaft der Hauptgegner Englands sein würde, auf die Verwirklichung ihrer Pläne hofften und dann auch tatkräftig vorgehen wollten.

Es ist bis heute noch nicht genau bekanntgeworden, welchen Umfang die Unruhen, die im Sudan unzweifelhaft stattfanden, angenommen haben; sicher aber ist es, daß es zu nicht ganz unerheblichen Kämpfen in jenen Gegenden gekommen ist.

Die Bewegung ist schließlich in sich zusammengebrochen, denn es ist naturgemäß, daß diese von allem Verkehr abgeschnittenen Gebiete nicht in der Verfassung waren, einen erfolgreichen Kampf gegen auch nur kleine englische,

mit allen Hilfsmitteln der Neuzeit ausgerüstete Armeen durchzuführen. Auch wird die Bewegung im ganzen keine gar zu umfangreiche, allumfassende gewesen sein. Wäre es zu einer solchen gekommen, dann allerdings hätte eine ganz erhebliche Gefahr für den am Suezkanal liegenden Angelpunkt der englischen Weltherrschaft bestanden. Aber der Anstoß zu einem solchen insgesamten Aufflammen gegen den britischen Einfluß konnte nur dann entstehen, wenn unmittelbarer europäischer Einfluß hinter den kampflustigen Massen der Bewohner des obern und mittlern Nils gestanden haben würde.

Der ganzen Lage der Dinge nach vermochte eine solche Einwirkung nur auszugehen von einer starken Macht, die in irgendeiner Form vom afrikanischen Kontinent aus auf den Sudan hätte Einfluß nehmen können. Das wäre, wenn überhaupt möglich, das Deutsche Reich gewesen von seiner Kolonie Deutsch-Ostafrika aus. Zwar liegt die englische ostafrikanische Kolonie und Uganda noch zwischen dem Sudan und Deutsch-Ostafrika, aber in beiden Gebieten war die Stellung der englischen Herrschaft nicht übermäßig sicher. Insbesondere Uganda und die bis nach Uganda hineinreichenden sudanesischen Ansiedlungen wären ohne weiteres mit jedem, also auch mit Deutschland gegangen, wenn es diesem möglich gewesen wäre, in irgendeiner Form seine Flagge unter Aufbietung einer gewissen Macht daselbst zu zeigen. War Deutschland im Falle allgemeiner Verwicklungen stark genug in Ostafrika, um diesen Feinden der Engländer eine genügende Unterstützung zu gewähren, dann allerdings hätte Großbritannien mit vollem Recht um die Schlüsselstellung der englischen Wirtschaftsbeherrschung am Suezkanal bangen müssen.

Leider war für ein derartiges, hoch erstrebenswertes Ziel von unsrer Seite gar nichts geschehen, ja, eher alles unterlassen worden, was hätte getan werden müssen. Aber äußerlich bestand diese Drohung und mußte das ruhige Behagen des britischen Daseins störend beeinflussen.

Aber selbst wenn Ägypten vollständig außerhalb des Rahmens der Betrachtungen blieb, so war eine ostafrikanische Kolonie in deutschem Besitz doch ein drückender Alp für die englische Politik, da der Handel und der politische Einfluß Englands im nähern und fernern Osten dadurch einer recht unangenehmen Gefahr ausgesetzt war. Diesem Gedanken gemäß hatte England seine Politik eingerichtet. Seit ungefähr zwei Jahrzehnten konnte man erkennen, wie das britische Weltreich mit der seinen großen politischen Absichten eignen unbeirrbaren Hartnäckigkeit danach strebte, aus dem Indischen Ozean eine unbestritten britische See zu machen. Zu diesem Zwecke mußte die ganze Umrahmung dieses gewaltigen Seebeckens, wenn irgend möglich, in englische Hand gebracht werden. Das damalige, nicht sehr hoch eingeschätzte Frankreich in Madagaskar und Holland mit seinen Kolonien bildeten keine Gefahr. Auf keinen Fall aber durfte ein wesentliches Stück dieses Küstengebiets in den Händen einer Macht bleiben, die,

wie das Deutsche Reich, mächtig genug war, um einmal wirklich gefährlich zu werden. Lauerte doch außerdem Japan jenseits des engen Meerestores von Singapore auf eine gute Gelegenheit zum Einbruch in dieses Revier. Diese beiden zusammen bildeten eine Gefahr, der gegenüber England sich nicht sicher fühlte, obwohl es ja vorläufig Japan durch ein Bündnis an sich geknüpft hatte. Wenn die Deutschen einmal, gestützt auf eine gut besetzte Flottenstation in einer der trefflichen ostafrikanischen Hafenbuchten, die man leicht zu einer Seefestung ersten Ranges hätte umwandeln können, den Japanern im rechten Augenblick die Hand reichten, dann war eine Lage geschaffen, deren Unannehmlichkeit gar nicht abgemessen werden konnte.

So hat denn die englische Diplomatie sich bemüht, auf mehr oder minder gütliche Weise die deutsche Gefahr in dieser Gegend zu bannen. Der letzte der mehrfach angestellten Versuche, Deutsch-Ostafrika auf diplomatischem Wege in Englands Hand zu bringen, wurde gemacht, als 1912 der damalige englische Kriegsminister Haldane an unsere auswärtige Vertretung sich heranmachte. Man glaubte, uns durch die Marokko-Kongo-Frage mürbe gemacht zu haben. Man meinte auch wohl, und zwar nicht mit Unrecht, erkannt zu haben, daß unserer Diplomatie im Grunde genommen an einem kolonialen Besitze gar nichts gelegen wäre, und hoffte, daß wir in den Umtausch Ostafrikas für einen mäßigen Gegenwert an der Westküste Afrikas willigen würden.

Unsere diplomatischen Kreise scheinen damals tatsächlich nicht abgeneigt gewesen zu sein, auf diese Zumutung einzugehen; gescheitert soll das ganze Haldanesche Unternehmen nur deswegen sein, weil im Zusammenhang damit auch noch bestimmte weitgehende Forderungen in der Flottenabrüstung gemacht wurden, denen der Admiral von Tirpitz sich widersetzte.

Die Pläne, unsere beste und aussichtsreichste Kolonie durch leichte Schiebung in englische Hand zu bringen, waren also mißlungen, aber der Wunsch, sie zu besitzen, bestand nach wie vor.

So war von vornherein Deutsch-Ostafrika als einer der Siegespreise zu betrachten, den der große Kampf bringen konnte. Allerdings, hätten die Engländer gewußt, welchen Vorsatz sie da auf die Hörner nahmen, so würden sie kaum damit angefangen haben. Man kann annehmen, daß sie es dann wohl hätten darauf ankommen lassen, wie der allgemeine Ausgang des Weltkrieges über den Besitz entscheide. Nachdem aber England einmal diese Arbeit begonnen hatte, hat es auch die an ihm gewohnte politische Hartnäckigkeit entwickelt, das einmal Angefangene zu Ende zu führen, und hat anscheinend um so nachhaltiger darauf bestanden, als die anfänglichen Versuche mit einem vollständigen Mißerfolg endeten.

Im übrigen aber hatten die Briten Grund genug zu der Annahme, daß sie rasch mit den Deutsch-Ostafrikanern fertig werden würden, denn sie waren

bei der Offenherzigkeit unsrer Behörden immer in der Lage gewesen, sich vollständig genügende Kenntnisse von der Minderwertigkeit unserer dortigen Machtmittel zu verschaffen.

In den letzten Jahren vor dem Kriege hatten sich die Besuche englischer Reisender auffällig gemehrt, insbesondere 1913 und 1914 wurde das Land fast von ihnen überschwemmt. Es waren meist solche Leute, denen man, obgleich diese Eigenschaft bei den Engländern ja weniger hervorzutreten pflegt, das Soldatische ohne weiteres ansehen konnte. Am häufigsten waren Jagdexpeditionen der Vorwand zu diesen Unternehmungen gewesen, obwohl die Jagdverhältnisse in der englischen Kolonie erheblich besser waren als bei uns. Noch in der allerletzten Zeit vor dem Kriege war ein Bruder des englischen Ministers für auswärtige Angelegenheiten Grey an der Westgrenze unsrer Kolonie entlanggezogen; er hatte, weil es dort sehr viel Wasser gibt, zur Abwechslung einmal den Fischfang und nicht die Jagd als Ursache seiner Reise bezeichnet.

Dazu kam die jahrelange Beobachtung des Konsuls King. Man sieht, die englische Regierung besaß nicht allein das volle Bewußtsein von dem Werte Deutsch-Ostafrikas, sondern sie hatte es sich auch was kosten lassen, um die Wege zu finden, auf denen platonische Wünsche in handhafte Tatsachen umgesetzt werden konnten.

Man vergegenwärtige sich demgegenüber das hoffnungslose Verhalten unserer in Frage kommenden Behörden und des Reichstags. Dem Auswärtigen Amte fehlte jedes Begriffsvermögen für koloniale Werte, sie waren ihm kein Ding an sich, sondern dienten ihm als Zugabegewichte, wenn die politische Wage nicht balancieren wollte. Das nannte man dann höhere Diplomatie, mit welcher der Kolonial-Staatssekretär vollständig einverstanden war; denn um so weniger Nachdruck brauchte er auf Etatsforderungen zu legen, welche die Wehrhaftmachung des Schutzgebietes bezweckten. Zumeist brachte er selbst die kleinen Anforderungen, welche der Gouvernementsrat in dieser Beziehung für nötig gehalten hatte, gar nicht vor den Reichstag, dessen beide stärkste Parteien den Etat lediglich dazu benutzten, in erdichteten Kolonialskandalen Orgien zu begehen. Praktische Arbeit konnte dabei nicht geleistet werden.

Da kann man sich also nicht wundern, daß wir nicht bereit waren, im Augenblick der Entscheidung an die Tore des Pyramidenlandes zu klopfen.

Die militärischen Hilfsmittel.

Selbst für die Verteidigung reichte es ganz und gar nicht. Die Mittel, welche der Kolonie dafür zur Verfügung standen, waren lächerlich gering zu nennen gegenüber der Aufgabe, die ihr gestellt war; von derjenigen, die ihr hätte gestellt werden können, gar nicht zu reden. Die kolonialfeindlichen Fraktionen konnten sich gar nicht genug darin tun, die ganze militärische

Einrichtung der Kolonie als zwecklose Spielerei zu schelten und immerfort die Herabsetzung der Schutztruppenstärke zu fordern. War doch der Presse- und Parlamentskampf, den Anfang 1914 der Abgeordnete Erzberger gegen den verdienten langjährigen Kommandeur der ostafrikanischen Schutztruppe, Obersten von Schleinitz, führte, am letzten Ende dadurch veranlaßt worden, daß der letztgenannte Herr den zu verschiedenen Zeiten einsetzenden Bestrebungen des derzeitigen Gouverneurs Freiherrn von Rechenberg, die Schutztruppe zu verkleinern, einen unbeugsamen Widerstand entgegengestellt hatte. Trotzdem wäre es jenem, der ja später selbst Zentrumsabgeordneter wurde, doch fast gelungen, sein Ziel zu erreichen; er hatte eine von ihm „Reorganisation“ genannte Verringerung der Schutztruppe von Ostafrika von 15 auf 10 Kompagnien in einem Geheimbericht an das Reichskolonialamt über den Kopf des Kommandeurs hinweg vorgeschlagen. Wenn nicht ein glücklicher Zufall diesen Plan noch vor der dritten Lesung des Kolonialetats von 1911 der Öffentlichkeit bekanntgegeben hätte, so dürfte ihm die Absicht wohl gelungen sein.

Wie es dann mit der Verteidigung von Deutsch-Ostafrika würde ausgesehen haben, das kann sich jeder ausdenken. Schon so, wie die Verhältnisse jetzt lagen, mußte es fast als ein Wahnsinn erscheinen, wenn es jemand unternehmen wollte, die langgestreckten Grenzen des Schutzgebietes gegen die gewaltige Überlegenheit der Feinde zu decken. Die Schutztruppe sollte 15 Kompagnien stark sein. In Wirklichkeit hatte sie nur 14, da man unter der Hand doch eine davon verschwinden zu lassen imstande gewesen war, indem man ein Rekrutendepot, das in Daressalam errichtet wurde, an deren Stelle treten ließ.

So bestand denn zu Beginn des Krieges die eigentliche bewaffnete Macht des Schutzgebietes aus 14 Kompagnien je zu rund 160 Mann, einem ebenso starken Rekrutendepot und aus einer Signalabteilung von ungefähr 60 Köpfen; letztere enthält zum Teil acht- bis zehnjährige Negerknaben, die sozusagen ab ovo für den Heliographendienst angelernt werden. Im ganzen rund 2400 Mann farbiger wirklich vollständig ausgebildeter Soldaten.

Die Truppe rekrutierte sich, seit uns die Engländer den Sudan verschlossen haben, in der Hauptsache aus Wasukuma, Wanjamwesi, Wangoni und Wajao, doch sind auch viele der zahllosen andern Stämme des Schutzgebiets und seiner nächsten Umgebung in einzelnen Leuten vertreten; die noch vorhandenen Sudani gehören meist dem sehr tüchtigen und zuverlässigen Unteroffizierstande an.

Jede Kompagnie hielt außerdem dauernd eine gewisse Anzahl Träger bei der Truppe, je nach den Verhältnissen 40 bis 60; sie trugen gleichmäßige Kleidung und an ihrem roten Fez die Nummer ihrer Kompagnie; ausgerüstet waren sie mit dem Karabiner Modell 71 und einem Patronengürtel.

Sie wurden zu sämtlichen notwendig werdenden Trägerdiensten der Kompagnien benutzt; in Kriegszeiten ward ihnen als den zuverlässigsten die Beförderung der Maschinengewehre und Munition anvertraut.

Die Verteilung der Truppe vor Beginn des Krieges war in der Hauptsache nach Grundsätzen erfolgt, welche darauf hinausgingen, die innere Ruhe des Landes zu erhalten. Einige wenige Kompagnien hatten allerdings ihre Garnisonen aus Ursachen erhalten, die man als politische bezeichnen kann; doch hatte dies wegen der Schwäche der Truppenkörper, die zu diesem Zwecke benutzt wurden, nur eine Art allegorischer Bedeutung, denn diese einzelnen Kompagnien wären im Falle einer internationalen Verwicklung nicht imstande gewesen, auch nur den geringsten militärischen Eindruck zu machen.

Die Aufstellung war folgende: 1. Kompagnie Aruscha, 2. Iringa (Nebenposten in Ubena), 3. Lindi, 4. Kilimatinde (Nebenposten Singidda), 5. Massoko (Neulangenburg), 6. Udjidji (Kassulu in Uha), 7. Bukoba (Ussui an der Grenze vom Bukobagebiet und Urundi), 8. Tabora, 9. Usumbura, 10. Daressalam, 11. Kissenji (Posten am Kivusee), 12. Mahenge, 13. Kondoa-Irangi, 14. Muanza (mit Ikoma). Dazu: Rekrutendepot in Daressalam und die Signalabteilung, die zum Teil auf die verschiedenen Strecken verteilt war.

Die Handwaffenausrüstung war bis kurz vor dem Krieg ausschließlich das alte Gewehr Modell 71 gewesen, also Einlader mit rauchstarker Schwarzpulverpatrone. Erst in den letzten Staatshaushaltsforderungen war es gelungen, die Mittel für eine zeitgemäße Umbewaffnung zu erzielen. Aber auch jetzt waren die Gelder dafür nur tropfenweise bewilligt worden, so daß in den letzten Monaten vor Kriegsausbruch nur ein Teil der Kompagnien, nämlich die 1., 4., 8., 9., 10. und 13., den Karabiner neusten Modells hatte erhalten können. Die übrigen aber waren immer noch mit dem alten 71er versehen, kein schlechtes Gewehr für eingeborene afrikanische Soldaten, aber doch gegenüber einer modern bewaffneten Truppe völlig minderwertig. Jede Kompagnie hatte zwei bis drei Maschinengewehre, zumeist älterer Konstruktion, aber alle für das S-Geschoß eingerichtet, dagegen kein einziges mit Schutzschilden versehen, wodurch im spätern Verlauf der Dinge ein sehr erheblicher Verlust an Europäern veranlaßt wurde.

Außerdem war die Polizeitruppe vorhanden in einer Stärke von etwa 2200 Mann; je nach dem Bedarf der einzelnen Bezirke in Abteilungen von ungefähr 60 bis 120 Mann gegliedert, in deren jeder ein bis zwei Wachtmeister die Führung und militärische Überwachung wahrzunehmen hatten. Die Oberleitung hatte ein Hauptmann, dem zwei Inspektionsoffiziere beigegeben waren. Die Polizei bildete sich zum größern Teil aus ehemaligen Soldaten der Schutztruppe; jedoch wurden auch Rekruten eingestellt, die in dem 180 Köpfe starken Rekrutendepot Daressalam abgerichtet, oder aber

auch von den einzelnen Bezirken bei den nächst gelegenen Abteilungen der Schutztruppe zur Ausbildung gewissermaßen in Pension gegeben wurden. Sie war bewaffnet mit Karabiner 71 und besaß eine Anzahl von Maschinengewehren neusten Modells, jedoch gleichfalls ohne Schutzschilde. Die Ausbildung war derjenigen in der Schutztruppe gleich. Auch war die moralische Qualität des einzelnen Mannes annähernd gleichwertig; der Gefechtswert aber ein erheblich geringerer, weil die Polizei in viele kleine Abteilungen verzettelt werden mußte. Die Zusammengewöhnung der Mannschaften war daher eine durchaus unzureichende. Dazu kommt, daß die Kopfzahl der deutschen Führung eine viel zu geringe war, um Disziplin und Ausbildung dauernd auf einem gleich hohen Stande zu halten wie bei der aktiven Truppe. Viele einzelne der Polizisten mußten zu tagelangen Botengängen über Land geschickt werden, sie und manche kleinere Posten entbehrten die auch für die besten Farbigen unbedingt notwendige Überwachung durch weiße Aufsicht auf gar zu lange Zeit; die Polizei war daher von vornherein keine wirklich brauchbare Feldtruppe, ließ sich aber dazu ausbilden.

Ferner hatte die Verwaltung der Kolonie seit einiger Zeit eine Einrichtung getroffen, die man als die Bildung einer farbigen Reserve bezeichnen kann. Die nach vollendeter fünfjähriger Dienstzeit ausscheidenden Leute waren verpflichtet, sich auf Anforderung wieder zum Kriegsdienst zu stellen. Vor allen Dingen waren dieses solche, die nach treuer Ableistung ihrer freiwilligen Dienstzeit mit Landbesitz ausgestattet und an bestimmten Plätzen angesiedelt waren.

Die Gesamtzahl der ausgebildeten Feld- und Polizeiaskari, die für den Dienst bereitstanden, betrug demnach rund 4600 Mann und wurde durch die eintretenden Reservisten um etwa 1000 Mann erhöht.

Die Schutztruppe unterstand dem Kommandeur, der, auch in allgemein militärischer Beziehung, dem Gouverneur untergeordnet war.

Jede Kompagnie hatte an deutschem Personal durchschnittlich 1 Hauptmann, 2 Leutnants, 1 Arzt, 1 Sanitätsunteroffizier und 2 bis 3 Unteroffiziere. Dazu kamen der Kommandeur mit seinem Stabe, 5 Waffenmeister, 3 Feuerwerker und 1 Sattler, so daß die Gesamtzahl der Weißen in Truppe und Polizei ungefähr 180 Köpfe betragen haben wird.

Dann waren im Kriegsfall nach Aufgebot durch den Gouverneur die in der Kolonie ansässigen wehrfähigen Deutschen zum Dienst mit der Waffe verpflichtet. Es handelte sich dabei nicht darum, ob sie in der Heimat als diensttauglich bezeichnet worden waren, sondern die Bestimmung über ihre koloniale Wehrfähigkeit wurde im Schutzgebiet getroffen, konnte sich also unter Umständen auch auf solche ausdehnen, die zu Hause nicht zum militärischen Dienst bestimmt worden waren.

Nach Statistik von 1912 wohnen nicht ganz 3600 Deutsche — einschließlich der immer zahlreicher gewordenen Frauen und Kinder — in Deutsch-Ostafrika.

Von dieser Zahl waren nicht viel mehr als die Hälfte als wehrfähig anzusehen; eine ganz genaue Feststellung gab es darüber bei Ausbruch des Krieges noch nicht, weil die auf Grund des neuen Schutztruppengesetzes angeordnete Meldepflicht am 1. August noch nicht abgelaufen war. Da aus verschiedenen Ursachen eine Anzahl von Deutschen als unabkömmlich zu bezeichnen waren, wurde zu Beginn des Krieges mit etwa 1800 nicht allein wehrfähigen, sondern auch verfügbaren deutschen Mannschaften gerechnet. Es soll aber gleich hier bemerkt werden, daß im Laufe des Krieges geradezu alle deutschen männlichen Einwohner, einschließlich der Knaben bis zu 16 Jahren herab, in die Truppe eingetreten sind; es hat fast keiner gefehlt, als es galt, den letzten Kampf um dieses durch und durch deutsch gewordene Neuland zu bestehen.

Bedauerlich war, daß nicht mehr geschehen war, um aus der Gesamtheit der Pflanzer und sonstigen Ansiedler eine durchgebildete, kampfbereite Truppe zu schaffen. Im Norden des Schutzgebietes hatten sich allerdings vor einigen Jahren die Pflanzer in Usambara, am Kilimandjaro und Meruberg zusammengetan, um Schützenabteilungen zu bilden, durch welche die Bevölkerung soweit als möglich kriegsmäßig ausgebildet werden sollte. Die beabsichtigte Gliederung und kriegerische Vorübung sollte sich gegen etwaige Aufstände der Eingeborenen betätigen können, aber die ehemaligen Schutztruppenoffiziere, die vielfach an der Spitze dieser Unternehmungen standen, ließen schon im Beginn keinen Zweifel darüber, daß die Vorbereitungen ebensowohl einem Angriff der Engländer zu begegnen bestimmt waren. Leider fanden diese Bestrebungen nicht die ausreichende Unterstützung der Behörden, insbesondere nicht des damaligen Gouverneurs Freiherrn von Rechenberg, der in jedem nicht beamteten Deutschen in der Kolonie eine höchst mißliebige Persönlichkeit sah und es vermeiden wollte, daß man dieser Menschenklasse irgendeine merkliche Bedeutung für die Kolonie beimessen könnte. Die Schwierigkeiten, welche in der Bewaffnung und Lieferung von einheitlichen modernen Gewehren und dazugehörigen Patronen gemacht wurden, waren die Ursache, daß der Eifer der Zivilbevölkerung nicht wachgehalten wurde. Es spricht für deren Tüchtigkeit und guten Willen, daß diese Versuche, eine Kolonialwehr zu bilden, nicht vollständig in die Brüche gingen. Der Nachfolger v. Rechenbergs, Dr. Schnee, stand der Sache mit einigem Wohlwollen gegenüber, doch konnte er in der Kürze der Zeit das Versäumte um so weniger nachholen, als die für diese Zwecke in den Voranschlag eingesetzten Forderungen in der Heimat durch das Reichskolonialamt nicht aufrechterhalten worden waren und überhaupt nicht bis in die Budgetkommission gelangten. So kam es, daß die Ansiedlerkreise sehr mangelhaft vorgebildet waren, und daß sie, als der Krieg hereinbrach, keine einheitliche Waffe besaßen, sondern zunächst jeder mit dem Schießprügel, den er gerade

hatte, zu Felde zog; ein Umstand, der die Kriegsbereitschaft nicht wenig beeinträchtigte.

Artillerie besaß die Schutztruppe im Grunde genommen überhaupt nicht, denn einige 3,7- und 4,5-cm-Geschütze, die in Massoko und Tabora oder sonstwo standen, können nicht mit diesem Namen belegt werden; ebensowenig die Kanonen Modell 73, die in Daressalam aufgebaut waren, um als Salutgeschütze zu dienen, obwohl — glücklicherweise — je 120 scharfe Schuß für jedes dieser zweifelhaften Kriegswerkzeuge im tiefsten Schoße irgendeines Magazins halbvergessen ruhten. Nebenbei eine Waffe, die eigentlich viel zu schwer ist, um in einem wegelosen Lande, das der geeigneten Zugtiere ermangelt, benutzt zu werden. Einige wenige Revolverkanonen, viel zu gewichtig für den Feldgebrauch, befanden sich auf ihren schweren Pivots eingemauert auf den Türmen der Festung Muanza. Etwas brauchbarer waren einige wenige 6-cm-Berggeschütze, die aber auch schon auf ein ehrwürdiges Kolonialalter herabsehen konnten und nur eine sehr geringe Reichweite hatten.

Maultiere und Pferde, um die Europäer beritten zu machen, was bei den klimatischen Verhältnissen für jeden einzelnen nötig gewesen wäre, waren nicht in annähernd genügender Zahl in der Kolonie vorhanden, weil sich nur einige wenige Ansiedler, wie A. Siedentopf im Ngorongorokrater, mit der Zucht abgegeben hatten, ohne Unterstützung der Behörden zu finden.

Die in dem Schutzgebiet vorhandenen Befestigungen waren nicht der Erwähnung wert; sie waren lediglich bestimmt, um bei Eingeborenen-Aufständen als Zuflucht der Ansiedler und letzter Rückhalt der Truppe zu dienen; einem mit Geschützen versehenen Gegner konnten sie keinen Widerstand leisten. Im Grunde genommen war dazu auch die stärkste der Festen, Muanza, nicht fähig, obwohl sie zum Schutze des dortigen Funkenturms dienen sollte und im Verlaufe des Krieges Angriffen der bestückten englischen Victoriasee-Dampfer einigen Widerstand zu leisten hatte.

Das war, was an eigentlichem Kriegsgerät zur Verfügung stand, d. h. es fehlte schlechterdings alles, was für eine moderne Kriegsführung gebraucht wird. Ganz besonders wurde unter vielem andern — obwohl es gar leicht zu beschaffen gewesen wäre — vermißt ein brauchbares Feldfernsprechgerät und eine genügende Menge an Zurüstung für den Nachtdienst der Signalabteilung, der besonders wertvoll gewesen wäre, weil in den Tropen der Tag dunstig und unsichtig, die Nächte dagegen von einer wunderbaren Klarheit zu sein pflegen. Signallinien zur Verbindung sämtlicher Militärstationen mit dem elektrischen Telegraphen und der Küste waren überall vorgerichtet und konnten, wenn das notwendige Material vorhanden gewesen wäre, jederzeit in Benutzung genommen werden. Besetzt waren vor Beginn des Krieges nur die Signallinien: Kilossa — Mahenge, Kilimatinde — Singidda — Kondoa Irangi, Muanza — Ikoma, Mahenge — Ubena — Massoko.

Die englischen Behauptungen, als ob man alles bei uns für einen Feldzug in großem Maßstabe vorbereitet gehabt hätte, sind falsch. Nichts war geschehen, um einen Krieg zu machen, der in irgendeiner Form an europäische Kampfführung erinnern konnte. Alles, was vorhanden war, bezog sich ausschließlich darauf, daß man im Falle von Eingeborenen-Aufständen mit diesen fertig werden könnte. Wegen Unternehmungen, die über die deutsche Grenze hinausgingen, hatte weder das Gouvernement des Freiherrn von Rechenberg noch auch das Reichskolonialamt irgendwelche Gedanken sich gemacht. Von Krieg wollte man überhaupt nichts hören. Der sicherste Beweis dafür ist ja die vollständige Vernachlässigung einer modernen Bewaffnung der Schutztruppe und das vollständige Fehlen alles dessen, was man eine auch nur einigermaßen moderne Artillerie hätte nennen können.

Was wir hatten, sah also im Grunde genommen recht wenig militärisch aus. Erst die rücksichtslose Tatkraft der militärischen Oberleitung und die beispielslose Opferwilligkeit aller derjenigen, die hier für ihre neue, selbstgewählte Heimat stritten, schufen daraus Instrumente des Kampfes.

Die Lage des Schutzgebietes war alles in allem eine wenig hoffnungsreiche, denn daß es in Zukunft von jedem Verkehr abgeschnitten bleiben würde, war keinem zweifelhaft. Wenn schließlich auch das Land selber unendlich viel hervorgebracht hat, was man zuvor niemals für möglich erachtet hätte, so gab es doch mancherlei, was unentbehrlich, aber doch nicht zu beschaffen war. Handwaffen waren nur in so beschränkter Menge vorhanden, daß man die aufgebotenen Europäer und Askari selbst nicht einmal mit den ganz alten Gewehren des Modells 71 bewaffnen konnte. Tatsächlich hat noch im März 1916 die Wangoni-Kompagnie nur den Negerspeer als Waffe geführt. Ersatz für die im Tropenkrieg schneller noch als zu Hause abgenutzten Gewehre war nicht zu beschaffen, und Munition konnte im Lande selbstverständlich nicht hergestellt werden.

Verkehrsmittel.

Das Verkehrswesen, das ja gleichfalls ein wichtiges Kriegshilfsmittel ist, war in der Kolonie sehr übel bestellt. Wir hatten die beiden bekannten Bahnen nach dem Tanganjika und dem Kilimandjaro; sie waren aber in keiner Weise miteinander verbunden; nicht der Anflug einer fahrbaren Straße war zwischen ihnen vorhanden. Auch sonstige einigermaßen fahrbare Wege gab es sehr wenige; soweit sie vorhanden waren, dienten sie durchweg solchen besonderen Zwecken, die für den Krieg keinerlei unmittelbaren Wert hatten.

Insbesondere lag das Kraftfahrwesen in der Kolonie noch vollständig in den Windeln. Vorhanden waren acht bis zehn Kraftwagen, die zu Sonder-

zwecken in der Nähe der großen Ortschaften, wie Daressalam, und zum Teil auch auf den in den Pflanzungsgegenden vorhandenen gebahnten Wegen benutzt worden waren. Einige wenige Kraftwagen der amerikanischen Firma Ford in Detroit kamen hinzu, weil sie in Mombassa von dem letzten der ankommenden Europadampfer nicht ausgeladen worden waren. Für die Kriegszwecke gestaltete sich die Verwendung dieser Kraftwagen recht schwierig, weil der Kriegsschauplatz selbst und die Verbindungslinien, die sich herausbildeten, nicht geneigt waren, auf die vorhandenen fahrbaren Straßen Rücksicht zu nehmen. Allerdings hat der Verlauf des Krieges bewiesen, daß auch in einem Lande, das, wie Ostafrika, fast als weglos zu bezeichnen ist, Kraftfahrzeuge mit Erfolg benutzt werden können, wenn man für ihre Verwendung die richtige Jahreszeit abwartet. Die vielen Tausende von Automobilen, durch welche die Engländer ihren schließlichen Erfolg gegenüber der Lettowschen Truppe erzielt haben, sind doch imstande gewesen, das Land nach allen Richtungen hin zu durchmessen. Sie fuhren zum Teil auf den breiten ausgehauenen Pfaden, die wir in unserer Genügsamkeit als Hauptverkehrswege zu bezeichnen pflegten, aber sie gingen auch, nachdem gegen Ende der Trockenzeit das hohe Gras verbrannt war, durch die lichte Baumsteppe fast ohne jede Schwierigkeit und ohne jede vorher getroffene Vorbereitung. Selbstverständlich wurde dabei ungeheuer viel Material zugrunde gerichtet. Aber das war den Engländern, die jederzeit Ersatz schaffen konnten, vollständig gleichgültig. Wir konnten uns dieses nicht leisten, denn die wenigen vorhandenen Wagen waren alsbald abgenutzt, und für die noch etwa fahrbaren fehlte das Benzin.

Die drei großen afrikanischen Binnenseen bilden neben dem Indischen Ozean einen erheblichen Teil der Grenze von Deutsch-Ostafrika. Da überall an deren Gestaden gleichfalls Kämpfe stattfanden, so dürfen auch diese Seeverkehrsmittel nicht außer acht gelassen werden.

Auf dem Victoriasee hatten wir den 38 Tonnen großen Dampfer „Muanza“, der sich, einer dortigen Handelsgesellschaft gehörig, in einem kaum noch seetüchtigen Zustand befand, und ferner ein Dampfbeiboot. Auf dem Njassasee befand sich der etwa 80 Tonnen große Dampfer „Hermann von Wißmann“, auf dem Tanganjikasee diente dessen Schwesterschiff, die „Hedwig von Wißmann“, dem Verkehr. Außerdem war hier zu Beginn des Krieges noch ein größerer Dampfer im Bau. Es war der „Graf von Götzen“ welchen die Ostafrikanische Eisenbahngesellschaft herstellen ließ, um den Frachtgut- und Personenverkehr der Mittellandbahn mit der belgischen Küste zu vermitteln.

An der Küste befanden sich das militärisch bedeutungslose Vermessungsschiff „Möwe“ und der moderne kleine Kreuzer „Königsberg“ mit 10 Geschützen zu 10,5 cm.

In den Häfen des Schutzgebietes sammelten sich zu Beginn des Krieges die D.-O.-A.-L.-Dampfer „Feldmarschall", „Tabora", „Präsident" von der Europalinie sowie die Indienfahrer „Markgraf", „König", „Somali" und der kleine Küstendampfer „Hedwig". Ferner waren an der Seeküste außer den Leichtern, Pinassen und Fahrzeugen der Eingeborenen die Schiffe der alten Gouvernementsflotille vorhanden; nämlich „Wami", „Kingani", „Rowuma" und der etwas größere „Kaiser Wilhelm", von denen nur die beiden letztern als Dampfer für den kleinsten Küstenverkehr bezeichnet werden können; die beiden andern waren kaum als etwas größere Dampfbeiboote zu bezeichnen.

Elektrische Telegraphen waren an den beiden Bahnlinien vorhanden. Am Ende der Usambarabahn verband ein Draht die Endstation Neu-Moschi mit Aruscha am Meruberg; mit der Leitung der Tanganjikabahn waren Bismarckburg, Muanza und Iringa in Zusammenhang gebracht. Die Küste entlang lief eine Linie von Tanga bis Lindi.

Zusammen mit dem erwähnten System der Heliographenstationen war also eine Verbindung innerhalb eines größern Teils des Schutzgebietes hergestellt, an der jedoch nicht unerhebliche und wichtige Landbezirke, wie z. B. der Kivusee mit Ruanda und der Njassasee keinen Anteil hatten. Dem rein örtlichen Verkehr dienten die kleinen Funkenanlagen in Bukoba und Muanza, die als Gebestationen mit einer Reichweite von nur wenigen hundert Kilometer dazu bestimmt waren, über den Victoriasee hinweg die Verbindung zu besorgen

Die Einrichtung von Muanza war für die Aufnahme insoweit besser eingerichtet, als es ihr möglich war, auch von weiterher Nachrichten zu empfangen. Berechnet war dieses auf den einseitigen Aufnahmeverkehr mit den großen Stationen und Kamerun und Togo, welche ihrerseits mit Nauen eine vollständige Verbindung unterhalten konnten.

Den tatsächlichen Verkehr aber mit der Außenwelt unterhielt neben der deutschen, französischen und englischen Schiffspost das englische Kabel von Sansibar, an das die Kolonie über Bagamojo angeschlossen war. Aber selbst in Friedenszeiten war dieses nur so lange frei für uns zu benutzen, als es den Engländern gerade gefiel und ihren politischen Absichten sowie ihren Handelswünschen nicht entgegenstand. Für Kriegszeiten fiel es selbstverständlich aus, und schon am 2. August, ehe noch Großbritannien unsern Gegnern öffentlich beigetreten war, hatte der Verkehr auf diesem Draht für uns ein Ende. Da man dieses wußte, hatte man wohl daran gedacht, die Funkentelegraphie für den Verkehr mit der Heimat nutzbar zu machen, war aber, als der Krieg ausbrach, noch weit davon entfernt, die in dieser Beziehung von seiten der Schutzgebietsangehörigen geäußerten Wünsche in die Tat umgesetzt zu haben. Die sämtlichen übrigen Kolonien, selbst das vollständig unbedeutende Togo, waren mit Großstationen zum unmittelbaren Verkehr mit Nauen versehen, deren wichtigste, Deutsch-Ostafrika, dagegen nicht.

Außer den erwähnten rein örtlichen Anlagen in Bukoba und Muanza besaß das Schutzgebiet nur eine etwas größere Funkeneinrichtung in Daressalam, dazu bestimmt, den Verkehr mit den Seeschiffen aufrechtzuerhalten. Sie war bald die einzige Hoffnung, denn obwohl von vornherein nicht dazu bestimmt, hatte sich gerade in der entscheidenden Zeit vor dem Kriegsausbruch gezeigt, daß Nauen nächtlicherweise recht gut vernommen werden konnte, und einige sehr wichtige Nachrichten waren aufgenommen worden.

Der Funkenturm aber lag unmittelbar an der Stadt Daressalam in nächster Nähe des Hafens und war von den Geschützen auch kleinerer Kriegsschiffe von See aus ohne weiteres zu erreichen. Die erste Kriegshandlung der Engländer war denn auch die Zerstörung dieses überaus wichtigen Kriegshilfsmittels. Sie fuhren am 8. August 1914 bis dicht vor den Hafeneingang von Daressalam und beschossen den Turm. Weil dadurch die Stadt in Gefahr kam und man ohnehin keine Rettung für die Anlage sah, so wurde auf Befehl unserer eignen Behörden der Turm niedergerissen, und auf diese Weise das darin befindliche, in der Kolonie ganz unersetzliche Material gerettet.

Der Fehler, der in der Auswahl des Platzes gemacht worden war, hatte selbstverständlich schon früh Aufmerksamkeit erregt. Der damalige Kommandeur der Schutztruppe, Oberst von Schleinitz, hatte dringend verlangt, daß er außerhalb der Reichweite der Schiffsgeschütze einer feindlichen Macht ausgesucht werden möge, zum mindesten in den nahegelegenen Pugubergen, wo

er noch in Sicht des Meeres, aber vor feindlichen Einwirkungen gesichert gewesen wäre. Er war mit seinen Einwendungen nicht durchgedrungen gegenüber dem von den großen Handelsfirmen unterstützten Gouverneur von Rechenberg. Auch hatte die Post sich den Gegnern des Obersten von Schleinitz angeschlossen, weil durch die Errichtung außerhalb Daressalams ein Mehrbedarf von einigen Beamten benötigt gewesen wäre. Den Kommandeur hatte man schließlich beruhigt durch das Versprechen, im nächsten Haushaltsetat eine Großstation zum Nehmen und Geben mit Nauen anzufordern. Diese Zusage war nicht erfüllt worden; ihre Ausführung wäre aber auch bei der Lage der Dinge zu spät gekommen.

Die aus Daressalam entfernte Einrichtung wurde in Tabora wieder aufgebaut, lag aber hier so ungünstig, daß sie nur selten die Wellen von Nauen in Empfang nehmen konnte. Außerdem wurden die Einrichtungen der Handels- und Kriegsschiffe im Lande verteilt, und einige von ihnen hatten hin und wieder das Glück, Nauener Aufnahmen zu erhaschen. Geben aber konnten sie sämtlich nicht, und auch mit der Aufnahmefähigkeit war es sehr schlecht bestellt. Zunächst bekam Ostafrika noch durch den Turm in Muanza Nachrichten, die von Togo, Kamerun und Windhuk aus in die Welt gesandt wurden; das aber nahm rasch ein Ende, weil die Stationen sehr früh nach Beginn des Krieges in die Hände des Feindes fielen.

Trotzdem sind die Ostafrikaner während des gesamten Krieges einigermaßen über die Vorgänge in der Welt unterrichtet gewesen; denn neben den sehr seltenen und immer verstümmelten Aufnahmen von Nauen sorgte der Funkenverkehr unserer Gegner dafür, daß die Kolonie auf dem laufenden blieb, da ihre Funksprüche sehr oft und ohne besondere Schwierigkeiten aufgenommen werden konnten. Der Inhalt dieser wurde nicht immer geglaubt, zumal wenn er Ungünstiges für die deutschen Waffen berichtete. Wenn man aber von den vielen Lügennachrichten der ersten Monate des Jahres 1914 absieht, so haben sie doch ein im großen und ganzen richtiges Bild gegeben.

Die vorhandenen Aufnahmeeinrichtungen wurden, als der Rückzug aus den bessern Teilen des Schutzgebiets in den Süden hinein nötig wurde, mitgeführt und haben selbst das portugiesische Abenteuer der Schutztruppe im letzten Jahre des Krieges überstanden.

Die Briefpostverbindung mit der Außenwelt war noch erheblich kärglicher. Die letzte Sendung brachte am 1. August 1914 der D.-O.-A.-L.-Dampfer „Feldmarschall". Dann war es mit der Post von auswärts im Grunde genommen zu Ende. Feindliches Land lag ringsum; im Norden englisches Gebiet, auf der See die Drohung der englischen Kreuzer, die es bewirkte, daß auch in der ersten Zeit, in der eine Blockadeerklärung nicht erlassen war, kein neutrales Schiff unserer Küste nahte. Man setzte zunächst allerdings noch Hoffnung auf die belgische Grenze im Westen und die portugiesische im Süden. Von

der Verwicklung Belgiens in den Weltkrieg wußte man noch nichts; daher sandte der Gouverneur Dr. Schnee den gerade in Kigoma befindlichen Assessor Dietrich nach Albertville am belgischen Ufer des Tanganjika, um eine Postverbindung den Kongo abwärts zu verabreden. Er wurde von den besser unterrichteten belgischen Beamten sofort verhaftet und festgehalten, im übrigen aber anständig behandelt und seinem Ausbrechen eine nicht allzu große Aufmerksamkeit entgegengesetzt. Die in einem schwanken Einbaum bewerkstelligte abenteuerliche und gefahrvolle Flucht über den hier 80 Kilometer breiten stürmischen See ist eine der ersten ruhmvollen Taten dieses ostafrikanischen Krieges.

Etwas anders stand es mit den Portugiesen; sie waren noch neutral, und gemäß den allgemeinen Kriegsgebräuchen hätten wir in der Lage sein müssen, zum wenigsten den privaten Postverkehr über ihre Grenze ungehindert vollziehen zu können; ihre Haltung war wechselnd, je nach ihrer Parteizugehörigkeit deutschfreundlich oder deutschfeindlich. Der Untergouverneur des uns zunächst gelegenen Teiles der portugiesischen Kolonie im Beginn des Krieges war uns geneigt und bereit, unsern Postsendungen nach dem Haupthafen der Kolonie Vorschub zu leisten, wobei es dann ja immer noch zweifelhaft war, ob sie an ihr Ziel gelangten, weil die Engländer jedes neutrale Schiff anhielten und auf deutsche Post untersuchten. Aber ehe noch dieser freundliche Mann dazu kommen konnte, uns wirklich nützlich zu sein, ward er auf Betreiben der Engländer abberufen und durch einen Mann der Kriegspartei ersetzt. Zeitweise wurde dann die portugiesische Verwaltung dieser Gegend wieder etwas umgänglicher, je nachdem, wie daheim das Kriegsglück schwankte, und die Parteiherrschaft in Portugal die Richtlinien angab. Sehr viel aber hat uns das nicht genützt. Wohl bekam die Kolonie in den ersten 1½ Jahren des Krieges Zeitungen von den deutschen Kaufleuten in Mosambik zugesandt, und auch einzelne Briefe kamen an, die unter Deckanschriften in das portugiesische Gebiet gesandt waren. Ganz zweifelhaft aber blieb es, ob all die Briefe, die den Lieben in der Heimat Nachricht von unsern Sorgen, Kämpfen und Siegen bringen sollten, je ihr Ziel erreicht haben. Sehr bald war es unter den Augen der beaufsichtigenden Engländer auch den deutschfreundlichen portugiesischen Beamten nicht mehr möglich, Briefe offen zu befördern. Sie wurden deshalb ebenso wie Zeitungen und Reutertelegramme in den Hohlräumen der Bambusstäbe verborgen, welche die Eingeborenen benutzten, um ihre Tragelasten auf der Schulter balancieren zu können.

Wie in dem Burenkriege, war es auch hier die Politik der Engländer, durch die Abschneidung jeglichen Verkehrs mit der Außenwelt nicht allein die politischen Entscheidungen schwierig oder unmöglich zu machen, sondern vor allem auch die einzelnen Persönlichkeiten durch die Fernhaltung jeder Verbindung zu treffen. Dieses Kampfmittel ist ebenso teuflisch wie wohl-

berechnet, denn unter nichts hat die Gesamtheit der in Ostafrika kämpfenden Deutschen mehr seelisch gelitten, als unter der Not, von den Angehörigen in der Heimat nichts zu hören.

Verpflegungswesen.

Das unentbehrlichste Kriegshilfsmittel aller Völker und Zeiten sind die Lebensmittel. Das hat ja unsere Heimat an sich selbst in ganz besonders unheimlicher Weise erfahren. In Ostafrika mußte unendlich vieles, was der Europäer durchaus nicht entbehren konnte, von auswärts eingeführt werden, und im allgemeinen dürfte der Bestand solcher Waren in den Kaufhäusern kaum länger als 3—4 Monate für den Bedarf gereicht haben, da die Kaufleute mit dem Einflusse des Klimas auf ihre Warenbestände rechnen müssen und daher nie mehr als durchaus notwendig aufstapeln. In dem Jahre 1914 aber hatte ein günstiger Umstand für einen größern Vorrat gesorgt; denn der großen Landesausstellung wegen, die selbstverständlich nun nicht stattfinden konnte, waren ausnahmsweise große Zufuhren in das Land gebracht worden, um den erwarteten Zufluß an Fremden sachgemäß oder gar üppig verpflegen zu können. So war es gekommen, daß Ostafrika für erheblich längere Zeit, als es sonst der Fall gewesen wäre, mit vielen fast unentbehrlichen Waren versehen war. Da von üppigem Lebenswandel nicht die Rede sein konnte, und ein großer Teil der Vorräte von amtlicher Seite alsbald mit Beschlag belegt wurde, so war man auf eine überraschend lange Zeit auch in dieser Beziehung versorgt.

Trotzdem hätte es mit dem Widerstand der Kolonie sehr bald ein Ende nehmen müssen, wenn die Europäer tatsächlich nur auf diese Nahrungs-, Genuß- und Kleidungsmittel angewiesen gewesen wären.

Die häufigste Frage, die an den zurückgekehrten Ostafrikaner gerichtet wird, ist diejenige, welche sich auf die Ernährung bezieht. Man kann es in der Heimat gar nicht begreifen, wie es möglich war, daß eine doch immerhin nach Tausenden zählende europäische Bevölkerung in diesem unter dem Äquator gelegenen Lande solange ohne jede Zufuhr von außerhalb hat ausdauern können. Selbst in kolonialfreundlichen Kreisen kann man sich von dem auch für Deutsch-Ostafrika geltenden Gedanken nicht freimachen, der in dem alten Kinderrätsel von Afrika enthalten ist: „Oben breit und unten spitz, durch und durch voll Sand und Hitz'." Man ist daheim über den wirtschaftlichen Wert des Schutzgebietes niemals genügend aufgeklärt worden, obwohl es diejenigen, denen daran lag, an der nötigen Arbeit dafür nicht haben fehlen lassen. Man war gar zu sehr beeinflußt von den Äußerungen der kolonialfeindlichen Presse und von den Reden derjenigen Parlamentarier, die sich

nicht genug darin tun konnten, alles, was Kolonialpolitik hieß, zu verunglimpfen und zu verhöhnen. Da kommt es denn dem erfahrenen Kolonialmann jetzt ganz besonders verwunderlich vor, wenn er nach seiner Heimkehr in den Tageszeitungen und überall verteilten Flugblättern liest, wer alles die Aufrufe unterzeichnet, welche die Welt von der Unentbehrlichkeit des Kolonialbesitzes für das deutsche Volk überzeugen sollen; da fehlt selbst der Sozialdemokrat nicht. Wenn diese Leute sich nur eine Reihe von Jahren vorher besonnen haben würden, dann hätte es besser gestanden nicht nur um die Kolonien allein, sondern auch um unser gesamtes Vaterland.

Deutsch-Ostafrika hat durch die Hartnäckigkeit der Verteidigung und durch deren Dauer bewiesen, daß es einen wirtschaftlichen Wert in sich birgt, der selbst von den genausten Kennern des Landes nicht in seinem ganzen Umfange erfaßt worden war. Solange wir noch Herren der ganzen Kolonie waren, haben wir an nichts Mangel gelitten; sie gab uns die Früchte aller Zonen, und das in reichlichstem Maße, darunter mancherlei, an dem die Heimat schon recht früh hat Not leiden müssen. Möglich war dies allerdings nur, weil die Entwicklung des Landes in einer ganz ungewöhnlichen Weise vorangeschritten war.

Speisefett war in jeder beliebigen Menge vorhanden. Dafür sorgte der Rindviehbestand, der mit sechs Millionen nicht zu gering geschätzt sein dürfte. Auf den Farmen der Hochlande waren Meiereien in Betrieb, welche die Fettmilch aufgekreuzter Rinder zu Butter verarbeiteten und in Dosen versandten. Die Kokosnuß gab das Koprafett, die Pflanzungen der Eingeborenen Sesam- und Erdnußöl in unbeschränkter Menge. Kakao kam von den Plantagen Usambaras und wurde mit dem Rohrzucker der Eingeborenenfelder zu Schokolade verarbeitet. Vortrefflichen Kaffee lieferten die zahlreichen Anlagen im Norden des Schutzgebietes, das gerade im Begriff war, sich zu einem der vornehmsten Kaffeeerzeugungsländer der Welt zu entwickeln. Nach mancherlei mißratenen Versuchen war es endlich gelungen, rostfreies Getreide zu erzeugen, so daß wir an Weizen- und Roggenmehl in der ersten Zeit des Krieges niemals Mangel gelitten haben. Fleisch wurde geliefert von den gewaltigen Groß- und Kleinviehbeständen, sowie von dem Wild der Steppe. Der Anbau der europäischen Kartoffel war in den hochgelegenen Gebieten bereits ein fast ebenso unabweisbares Bedürfnis den Eingeborenen geworden, wie er es bei uns zu Hause ist. Die Schweinezucht in den Hochlandsgebieten lieferte Schmalz, Wurst, Speck und Schinken. Die Anpflanzungen von Cinchonabäumen in Usambara, bis dahin kaum beachtet, wurden die Quelle für Beschaffung von Chininrinde, ohne die ein Leben in den tropischen Niederungen, und erst recht im Kriege, gar nicht möglich ist. Die Länge der Verteidigung wäre ganz undenkbar gewesen, wenn diese Vorräte nicht vorhanden gewesen wären, denn der Bestand an Chinin war bald aufgezehrt

und Zufuhren waren nur sehr gering; mehr als die Hälfte des verbrauchten Arzneimittels wurde im Lande hergestellt, und darin haben sich die in der Kolonie befindlichen Chemiker ein gar nicht hoch genug zu schätzendes Verdienst erworben. Es waren das der Leiter der landwirtschaftlichen Versuchsstelle Amani Professor Dr. Zimmermann und sein Mitarbeiter Dr. Marx, vor allem aber der Stabsapotheker Dr. Schulze; in einem verwickelten Verfahren stellte der letztere vortreffliches salzsaures Chinin her, welches bis dahin außerdeutsche chemische Fabriken überhaupt nicht zu bereiten verstanden. Die Brauerei von Schulz in Daressalam lieferte ein vortreffliches Bier, und zahlreiche, wie Pilze aus der Erde schießende mehr oder minder wilde Brennereien sorgten für stärkere Alkoholika, welche aus den mannigfachsten Grundstoffen, wie Bananen, Reis, Hirse, Mais, Zuckerrohr und Ananas, gegoren wurden. Der Tabakanbau, bis dahin nur von Eingeborenen betrieben, kam in europäische Hände; Tabak wurde in erträglicher Form für die Pfeife geliefert, selbst Zigarren wurden gedreht, und durch Zigarettenfabrikation ist mancher Grieche ein reicher Mann geworden.

Alle diese vortrefflichen Sachen standen den Europäern genug zur Verfügung, solange wir in dem unbestrittenen Besitz der Gesamtkolonie uns befanden. Später wurde es erheblich anders.

Die Eingeborenenverpflegung nun hat während des ganzen Krieges so gut wie gar nicht versagt. Wohl ist hier und da einmal nicht unerheblicher Mangel aufgetreten, aber es konnte schließlich immer so viel beschafft werden, daß Europäer und Farbige davon ihr Leben einigermaßen fristen konnten. Und dieses geschah in solchen Gegenden, die man für gänzlich unfruchtbar und mit Recht für die allerschlechtesten des gesamten Schutzgebietes gehalten hatte.

Auch dieses war eine Überraschung selbst für diejenigen, welche die Kolonie genau kannten, denn als der Krieg ausbrach und damit gerechnet werden mußte, daß die Reiszufuhren aus Indien ausbleiben würden, hielt man es für fast unmöglich, die Pflanzungsarbeiter im Norden der Kolonie und dazu noch die gesamte sich dort ansammelnde Truppe mit ihren Trägern zu ernähren. Man atmete auf, als noch am 6. August 1914 ein Reisdampfer im Hafen von Tanga einlief, weil man glaubte, daß ohne diesen der Krieg schon im Beginn hätte verloren gegeben werden müssen aus Mangel an Eingeborenenverpflegung. Doch Deutsch-Ostafrika bewies auch hier eine ganz ungeheure Leistungsfähigkeit. Das abgelaufene Erntejahr war kein schlechtes gewesen, und die Regenzeit, welche für den nördlichen Bezirk in die ersten Kriegsmonate fiel, ließ sich sehr günstig an. Sie versprach eine gute Ernte, die denn auch eintraf und in erheblichem Maße vergrößert wurde, da die europäischen Pflanzungen, die ihre Ausfuhrerzeugnisse jetzt ja doch nicht auf den Markt bringen konnten, sich auf den Anbau von Mais, Hirse und Maniok

warfen. So war in den ersten Jahren besonders gut vorgesorgt, und auch später, als europäische Kräfte kaum noch mitwirken konnten, ist, wie schon erwähnt, eine allgemeine Not an Nahrungsmitteln niemals eingetreten.

Eine ganz besondere Aufmerksamkeit erforderte von vornherein die Frage des Geldes. Wohl gab es seit einer Reihe von Jahren die von der Ostafrikanischen Bank ausgegebenen Noten; aber nur die Bevölkerung der Küste war wirklich mit diesen vertraut. Im Innern kannten die Eingeborenen dieses Zahlungsmittel kaum, oder wenn sie davon gehört hatten, so hatten sie ein nicht unerhebliches Mißtrauen dagegen. Waren sie doch erst seit weniger als zwei Jahrzehnte an den Gebrauch des Geldes überhaupt gewöhnt worden, da früher ja der Gesamtverkehr sich im ganzen Lande durch Tauschmittel vollzogen hatte. Silbergeld war verhältnismäßig wenig im Lande. Wohl wurden alljährlich einige Millionen davon geprägt und eingeführt, aber es vermehrte sich kaum, weil es einmal eine immer größere Verbreitung gewann und sich dadurch zerstreute, sowie in den Händen der Eingeborenen versickerte, zu Schmuck verarbeitet oder an irgendwelchen verborgenen Stellen sorgfältig aufbewahrt und dem Verkehr entzogen. Es war mit Sicherheit zu erwarten, daß die Einwirkung des Krieges ein rasches und vollständiges Verschwinden des Silbergeldes herbeiführen würde. Denn nicht nur auf die Eingeborenen kam es an, sondern es gab auch noch gewichtige andere Ursachen dafür: die indischen Kaufleute waren klug genug, um alles Silber, welches in ihre Hände kam, aus dem Verkehr verschwinden zu lassen. Den Europäern konnte man es nicht übelnehmen, wenn sie trotz des Verbots eine gewisse Menge davon zurückhielten, besonders in jenen Zeiten, als es anfing, uns schlecht zu gehen, damit sie ihren Frauen und Kindern wenigstens etwas zurücklassen konnten, wovon sie noch einige Zeit leben sollten, nachdem sie in Feindeshand geraten sein würden.

Das Silber verschwand denn auch sehr rasch fast vollständig aus dem Verkehr. Da die alten Stammnoten Ostafrikas bei weitem nicht reichten, um den Handel aufrechtzuerhalten, wurden immer neue Millionen von Interimsnoten gedruckt, die aber gegenüber dem Silber als Kaufmittel erheblich im Werte zurückstanden. Man war daher von vornherein in großer Sorge, wie nicht allein die Eingeborenen, sondern auch unsere Askari das Dahinschwinden des Silbergeldes auffassen würden. Es ist eins der hervorragendsten Zeichen für das Vertrauen, welches die in deutschen Diensten befindlichen Mannschaften und Träger dunkler Hautfarbe zu uns hatten, daß sie ohne Murren und mit voller Zuversicht auf die künftige Einlösung die schließlich sogar sehr unvollkommen hergestellten Papiere annahmen.

Auch die übrigen Eingeborenen waren damit zufrieden und würden irgendeine Unannehmlichkeit nicht darin gefunden haben, wenn ihnen die indischen Kaufleute durch ihre Machenschaften nicht gar zu sehr das Vertrauen erschüttert

hätten. Wohl wurden Gouvernementsverfügungen erlassen, daß das Papiergeld dem Silbergeld gleichwertig bleiben müsse, und daß das Silber immer wieder in den Verkehr zu setzen sei. Aber alle diese Maßnahmen scheiterten in der Hauptsache an dem passiven Widerstand der indischen Händler. Das gleiche war der Fall bei allen Bestimmungen über Höchstpreise, die allerdings erst einige Zeit nach Kriegsbeginn getroffen wurden; und auch die Beschlagnahme von solchen Waren, welche zur Kriegführung unbedingt notwendig waren, blieb ohne vollen Erfolg, weil die Inder immer wieder Mittel und Wege fanden, sich diesen Verfügungen zu entziehen; selbst in den Moscheen der mohammedanischen Ismailiasekte fand man vergrabenes Handelsgut.

Hilfsmittel der Engländer.

Deutsch-Ostafrika befand sich also in einer recht wenig hoffnungsvollen Lage, als der Krieg ausbrach. Es war ringsum von Feinden umgeben, die sämtliche Zufuhrstraßen beherrschten, und die selber in der Lage waren, alle Hilfsmittel an sich heranzuziehen, die es nur geben konnte. Selbst wenn die europäischen Betriebe ihnen infolge all zu großer Inanspruchnahme durch den heimischen Krieg nichts zu senden vermochten, so stand doch das ganze reiche und gewaltige Indien und die tatkräftige südafrikanische Union ihnen zur Verfügung. Aus diesen konnten nach Belieben jede Menge von Truppen und Hilfsmittel aller Art herangebracht werden.

Von vornherein waren die englischen Streitkräfte, die in der Nähe unsers Gebietes standen, den unsern bedeutend überlegen. Wenn deren anfängliche Zahl auch nicht mit völliger Sicherheit ausgemacht werden kann, so steht doch fest, daß an unserer nördlichen Grenze neben einer starken, der unsern an Zahl und Bewaffnung überlegenen Askaritruppe indische Bataillone und indische Batterien vorhanden waren. Dazu kam, daß das nah angrenzende und eng mit dem britischen Ostafrika verbundene Uganda-Protektorat 10 000 Mann farbiger Truppen unterhielt, die als unsere unmittelbaren Gegner schon deshalb mit in Anschlag gebracht werden mußten, weil Uganda Anlieger des Victoriasees ist.

Ferner die europäische Mannschaft, welche aus der englischen Siedelung des Landes aufgebracht werden konnte. Diese war von jeher — im Gegensatz zu den deutschen Maßnahmen — durch die englischen Regierungsbehörden mit allen Mitteln gefördert worden und hatte diejenige Deutsch-Ostafrikas bei weitem überflügelt; aber nicht nur war sie an Zahl weit überlegen, sondern auch in den Maßnahmen für die Vorbereitung einer geordneten Kriegführung. Was bei uns infolge der Abneigung der berufenen Behörde gar nicht begonnen oder in den Anfängen steckengeblieben war, hatte man

im englischen Gebiete zu vortrefflichen Einrichtungen ausgebildet. Europäische Freiwilligentruppen, wie sie unsere leider nur beabsichtigten Schützenabteilungen werden sollten, waren in Englisch-Ostafrika längst aufgestellt. Sie waren nicht nur gleichmäßig mit Dienstwaffen moderner Art versehen, sondern sogar auf Staatskosten beritten gemacht, so daß die Engländer eine von vornherein vortrefflich ausgerüstete und bewegliche Truppe landeskundiger Europäer in das Feld führen konnten, die bereits in Friedenszeiten durch gemeinsame Übungen vorgebildet worden war.

Alle diese Truppen waren auf das beste ausgerüstet mit jedem Hilfsmittel, welches die Erfindungen der Neuzeit dem Kriegswesen an die Hand gegeben haben. Auch die eingeborenen Truppen, die sogar schon zu Regimentern gegliedert waren, während wir nur Kompagnien vorführen konnten, waren mit einem vortrefflichen Magazingewehr versehen. An Maschinengewehren fehlte es nicht. Eine ausgezeichnete, ganz moderne Artillerie war vorhanden. Nur Flieger, Minenwerfer und Handgranaten fehlten im Beginn des Krieges noch, weil ja diese Waffen erst während der heimischen Kriegführung ausgebildet wurden. Aber auch sie kamen, sobald nur die Möglichkeit dazu vorhanden war, sie heranzuführen.

Für die Verschiebung der Truppe durch das britische Ostafrikagebiet war allerdings auch nur eine von Osten nach Westen laufende Bahn vorhanden. Aber im Gegensatz zu der deutschen Kolonie waren weit ausgedehnte Zubringerwege seit langem gebaut und in Benutzung genommen worden. Auf ihnen wurde ein sehr reger Verkehr durch Kraftfahrzeuge unterhalten, von denen sich zwischen 800 und 1000 im Privatbesitz im englischen Schutzgebiet befanden, gegen die 8 bis 10, welche uns zur Verfügung standen, also eine ungeheuerliche Überlegenheit.

Deutsche Kaufleute, welche in Mombassa zu tun hatten und die Freundschaft ihrer englischen Kunden genossen, hatten ganz beiläufig große Mengen von Eisenbahnbaumaterial im Hafengebiet von Mombassa aufgestapelt gesehen und auf ihre Fragen erfahren, daß dieses zu der Anlage einer Kriegsbahn von Voi gegen das deutsche Gebiet hin vorgesehen sei. Als man ihnen diese Auskunft gab, war allerdings noch kein Gedanke daran, daß die beiden Großmächte miteinander in Krieg geraten würden, und die Angabe der Engländer mag mehr scherzhafter Weise gemeint gewesen sein. Tatsächlich aber war all das, was zum Bau der Bahn gegen den Kilimandjaro hin notwendig war, im vollen Maße vorbereitet. Wer am 31. Juli in Mombassa war, konnte merkwürdige Eisenbahnwagen auf den Verschiebegleisen des Bahnhofes stehen sehen, die sich bei näherer Betrachtung als Panzerwagen herausstellten.

Auf dem Njassa- und Tanganjikasee war die Zahl und Stärke der Dampfer auf beiden Seiten ungefähr gleich. Auf dem wichtigsten der großen Seebecken

des innern Afrikas aber, auf dem Victoriasee, hatten die Engländer von vornherein eine ungeheure Übermacht, indem sie 8 große Dampfer von 800 bis 1200 Tonnen auch für kriegerische Zwecke in Tätigkeit setzen konnten. Ursprünglich gebaut waren sie, um für die Ugandabahn den Handelsverkehr des ganzen Sees, und zwar auch des deutschen Teils davon, sicherzustellen. Von der Überlegenheit der Engländer auf dem Ozean braucht gar nicht geredet zu werden.

Die Blockadebrecher.

So war die Kolonie Deutsch-Ostafrika vollständig auf sich selbst angewiesen gegenüber einem übermächtigen Feinde. Daß sie überhaupt solange ausgehalten hat, ist trotz aller in ihr ruhender Hilfsmittel als ein Wunder zu bezeichnen. Daran ist aber nicht zu zweifeln, daß sie noch ganz etwas anderes würde geleistet haben, wenn nicht die ganze Vorbereitung für eine Kriegführung etwas größern Stiles so jammervoll gewesen wäre. Aber selbst so wäre es noch möglich gewesen, ein weit längeres Aushalten des Schutzgebietes bei der deutschen Fahne durchzusetzen, wenn nur die amtliche Heimat sich mehr um das Häuflein dort kämpfender Männer bekümmert haben würde. Der damalige Leiter des Reichskolonialamts, Herr Dr. Solf, hat offenbar mit andern Dingen, so z. B. mit den mehr oder minder wertvollen Verhandlungen geheimer Natur im Haag und sonstwo so viel zu tun gehabt, daß er seines eigentlichen Amts nicht hatte walten können. Es soll zugegeben werden, daß viele von den im Reichskolonialamt beschäftigten Beamten und Offizieren, welche die eigentliche Arbeit hätten tun müssen, zur Front drängten und deshalb aus dem Reichskolonialamt ausschieden. Dieses könnte eine Ursache gewesen sein der mangelhaften Fürsorge, die der Kolonie zuteil wurde. Aber eine Entschuldigung für den Leiter der Kolonialgeschicke ist es nicht, denn er mußte diejenigen Leute, die er nötig hatte, als unabkömmlich bezeichnen und bei sich behalten. Sicher ist es, daß wir sehnsüchtig auf irgendwelche Sendungen von der Heimat von Tag zu Tag gewartet haben.

In der ersten Zeit bis März 1915 bestand keine Blockade: Man konnte sich zu Hause ausrechnen, da man die Sendungen zum Teil im Amte selbst ausgeführt hatte, oder doch die Bücher der in Betracht kommenden Firmen einzusehen vermochte, daß wir z. B. mit den Medikamenten, die uns in Ostafrika zur Verfügung standen, auch bei normalem Verbrauch nicht länger als bis Ende des Jahres 1914 auszureichen, imstande waren. In dieser Zeit wäre es sicher möglich gewesen, uns noch ein Hospitalschiff mit den notwendigsten Hilfsmitteln ärztlicher Natur zuzuführen. Gewiß, ein deutsches Schiff hätte es nicht sein dürfen. Aber damals standen wir noch nicht mit den Vereinigten Staaten im Krieg, und es wäre doch angängig gewesen, einen deutschamerikanischen Verein vom Roten Kreuz zu veranlassen, mit Geldern, die ihm von der Heimat aus zur Verfügung gestellt waren, ein solches Schiff für uns auszurüsten.

Offenbar hat man aber an so etwas gar nicht gedacht. Wohl gab es Leute daheim, die unsere Not erkannten und für Abhilfe sorgen wollten. Das beweist die Ankunft des ersten Hilfsschiffes im Februar 1915 im Hafen von Tanga. Aber dieses Schiff war nicht etwa von dem Reichskolonialamt ausgeschickt, sondern das Reichsmarineamt hatte es für nötig gehalten, für seine Leute zu sorgen, obwohl deren doch nur wenige hundert waren auf zwei kleinen Kriegsschiffen, indes für das Reichskolonialamt die gesamte große Kolonie mit all ihren Werten und ihren Tausenden von deutschen Einwohnern auf dem Spiele stand. Fast der gesamte Inhalt des Schiffes war ausschließlich für die Marine bestimmt. Für die Schutztruppe aber hatte man im letzten Augenblick noch einige Arzneimittel, 1800 Gewehre und 2 Millionen Patronen daraufgelegt. Letztere verdarben, weil das Schiff beim Einlaufen in den Hafen versenkt wurde; denn sie waren schlecht verpackt, indes die für die Marine bestimmten Munitionsvorräte infolge richtiger Verpackung gut erhalten in unsere Hand kamen. Sehr bezeichnend ist es dabei, daß der Führer dieses Schiffes, der Oberleutnant zur See d. R. Christiansen, vor seiner Abreise dreimal versucht hatte, wie er in Ostafrika erzählte, sich bei dem Staatssekretär des Reichskolonialamts, Herrn Dr. Solf, zu melden, um irgendwelche Aufträge, oder auch nur Grüße für die unter der Obhut des genannten Herrn kämpfenden Abteilungen mitzubekommen. Herr Dr. Solf aber hat es verstanden, diesen Bemühungen auszuweichen. Die Stimmung, welche darob im Schutzgebiet herrschte, kann man sich leicht vorstellen.

Vom obersten Kriegsherrn war Christiansen empfangen worden, und er überbrachte dem Schutzgebiet die Grüße des Prinzen Heinrich.

Dann endlich kam ein Jahr später, im März 1916, ein zweites Hilfsschiff heraus. Wir gaben uns in Deutsch-Ostafrika der Meinung hin, daß das Reichskolonialamt alles versucht haben würde, uns Hilfe zukommen zu lassen, und glaubten, daß eine ganze Reihe von Unterstützungsschiffen

ausgesandt worden wäre, von denen die größere Anzahl ihr Ziel nicht hätte erreichen können.

Wir hörten dann aber zu unserm Erstaunen, daß tatsächlich nur die beiden angekommenen Schiffe überhaupt in Bewegung gesetzt worden seien. Sie alle beide sind schließlich dank der Kühnheit und Umsicht ihrer Führer angelangt. Man muß sich nun fragen, ob es nicht doch möglich gewesen wäre, öfter einen ähnlichen Versuch zu machen. Bei den vielen Milliarden, die der Krieg kostete, bei der Unmenge des Materials, welches verbraucht wurde, wäre es auf die paar Millionen Werte, die vielleicht hätten verloren gehen können, auch nicht angekommen.

Aber es ist nichts dergleichen geschehen. Wäre das zweite Hilfsschiff, welches im Süden der Kolonie zu landen gezwungen war, einige Monate früher angelangt, so wäre es selbst mit der kärglichen Unterstützung, die es uns brachte, möglich gewesen, dem Kampf um den Kilimandjaro eine ganz andere Wendung zu geben. Abgesehen davon entsprach der Inhalt dieses Blockadebrechers keineswegs den daran geknüpften Erwartungen. Er enthielt fast ausschließlich nur die Gegenstände einer Bestellung, welche unter ganz andern Voraussetzungen gemacht war, als die nachfolgende Entwicklung der Verhältnisse sie erforderte. Das Kommando hatte noch in jener Zeit, als wir gegenüber den verhältnismäßig schwächern Truppenmassen der Engländer und Belgier standen und der Ansicht waren, daß diese Verhältnisse sich nicht ändern würden, die Anforderungen aufgestellt. Sie waren nur unter großen Schwierigkeiten und unter Aufbietung von allerlei Hilfsmitteln der List in die Heimat zu befördern gewesen. Als sich die Verhältnisse in Deutsch-Ostafrika uns gegenüber geändert hatten, war es nicht mehr möglich, erneute und veränderte Wünsche nach Hause zu senden. Der Herr Staatssekretär aber hatte keine Veranlassung genommen, sich über die Bestellung hinaus irgendwie anzustrengen, obwohl er dieses hätte tun müssen, denn mit dem Dampfer kamen auch Zeitungen nach Ostafrika heraus, in denen man bereits telegraphische Nachrichten lesen konnte mit der Ankündigung, daß das südafrikanische Unionsparlament der Übernahme der Kriegführung in Deutsch-Ostafrika zugestimmt habe. Eine vollständige europäische Armee sollte dem Widerstande der verhaßten Deutschen in Ostafrika ein Ende machen. Dieses war demnach vor Absendung des Dampfers bekannt gewesen, aber irgendwelche Rücksicht darauf hatte man nicht genommen. Es kamen nicht mehr als zwei, sage und schreibe: zwei wirklich moderne Feldgeschütze heraus, dazu vier Feldhaubitzen zu 10,5 cm. Die erstern waren die einzig wirklich brauchbaren Geschütze, die wir in Ostafrika gegen den Feind führen konnten außer denjenigen, welche in einigen Sturmangriffen den Belgiern, Engländern und Portugiesen mitsamt der dazugehörigen Munition abgenommen worden waren. Herr Staatssekretär Dr. Solf hätte sich doch sagen müssen, daß mit

diesen zwei Kanonen Ostafrika gegen eine europäische Armee, mit modernster Artillerie ausgerüstet, nicht zu halten war. Aber es war nicht allein das, was getadelt werden muß, sondern auch die Ausführung der ursprünglichen Bestellung war in mehrfacher Beziehung mangelhaft. Um nur eins zu bemerken: Es war für die vorhandenen Geschütze Ca/73 Munition bestellt worden; diejenige, die wir erhielten, paßte nicht. Von dem Modell Ca/73 gibt es zweierlei Kaliber, zu 9 und zu 7,5 cm; das letztere war dasjenige, welches bis auf zwei alle ostafrikanischen Geschütze hatten. Herausgesandt aber wurde uns Munition für die 9-cm-Geschütze, so daß diese alsbald ihre Tätigkeit einstellen mußten, denn die Versuche, die 9-cm-Geschosse abzudrehen, gelangen nicht.

Gewiß, es ging ein Gefühl der Erleichterung und Befriedigung durch das ganze Schutzgebiet, als gerade in der Zeit der großen Entscheidung am Kilimandjaro endlich ein Hilfsschiff kam; man sah doch, daß man nicht ganz und gar vergessen war; das aber, was die Kolonie erhofft hatte, wurde nicht annähernd dadurch erfüllt.

Die Mobilmachung.

Der „Große Generalstab“ hatte, wie für die Heimat, so auch für das Schutzgebiet die letzte Entscheidung über die Maßnahmen, welche im Falle eines allgemeinen Krieges als Grundlage des kolonialen zu gelten hatten; d. h. es war eine allgemeine Mobilmachungsvorschrift vorhanden. Diese scheint in frühern Zeiten im großen und ganzen eine auf Verteidigung beschränkte Richtung gehabt zu haben. Der nur wenige Monate vor Kriegsbeginn eingetroffene neue Kommandeur hatte aber offenbar Gedanken, die über den bisherigen Anschauungskreis hinausgingen. Es scheint fast, als ob dieser in Südwestafrika und China vorgebildete Offizier von vornherein nicht an das diplomatische Evangelium der englischen Freundschaft geglaubt hat. Gleich nach seiner Ankunft im Mai 1914 machte er es sich zur Aufgabe, die Gefechtsausbildung der Schutztruppe, die bisher nur auf Eingeborenenaufstand berechnet war, so umzugestalten, daß sie auch gegen einen europäisch durchgearbeiteten Gegner brauchbar wurde. Die karg zubemessenen militärischen Hilfsmittel konnten ohne Mitwirkung der gesetzgebenden Gewalten nicht so ohne weiteres vermehrt werden, deshalb sollte denn die Schutztruppe, so klein und mangelhaft ausgerüstet sie war, durch innere Umbildung dazu fähig gemacht werden, einen europäischen Gegner zu bestehen, und darüber hinaus durch angriffsweises Vorgehen dem Feinde auf dem großen Kriegsschauplatze, wenn möglich, Kräfte zu entziehen.

Wenn den früher bestehenden Mobilisationsvorschriften andere Gedanken zugrunde gelegen haben, so ist nach Lage der Dinge den betreffenden

kommandeuren ein Vorwurf daraus nicht zu machen, ebensowenig wie der Spitze der deutsch-ostafrikanischen Zivilverwaltung, die ja in solchen Entscheidungen von grundsätzlicher Bedeutung durchaus vom Reichskolonialamt abhängig war.

Der Kolonialstaatssekretär Dr. Solf aber war einer der wichtigsten Unterhändler der Reichskanzlei mit den vermeintlichen englischen Freunden gewesen. Der bereits im Februar 1914 „paraphierte“ Vertrag mit England über die zunächst wirtschaftliche und später tatsächliche Teilung der portugiesischen Kolonien war zu nicht geringem Teile das Werk des Staatssekretärs, der dessen Veröffentlichung im März 1914 in sichere Aussicht gestellt hatte. Dazu kam es nicht; England, das an die Preisgabe seines „Bundesgenossen“ Portugal, von der jener geträumt hatte, nicht dachte, sondern uns nur hinhalten wollte, bis seine Pläne reif, mengte noch rechtzeitig Hundehaare bei, wie sich in der Rede des portugiesischen Ministerpräsidenten vom 3. März 1914 zeigte: Der Vertrag erschien damals nicht, wie in der Wilhelmstraße erwartet, an der Sonne des Tages. Deshalb eben kann es niemand in Erstaunen setzen, wenn auch der Gouverneur, wie erzählt wurde, nicht an die Notwendigkeit glauben wollte, von den alten, bislang immer gebilligten Plänen abzuweichen, zugunsten neuer, die eine ausdrückliche Spitze gegen England zeigten. Die im Jahre 1914 ressortmäßig bereits nach Berlin zur Prüfung abgegangenen Mobilisationsvorschläge waren bei Beginn des Krieges, wie

es hieß, noch nicht zurückgelangt; die neuen, die, wie man hörte, ohne Billigung des Gouverneurs dahin nachgesandt wurden, konnten bei der Kürze der Zeit selbstverständlich erst recht nicht im Schutzgebiet, schon geprüft, wieder eingetroffen sein.

So war, als der Kampf begann, eine amtlich festgesetzte Grundlage für die allgemeine Mobilisation und die Führung des Kolonialkrieges in Deutsch-Ostafrika nicht vorhanden. Man kann dem Gouverneur einen persönlichen Vorwurf sicher nicht machen, weil er mehr dem alten Gedanken anhing, und es andererseits selbstverständlich finden, daß der Kommandeur seiner anders gerichteten Überzeugung folgte. Für das Schutzgebiet aber war diese Trennung der Geister ganz gewiß alles andere als ein Vorteil.

Die vornehmste Aufgabe der Mobilisierung mußte es sein, dafür zu sorgen, daß die Lebensmittelerzeugung nicht abgeschnitten werde; es mußten Europäer überall vorhanden sein, welche die Eingeborenen zu erhöhtem Anbau veranlaßten, und es war notwendig, die Pflanzungen durch Belassung einer nicht zu geringen Anzahl von Arbeitern und der unentbehrlichsten europäischen Kräfte in einer Verfassung zu erhalten, die die Bestellung der Felder mit Nährpflanzen sicherstellte.

Gegen diese Forderung wurde zu Anfang gesündigt, da die einzelnen örtlichen Behörden im ersten Beginn der Ereignisse die Pflanzer einzogen und die Arbeiter requirierten, ohne sich darum zu kümmern, ob der regelrechte Pflanzungsbetrieb dadurch geschädigt wurde oder nicht. Das änderte sich alsbald, nachdem der Kommandeur den langjährigen Pflanzer, Hauptmann d. L. Feilke sich als Chef der Feldintendantur beigesellt hatte.

Für die Gesamtheit der Mobilisierung hätte großer Schaden angerichtet werden können durch den gleich zu Beginn im Norden eingetroffenen Befehl, die Usambarabahn abwärts Muhesa zu zerstören. Hervorgerufen war er, wie es scheint, durch das in den ersten Augusttagen verbreitete Gerücht, es seien 2000 Mann indischer Truppen in Sansibar bereit zu einer Landung in Tanga, die bei der völligen militärischen Entblößung des Nordens die Bahn nach dem Kilimandjaro in die Hand des Feindes hätte liefern können.

Der Auftrag erging, weil militärische noch nicht vorhanden waren, an die zuständigen Zivilbehörden, traf aber glücklicherweise Leute, die ihren Kopf kühl erhalten hatten: Bezirksamtmann Auracher und der Betriebsdirektor der Bahn Kühlwein nahmen es auf ihre Verantwortung, die Sprengung der Bahn wohl vorzubereiten, aber nicht auszuführen. Damit haben beide der Verteidigungskraft des Nordens einen unschätzbaren Dienst geleistet, denn noch lagen viele 1000 Sack Reis und eine Fülle europäischen Verpflegungsmaterials in den Magazinen von Tanga. Wäre die Bahn zerstört worden, so hätte man in der Folgezeit nur höchst unvollkommen von diesen unentbehrlichen Schätzen Gebrauch machen können, und die glänzende Verteidigung der Stadt

im November wäre nicht möglich gewesen, da wir, abgeschnitten von jeder Zufuhr, mit den vorhandenen Mitteln kaum in der Lage gewesen wären, eine nachhaltige Zerstörung einigermaßen regelrecht wieder herzustellen.

Auch der gleich nach Kriegsbeginn ergangene Befehl, die Ugandabahn zwecks Hinderung der britisch-ostafrikanischen Mobilisation anzugreifen und zu zerstören, war nicht durchführbar. Wenn ein solches Wagnis einen wirklichen Erfolg haben sollte, so mußte man eine umfangreiche Vernichtung vornehmen und außerdem stark genug sein, diese auch aufrechtzuerhalten, da die Engländer andernfalls — frei im Bezug aller Hilfsmittel — in der Lage gewesen wären, selbst erhebliche Zertrümmerungen des Bahnkörpers rasch wiederherzustellen. Dazu war der Feind auf einen Krieg besser eingerichtet als wir und konnte sein wohlausgebildetes berittenes Freiwilligenkorps neben erheblichen aktiven Abteilungen an Infanterie und Artillerie ins Feld führen; wir dagegen hatten zu jener Zeit in der ganzen weiten Umgebung des Kilimandjaro nicht mehr als eine einzige Schutztruppenkompagnie.

Erst als im Fortgang der Mobilisation Europäerabteilungen sich sammelten und die Feldkompagnien eintrafen, konnte an derartige Unternehmungen gedacht werden. Dieser Zustand trat allerdings nicht mit der Schnelligkeit ein, die man zu Hause dabei gewohnt war, da die Vorbereitungen zu umfangreichen Maßnahmen, wie sie jetzt nötig wurden, fehlten und die Bahnverbindungen äußerst mangelhaft waren; vor allen Dingen machte es sich jetzt, wie während des ganzen Krieges, höchst unangenehm, ja verderblich bemerkbar, daß die beiden großen Bahnen des Schutzgebietes nicht miteinander in Verbindung standen.

Selbstverständlich setzte gleich nach Bekanntwerden der Kriegserklärung die Mobilisation ein, und zwar in dem Sinne, wie sie vom Kommandeur, Oberstleutnant von Lettow, vertreten worden war. Kompagnien wurden neu gebildet, die alten fern an den Grenzen stehenden an die Bahn herangezogen und zunächst beim Hauptquartier, in den Pugubergen, nahe Daressalam vereinigt. Die größere Hälfte der Polizeimannschaften wurde in Feldkompagnien überführt, die Rekrutendepots der Truppe und Polizei ihrer einigermaßen ausgebildeten Mannschaften zugunsten der Feldtruppe entledigt; die freiwillig herbeieilenden farbigen Reservisten wieder eingereiht. Der erste Sammelpunkt war Mbaruksruh in den Pugubergen, woselbst der Stab und die 10. Kompagnie den Kern der sich ansammelnden Streitmacht darstellten; dazu gesellten sich alsbald die 16. und 17., die aus den Rekrutendepots gebildet wurden, die 15. und 18., die sich aus den Polizeiabteilungen von Daressalam, Dodoma und Tabora zusammensetzten. Außerdem wurden die 4. von Kilimatinde und die 8. von Tabora hierhergeleitet. Gleichzeitig bewegte sich die 6. Kompagnie nach Tabora, die 11. von Kissenji über Usumbura nach Kigoma, an den Endpunkt der Tanganjikabahn. Die 1. und

13. setzten sich von ihren Standquartieren in Kondoa-Irangi und Aruscha aus unmittelbar nach Moschi in Marsch, den zunächst gefährdeten Kilimandjaro zu schützen. Hier wurden aus der Polizei der Nordbezirke und aus abgegebenen Teilen der Feldkompagnien die 19. und 21. neugebildet. Die 5. Kompagnie verblieb in Massoko in der Nordgegend des Nyassasees; die 7. und 14. hatten von Muanza und Bukoba aus das Ostufer des Victoriasees zu decken. In Iringa (Uhehe) und Songea blieben die 2. und 12. stehen; doch gaben sie später kleinere Abteilungen ab, um am Nyassasee die Streitkräfte zu verstärken. Die 3. Kompagnie verblieb vorläufig in Lindi, zur Deckung der portugiesischen Grenze, zu welchem Zwecke neben der 2. in Songea noch die Polizeiabteilungen Lindi und Songea zu dienen hatten.

Umfangreiche Rekrutendepots wurden in Mbaruksruh, Tabora und Wilhelmstal aufgestellt. Mit den von den einzelnen Kompagnien angenommenen frischen Mannschaften dürfte die Zahl der in Ausbildung begriffenen Rekruten sehr bald nach Ausbruch des Krieges weit über 1000 betragen und sich im Laufe der Zeit noch erheblich vergrößert haben. Alle diese Bewegungen gingen vor sich unter den in einem unwegsamen Lande unvermeidlichen Schwierigkeiten. Die bis zum Eintreffen an der Bahn oder an den andern Sammelpunkten notwendigen Märsche dauerten manchmal wochenlang. Aber alles vollzog sich doch rascher, als man hätte erwarten können. Noch im August konnte diejenige Verteilung vorgenommen werden, die ihr Hauptaugenmerk auf die englische Nordgrenze richtete, und die sich als eine den tatsächlichen Verhältnissen der ersten Zeit des Krieges durchaus entsprechende erwies. Noch ehe die größern kriegerischen Ereignisse sich vollzogen, war die Verteilung die folgende geworden: die 1., 4., 6., 8., 9., 10., 11., 13., 19. und 21. Feldkompagnie hielten den weiten Umfang des Kilimandjaro besetzt. Die 15., 16. und 17. lagen im Küstengebiet nördlich Tanga bis weit über die Grenze der englischen Kolonie. 7. und 14. waren in Muanza; die 5. in Neulangenburg, unterstützt durch die Polizeiabteilung Bismarckburg; die 3. in Morogoro, dem Notsitz des Gouverneurs; die 18. in Mbaruksruh dicht hinter Daressalam am Küstenausgang der Puguberge. Alle andern Kompagnien standen irgendwo mit dem Grenz- oder Küstenschutz in Verbindung. Nur die 2. und 12. hüteten die Ruhe im Innern des Landes, im Zulu- und Wahehegebiet. Im übrigen lag der Schutz der gesamten innern Teile der Kolonie ausschließlich in den Händen der um mehr als die Hälfte ihrer Zahl herabgesetzten Polizeitruppe.

Wo es angängig war und die Zahl der Kompagnien dazu ausreichte, wurden sie zu größern bataillonsartigen Verbänden zusammengefaßt, wie die Abteilungen Keppler, Kraut, Schulz am Kilimandjaro, Baumstark nördlich Tanga, sowie Kornatzky bei Daressalam es waren. Der Europäerbestand der einzelnen Kompagnien wurde erheblich verstärkt durch eilige Einziehung von Offizieren

und Unteroffizieren der Reserve und später auch durch Zuteilung einzelnen der europäischen Schützenkompagnien entnommener Deutschen ohne Charge.

Ein Araberkorps unter deutscher Führung in der Stärke von 400 Mann stand im nördlichen Tangabezirk und später jenseits der Grenze im Englischen; der Gefechtswert dieser Leute war sehr gering, vom Kontorbock herunter gekommen, oder sonstwie aus friedlichstem Leben herausgerufen, hatten sie von der bedürfnislosen Kriegstüchtigkeit ihrer wüstenbewohnenden Vorfahren nur sehr wenig, oder vielmehr gar nichts an sich. Da sie gemäß Abmachung nicht wirklich eingedrillt werden durften, so blieb ihr Gefechtswert dauernd gleich Null. Notdürftig lernten sie mit dem ihnen anvertrauten Gewehr Modell 71 umzugehen, doch nur um im geeigneten Augenblick damit unter großem Geschrei in die Luft zu knallen. Ihre Brauchbarkeit beschränkte sich auf die Verwendung als Vorposten in nicht gerade schwieriger Zeit, und auch diese war nur durchführbar, wenn man große Abteilungen dafür ansetzte. Mit dem persönlichen Mute war es nicht allzu hervorragend bestellt; diese Erscheinung mag zum Teil auf die infolge mangelnder Ausbildung fehlende Disziplin zurückgeführt werden, zum Teil aber darauf, daß es zumeist nicht reine Araber waren, sondern eine entartete, mit Negerblut gemischte Gesellschaft. Es darf dagegen nicht verhehlt werden, daß einzelne Araber vornehmer Herkunft sich als tapfere Männer zeigten und es auch vermochten, hier und da dem großen Haufen einigen Halt zu verleihen. Die Gesamtleistungen entsprachen aber weder den Erwartungen noch der hohen Löhnung von 100 Rupie monatlich, so daß man sich alsbald entschloß, diesen Truppenteil aufzulösen.

Soweit die Deutschen nicht den Askarifeldkompagnien (weiterhin als Feldkompagnien bezeichnet) zugeteilt waren, wurden sie in Schützenkompagnien zusammengezogen, denen zumeist auch eine geringe Anzahl farbiger Soldaten beigesellt wurde, oder sie wurden als Bahn- und Küstenschutz sowie in dem ungeheuer wichtigen Etappendienst verwandt.

Rastlos wurde an der Verstärkung der Truppe gearbeitet; die einzelnen Kompagnien wurden auf einen höhern Bestand gebracht und dauernd neue Abteilungen geschaffen. Menschenmaterial stand, in der ersten Zeit des Krieges, als das Vertrauen der Eingeborenen zu unserer Macht noch nicht erschüttert war, für Feldkompagnien fast unbegrenzt zur Verfügung, und die vorhandene Anzahl wehrfähiger Deutscher hätte genügt, um jede Zahl von Kompagnien mit einer ausreichenden Führung zu versehen; aber der Mangel an brauchbarer Bewaffnung setzte in dieser Beziehung den Wünschen ein schmerzlich empfundenes kurzes Ziel.

Durch rastlose Arbeit wurde es erreicht, daß am Ende März 1915, d. h. kurz vor Beginn der großen Regenzeit, die durch ihren größere Bewegungen auf beiden Seiten hindernden Einfluß einen gewissen Abschnitt in der ersten Zeit der Kriegführung bezeichnet, die folgenden Zahlen angeführt werden konnten:

Standort	Truppenteil	Deutsche	Askari	Rugaruga	Masch.-Gewehre	Geschütze
Tanga	15., 16., 17. F.-Ko., 4. S.-Ko.*)	145	700	50	11	—
Tanga	Küstenschutz	44	—	—	—	—
Uschiwa, Rombo . .	3., 9., 11., 13. F.-Ko.	184	825	—	10	2
Taveta	. . . .	86	561	46	5	—
Neu-Moschi	4. F.-Ko., 5., 6. S.-Ko.	170	416	—	7	2
Kware	8. F.-Ko.	16	176	—	2	—
Engare Nairobi . . .	10., 21. F.-Ko., 8., 9. S.-Ko. .	149	364	—	4	—
Aruscha, Old. Sambu, Aruscha, Engereka	. . . .	50	109	82	—	—
Bezirk Muanza . . .	14., 26. F.-Ko., 1/2 1. S.-Ko. .	143	380	600	3	6
Bezirk Bukoba . . .	7. F.-Ko., 1/2 1. S.-Ko.	61	273	520	4	3
Ruanda	Abteilung Tanganjika, 22. F.-Ko., Komp. Möwe, Urundi-,	20	105	—	2	—
	Bismarckburg-Abteilung	219	580	—	4	—
Langenburg	5. F.-Ko., 1/2 2. S.-Ko.	38	386	—	6	1
Mahenge	12. F.-Ko.	13	363	—	2	—
Iringa	1/2 2. F.-Ko.	6	209	—	1	—
Lindi	20. F.-Ko., Rugaruga-Komp., Polizei	17	219	174	1	—
Küstenschutz Kilwa—Lindi	. . . .	27	62	48	—	—
Rufidji	Delta-Abteilung	150	42	58	4	2
Daressalam	18., 23., 24., 25. F.-Ko., 10. S.-Ko., Landsturm	279	537	—	9	3
Bahnschutz Mittellandbahn	. . . .	80	—	—	—	—
Morogoro	Wachkommando, Rekr.-Depot Tabora	7	301	—	—	—
Küstenschutz Bagamojo	. . . .	14	44	231	—	—
Küstenschutz Pangani	. . . .	5	5	94	—	2
Bahnschutz Nordbahn	. . . .	47	—	41	—	—
Wilhelmstal	Landsturm, Rekr.-Depot	31	112	—	—	—
Muhesa	Rekr.-Depot	5	302	—	—	—
Moschi	Grenzschutz	12	20	—	—	—
		2008	7091	1894	75	21

*) F.-Ko. = Feldkompagnie, S.-Ko. = Schützenkompagnie.

Im März 1915 waren demnach im Dienst an regulärer Truppenmacht 2008 Deutsche und 7091 Askari einschließlich ca. 800 Rekruten; dazu 1894 Irreguläre, sogenannte Rugaruga, die man am besten als bewaffnete Träger bezeichnen kann, die aber im Laufe der Zeit teilweise auch zu regelrechten Kompagnien zusammengefaßt wurden. Unter der Zahl der Deutschen befanden sich die Besatzung des Vermessungsfahrzeugs „Möwe", die als

„Kompagnie Möwe“ bezeichnet wurde, Reservisten von den Handelsdampfern, und eine Anzahl Männer, die aus den fremden Nachbarkolonien sich herübergerettet hatten. Nicht mit aufgeführt sind diejenigen, die im Etappendienst beschäftigt waren, so daß im ganzen etwa 2300 Mann unter der Fahne standen, eine stattliche Menge im Verhältnis zu der 3600 Köpfe betragenden deutschen Gesamtbevölkerung des Schutzgebietes, auch wenn man die von auswärts Hinzugekommenen abzieht.

Ferner ist nicht in Anschlag gebracht die Besatzung des Kreuzers „Königsberg“, der durch Marinereservisten aus der Kolonie, von den Handelsdampfern und durch den glücklich geretteten Transport vom Vermessungsfahrzeug „Komet“ (Südsee) seine Besatzung hatte auf etwa 400 Mann bringen können.

21 Geschütze und 75 Maschinengewehre waren März 1915 vorhanden. Die Herkunft der erstern war sehr mannigfaltig und daher deren Kalibergrößen ein Durcheinander; da gab es 3,5-cm-Feld- und Revolverkanonen sowie 4,7-cm-Feldkanonen; der Hauptbestand des Geschützparks wurde durch das Modell Ca/73 gebildet, von dem ihrer zwei das Kaliber 9, die weitaus meisten aber 7,5 hatten. Ferner einige alte 6,0-cm-Berggeschütze — und zwar alle rauchstark. Dazu kamen an rauchschwachen: zwei 8,8-cm-Landungsgeschütze von der „Königsberg“, zwei 4,7-cm-Bordgeschütze, die Kapitän Schönfeld mit seiner Schutztruppenabteilung im Delta auf dem „Adjutant“ erbeutete, und zwei mit dem ersten Hilfsschiff für die „Königsberg“ herausgekommene 6,0-cm-Geschütze. Das war zu jener Zeit alles; dazu kamen seit Juli 1915 die zehn 10,5-cm-Bordgeschütze der „Königsberg“, die durch Kapitän Schönfeld von dem versenkten Fahrzeug geborgen wurden; später im März 1916 erhielten wir mit dem zweiten Hilfsschiff noch vier 10,5-cm-Haubitzen und zwei 7,0-cm-Berggeschütze. Alles in allem eine Art historischer Ausstellung vergangener Modelle, die für ihre jetzigen Zwecke nicht geeignet waren. Die kleinen zwar mit unsern Mitteln beweglich, aber unwirksam; die ganz großen im Gebrauch vortrefflich, aber nicht von der Stelle zu bringen. Wirklich glänzend in jeder Hinsicht waren die beiden 7,0-cm-Berggeschütze — von diesen aber waren ausgerechnet gerade genau zwei herausgesandt für den Schutz eines Gebiets, doppelt so groß wie das Deutsche Reich.

Auch die vorhandenen Maschinengewehre waren, was Schloß und Lafette anbelangt, nicht neuster Herkunft; selbst die vier, welche mit dem „Rubens“ Anfang 1915 für die „Königsberg“ herauskamen, hatten noch die alte Lafette und waren ebenso wie jene ohne Schutzschild; diejenigen zwölf, die „Marie von Stettin“ brachte, waren zwar allerneuster Arbeit, aber auch hier hatte man bei einigen Schutzschild und Zielfernrohr vergessen.

Im ganzen stieg die Zahl der Schützenkompagnien im Laufe des ersten Kriegsjahres auf zehn, die der Feldkompagnien auf 31 bei einem etatmäßigen Stande von 14. Doch das ist noch lange nicht alles, was die rastlose

Organisationsarbeit des Kommandeurs und seiner Unterführer an Streitkräften ins Leben rief; es entstanden später eine ganze Reihe von Kompagnien, welche mit Buchstaben bezeichnet wurden, damit der Feind im unklaren über unsere Macht gehalten wurde; außerdem gab es Abteilungen, die nach ihren Herkunftsorten benannt wurden. Im ganzen sind etwa 45 Kompagnien oder ähnlich starke Gruppen vorhanden gewesen, so daß später mit dem Hinschwinden der Deutschen vor dem Feinde und vor dem Klima sowie bei der wachsenden Zahl der Einheiten ein grundsätzlicher Unterschied in der Europäerstärke nicht mehr vorhanden war, es kam vor, daß Feldkompagnien sogar mehr davon hatten als die Schützenkompagnien.

Mit den Handwaffen sah es bunt und traurig aus. Die Schutztruppe hatte bis kurz vor Beginn des Krieges das alte rauchstarke Modell 71 als Normalwaffe; sie befand sich gerade im Anfange einer Umbewaffnung, doch hatte leider das Reichskolonialamt sich nicht entschließen können, auf einmal den Gesamtbedarf beim Reichstag anzufordern, so daß vor Eintreffen des „Rubens" nur etwas über 1/3 der damals vorhandenen Einheiten das rauchschwache S 98 besaß; fernere sechs Kompagnien hatten eroberte Lee-Metford; alle andern waren mit der früheren Waffe versehen, von der die ältesten längst außer Gebrauch gesetzten Stücke wieder hatten hervorgesucht werden müssen. Selbst die eingezogenen Deutschen, die ihre Jagdgewehre zwar mitbrachten, aber gemäß den völkerrechtlichen Bestimmungen nicht benutzen durften, bekamen zu einem nicht geringen Teil zunächst den alten Kuhfuß in die Hand gedrückt. Dieses änderte sich etwas, als im März 1915 der im übrigen für die Marine bestimmte Hilfsdampfer „Rubens" 1800 neue Gewehre mitbrachte; aber auch das war bei der steigenden Menge der Eingestellten nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Selbst nach Ankunft des zweiten und letzten Hilfsdampfers „Marie von Stettin" blieb es für einen nicht unerheblichen Teil der Truppen immer noch beim alten Modell 71 oder bei eroberten englischen und portugiesischen Gewehren.

Den höchsten Stand erreichte die im Felde stehende Schutztruppe nach der Zählung am 31. Dezember 1915 mit

2712 Europäern, 11367 Askari, 2591 Rugaruga,
78 Maschinengewehren (darunter elf englische und sieben belgische) sowie 50 Geschützen.

Eine ungeheure Leistung der Organisation, wenn man in Betracht zieht, daß die Truppe zu Beginn des Krieges 2200 Mann stark war, ein Werk des Wunders, wenn man an den gewaltigen Leistungen den Geist ermißt, den deutsche Disziplin den zusammengerafften Haufen der Eingeborenen eingeflößt hatte.

Der Mittelpunkt der ersten Kriegsperiode.

Raffsucht der Deutschen reckt gierig die Hand
Nach britischen Fluren, nach unserem Land.
Schar dich ums Banner, du Jungmannschaft,
Zeig', daß genährt ward hier britische Kraft,
Wenn wir auf Moschi marschieren.

Chor: Der Freiheit Standarte-weht uns voran,
Der Meere Herrscherin führet uns an!
Um die Freiheit geht es, heraus das Schwert,
Nieder! wer unser Land begehrt!

Mounted Rifles, Bowkers Horses, Halwart Volunteers,
King African Rifles und Ihr Pioniers
Euch Eisenbahntruppen und wer sonst kämpft noch,
Euch gilt allen mein dreifaches Hoch,
Wenn wir auf Moschi marschieren.

Chor: Der Freiheit usw.

Bleich wird der Kaiser, da Kriegsruf tönt;
Deutschland den Tag seiner Krönung verhöhnt.
Uns wird der Besitz seiner Kolonien,
Die er geliebt und erworben zu kühn,
Wenn wir auf Moschi marschieren.

Chor: Der Freiheit usw.

So lautet in freier Übersetzung der Anfang eines Poems, das der „Nairobi Leader" am 5. September 1914 seinen Lesern vorsetzte. Fast jede Nummer der verschiedenen englisch-ostafrikanischen Blätter brachte mehr oder minder sentimentale Ergüsse englischer Poetasterei; eine wahre Flut muß sich über die Schriftleitungen ergossen haben. Sie gaben uns mehrfach ein wahrhaftigeres Bild der Stimmung in Feindeslager als die sorgfältig zensierte Prosa der Blätter, selbst das der Trauer über schwere Europäerverluste und verlorene Gefechte, die sonst sorgfältig verheimlicht wurden. Aus diesen Versen aber schält sich der vornehmste Gedanke, der die Engländer Ostafrikas beherrschte, nachdrucksvoll heraus: Moschi ist das Ziel der Sehnsucht. Der Besitz des Kilimandjaro reizt die Gemüter — gehört doch alles, was wertvoll ist und schön auf dieser weiten Erde von Rechts und Gottes wegen in den Bannkreis englischer Macht. Der Kilimandjaro aber ist ein Kampfpreis, des Schweißes der Edelsten wert. Wenn die gewaltig gewölbte Schneekuppe des Kibo in der Morgensonne auf Hunderte von Kilometern hinüberleuchtet ins englische Land, wenn weithin sichtbar zartes Alpenglühen im Abendschein den Schneeglanz in linden Purpur hüllt, da muß der afrikanischen Berge König wohl — so nah und doch so fern — die Sinne aufgewiegelt, das Begehren erweckt haben.

Mächtig wirkt der Zauber seines ewigen Schnees im Land der blumenreichen Steppe des Dornes, unter der sengenden Sonne des dunkeln Erdteils.

Nie vergißt der Wanderer, der ihn erklomm, die Urwalddickichte seiner knorrigen Bäume, an deren Flechtenbart der Tau des Morgens blitzt; er träumt sich immer wieder zurück auf seine hohen weiten Grashalden, die mit Heidekraut und Blumenpracht an der Heimat Gefilde mahnen. Die Schneebäche rinnen im Grunde allüberall, und der scheitelrecht stehenden Sonne zum Trotz weht köstliche, kühle Luft von der Höhe zu Tal. Hier einen sich mit landschaftlichen Reizen jeglicher Art höchste wirtschaftliche Werte tropischen Gebietes. Gesundes Klima, fruchtbarer Boden und reichliches Wasser, die Vorbedingungen einer großen Entwicklung, sind in hohem Maße vorhanden, wohl mehr als an irgendeiner andern Stelle des gesamten Schutzgebietes. Nicht nur die Hänge des Berges sind mit fruchtbarem tiefgründigen Lavaboden überdeckt; weithin in die Ebene entsandte der Vulkan seinen Lavaschutt und seine Asche. Meilenweit ringsum in der hoch gelegenen Steppe liegt die gleiche fruchtbare Erde; wo der Pflanzer Wasser auf das Gelände führte, stehen blühende Kaffeegärten und prächtiger Pflanzenwuchs. Feuchtigkeit aber spendet der Berg genug, um jeden Fußbreit Landes der nächsten Umgebung mit Anbau zu übersäen, wenn nur die Technik eingreifen wollte, um es in den Schluchten des Berges zu sammeln oder es aus dem Boden der Steppe emporzuheben.

Schon jetzt ist der Kilimandjaro eines der am weitesten vorangeschrittenen Kulturgebiete Ostafrikas, obwohl noch nichts geschehen ist, seinen wertvollen Schatz, seine Wassermengen, wirklich nutzbar zu machen. Schon ohne das könnte das Gebiet mehr bedeuten, als es der Fall ist, doch hat die fast dauernd siedlungsgegnerische Politik der kolonialen Behörden dieses verhindert; was hier entstanden ist, entwickelte sich trotz der Regierung. Es ist deshalb noch nicht in dem gleichen Maße vorangeschritten wie Ost- und Westusambara und deren nächste Umgebung; das aber hängt zum Teil auch mit der langsamen Vorschiebung unserer Nordbahn zusammen, die das Gebiet des gewaltigen ehemaligen Vulkans erst erreichte, nachdem die genannten Berglande schon längst die Verkehrsförderung erfahren hatten, ohne welche heute nirgendwo in der Welt Handel, Wandel und Landwirtschaft zu gedeihen vermögen. Noch eine kurze Spanne Zeit der Ruhe, und wir würden gesehen haben, daß er all diese anderen Landesteile, deren Blüte schon jetzt eine ganz erstaunliche war, weit hinter sich gelassen. Er bietet, was Pflanzungsgebiet anbelangt, weit mehr als Usambara und hat außerdem noch auf den weiten Hochsteppen, die sich westlich und südwestlich an ihn anschließen, Gelände für eine umfangreiche Viehzucht, wie es den küstennahen Berggebieten nicht annähernd in dem gleichen Maße zuteil geworden ist. Der Kilimandjaro ist ein Wirtschaftsgebiet, das in sich alles erzeugen kann, was für den Bedarf der Europäer notwendig ist. Vom

ewigen Eis bis in die tropischwarme Niederung erstrecken sich seine klimatischen Verschiedenheiten; keine Erdenzone fehlt. Er bringt die Nährpflanzen des gemäßigten Klimas zur Reife und das, was die Subtropen und Tropen zur Erhaltung und Verschönerung des menschlichen Daseins beisteuern.

Nicht ein einzelner Bergriese ist er, sondern sein breit in die durstige Steppe gelagerter Fuß bedeckt eine Fläche, größer als manch deutsches Fürstentum, und bietet Raum für eine zahlreiche weiße Bevölkerung. Man begreift, daß solch ein Schmuckstück der Natur das Begehren des Nachbarn zu reizen vermag.

Nun aber ragt er noch gar wie ein deutsches Bollwerk hinein in den feindlichen Norden und erweckt die Erinnerung daran, daß es eine Zeit gegeben hat, in der England durch die „splendid isolation" dereinst sich genötigt gesehen hat, deutschen Wünschen bei einer Grenzregulierung Rechnung zu tragen, obwohl wir einen vollen Erfolg auch damals nicht erzielten. Dazu war Alt-Englands Vorsicht zu aufmerksam. Ein Teil des Nord- und Nordosthanges des Berges wurde doch britisch; in den endgültigen Schlußverhandlungen gelang es der Gegenseite, die Grenzlinie quer durch einzelne der Bergstammesgebiete zu führen, so daß die Menschen zwar zu uns, das ihnen unentbehrliche Quell- und Weidegebiet aber nach Britisch-Ost gehört. Das war eine Unannehmlichkeit, die sich in diesem Kriege nicht unbedenklich bemerkbar machte, da es einige Teile der Bevölkerung in eine Verfassung gebracht hat, in der sie entweder nicht recht wußten oder sich nicht entschließen konnten, auf welche Seite sie eigentlich gehörten.

Das aber war nicht das Hauptübel, sondern dieses bestand darin, daß im Zusammenhange mit diesem unerfreulichen Zustande eine tiefe Ausbuchtung aus der sonst gerade verlaufenen Grenzlinie, östlich vom Berge, weit in das deutsche Gebiet bis über Taveta hinaus vorgeschoben wurde. So springt der mächtige Vulkanberg zwar als deutscher Besitz und sehr zum Mißvergnügen der Engländer wie eine mächtige Felsenburg in Feindesland vor, aber ein kluger, weitausschauender Gedanke der englischen Grenzkommission hat mit der erwähnten Ausbiegung der Grenze dieses mächtige natürliche Festungswerk in einer überaus günstigen Weise umfaßt, denn sie ist ein für uns gefährliches Einfallstor in unsere nordwestlichen Hochlande, ja, man kann sagen, in den nördlichen, bislang bestentwickelten Teil unserer Kolonie überhaupt.

Unsere Nordgrenze ist sonst gut gesichert, denn sie verläuft fast in ihrer ganzen Ausdehnung durch einen wasserlosen Geländestreifen, der ungemein schwer zu überwinden ist. Durch ihn wird sie derart gedeckt, daß der von Norden kommende Reisende nach einer Durststrecke von mindestens 60 km erst auf unserer Seite — und auch hier bei weitem nicht überall — zum ersten Male wieder Wasser schöpfen kann, und schon gar mancher hat den nicht genügend vorbereiteten Versuch der Durchquerung mit den Verzweiflungsqualen entsetzlichen Durstes, ja, mit dem Tode büßen müssen.

Ein nach Süden vordringender Gegner muß also, wenn er unter unsäglichen Schwierigkeiten, die für eine Truppe noch unendlich viel größer sind als für den einzelnen Reisenden, das trockne Gelände überwunden hat, erst von uns den Zugang zu den spärlichen Wasserstellen mit seiner erschöpften Kriegsmacht erkämpfen. Außerdem aber ist er dauernd in der Gefahr, daß seine Verbindungen durch verhältnismäßig kleine, in seinen Rücken gehende Abteilungen abgeschnitten werden können, weil die Wasserlosigkeit des Geländes die Aufstellung eines Etappenschutzes ungemein erschwert.

Diese natürliche Grenzdeckung ist nur an drei Stellen durch Vorkehrungen der Natur unterbrochen, nämlich an den Küsten des Indischen Ozeans und des Victoriasees sowie durch das vom Kilimandjaro nach Norden sich wendende Flußsystem des Tsavo. Die beiden ersten kommen für ein Eindringen in das Herz unsers Nordgebietes, in das schon besiedelte Hochland, nicht in Betracht. Der Tsavo aber, der aus einer Reihe von Quellflüssen, darunter die hauptsächlichsten: Loldureisch und Engare Len, sich zusammensetzt ist, trotzdem er die einzige, dauernd mit Wasser versehene Verbindung darstellt, in Friedenszeiten für einen eigentlichen Verkehr bisher kaum benutzt worden, weil sein Verlauf durch überaus schwieriges Gelände führt. Es war hier nur ein schmaler Eingeborenenpfad vorhanden, auf dem wohl kleinere Abteilungen sich bewegen konnten, der aber nicht für größere militärische Unternehmungen geeignet war. Im Laufe des Krieges jedoch dürfte dieser Weg einigermaßen gangbar gemacht worden sein, da die Engländer am obern Tsavo eine Anzahl befestigter Stellungen vorschoben, die mit der Ugandabahn verbunden werden mußten. Sie haben denn auch im weitern Verlaufe des Krieges versucht, auf diesem Wege an den Kilimandjaro heranzukommen. Erfolg aber haben sie damit nicht gehabt, denn der Marsch über den 4500 Meter hohen Sattel zwischen Kibo und Mawensi ist kaum durchführbar; der bequemere Weg aber um den östlichen Fuß des Berges, über Uschiwa und Rombo, konnte vom Gegner nicht benutzt werden, weil wir gleich im Beginn des Krieges Taveta besetzten und von hier aus die linke Flanke einer solchen Bewegung bedrohten.

An diese Tsavo-Verbindung haben die Engländer aber wohl kaum gedacht, als sie derzeit auf dem Besitz von Taveta bestanden. Die Ursache ihres erfolgreichen Strebens danach dürfte die Sicherung der schon genannten Steppenstraße Voi — Bura — Taveta gewesen sein, die trotz ihrer Wasserlosigkeit auf den rund 80 km zwischen Bura und Taveta aus natürlicher Beschaffenheit des Bodens heraus die gangbarste ist. Tatsächlich jedoch sichert Taveta nicht allein diesen Zugang zu unserm reichen und begehrten Nordgebiet, sondern es beherrscht auch militärisch fast alle andern dahinführenden Wege. Im Besitz dieses Platzes hätten die Engländer von Anfang an mit uns machen können, was ihnen beliebte; wir würden bei der Verteidigung in einer äußerst schwierigen Lage gewesen sein, wenn es in Feindeshand geblieben wäre.

An einer fernern Stelle noch hatte die wirtschaftliche Betriebsamkeit der Engländer die Möglichkeit eines Angriffsweges geschaffen, nämlich durch die westlich des Berges von der Station Kiu (zu deutsch: „Durst“) der Ugandalinie an den kleinen Natron- (Magadi-) See geführte Bahnabzweigung, die nach dem Namen des Endzieles gewöhnlich als „Magadi“bahn bezeichnet wird. Durch sie wird der wasserlose Grenzstreifen insoweit durchbrochen, daß englische Abteilungen, ohne in ihren rückwärtigen Verbindungen besonders gefährdet zu sein, Stellungen auf dem mit Wasserplätzen versehenen Erokberge einnehmen können, der nordwestlich des Kilimandjaro dicht an unserer Grenze, gegenüber dem deutschen Longidoberge gelegen ist. Aber selbst wenn der letztere, der gleichfalls Wasser enthält, auch noch in feindlichen Händen ist, so kann dadurch das Gebiet um Moschi und Aruscha so ohne weiteres kaum gefährdet werden, denn von hier aus erstreckt sich nach allen in Frage kommenden Seiten wasserlose Steppe in einer Ausdehnung von etwa 12 bis 16 Marschstunden. Außerdem beherrschen die Stellungen am Engare Nairobi und in Geraragua, die wir am Nordwesthang des Kilimandjaro einnehmen können, das ganze weit offne Gebiet; dieses ist ferner durch tief eingeschnittene, felsige Bachbetten derart durchsetzt, daß auch kleine Abteilungen einen nicht allzu starken Gegner aufhalten, oder ihm den Rückzug und die Verbindungen abschneiden können, wenn sie mit einigermaßen anständiger Artillerie ausgerüstet sind.

In der Regenzeit allerdings verändert sich das Bild überall; dann ist Wasser vorhanden, aber auch gleich so viel, daß die Steppe zu Sumpf und all die trocken liegenden Wasserläufe zu unüberschreitbaren wilden Bergströmen werden, die jede kriegerische Bewegung hindern. Nur in den auf die Regenzeit folgenden Monaten, also etwa April bis Juni, liegen die Verhältnisse so, daß größere Marschbewegungen in den Durststrecken ohne Schwierigkeiten möglich sind, andererseits aber treten auch alsdann die Grundlosigkeit mancher Wegstrecken und das in dieser Zeit besonders verderbliche Tropenklima als Hinderungsgründe gegenüber größern militärischen Unternehmungen in Wirksamkeit.

Dieser Berg und seine Umgebung gab den Rahmen zu den Hauptkämpfen der ersten 1½ Jahre des Krieges; unter dem Schatten des Kibo fiel die Entscheidung über die Herrschaft im Schutzgebiet.

Beginn des Kampfes.

„Kolonie außer Kriegsgefahr, beruhigt die Ansiedler.“ So lautete ein am 2. August eingetroffenes Telegramm des Staatssekretärs Dr. Solf; es war dies die letzte amtliche Nachricht, die wir von der Heimat bekamen, und es

blieb auf lange Zeit das einzige Lebenszeichen, welches die vorgesetzte Behörde der hart bedrängten Kolonie zuteil werden ließ, obwohl Privatbriefe und Zeitungen durch die Vermittlung des deutschen Konsuls und unserer Landsleute in Mosambik uns während der ersten Monate in wachsender Anzahl übermittelt wurden. Man kann sich vorstellen, daß diese Kabelnachricht einen nicht geringen Eindruck machte und in ihrer die Sinne verwirrenden Wirkung auch noch anhielt, nachdem am 5. August morgens die Kriegserklärung Englands durch Funkspruch bekanntgeworden war. Sie ist wohl hauptsächlich mit daran schuld gewesen, daß auch dann noch manche Köpfe vorhanden waren, die den vollen Ernst der Lage nicht zu erkennen vermochten. Man kann es deshalb begreiflich und bis zu einem gewissen Grade sogar verzeihlich finden, daß einzelne, besonders kaufmännische Kreise in den Küstenstädten von der wachsenden Kriegsstimmung in der weißen Bevölkerung nichts wissen wollten, den umfangreichern militärischen Vorbereitungen unfreundlich zuschauten und meinten, daß diese nur geeignet seien, die Engländer zur Unzeit zu Gegenmaßregeln zu reizen, wodurch dann erst der koloniale Friede gestört werden könne.

Eigentümlich war es, daß diese Meinung von der englischen kolonialen Friedfertigkeit auch noch bestehen blieb, als der englische Kreuzer „Pegasus“ den aus dem Daressalamer Hafen auslaufenden D.-O.-A.-L.-Dampfer „König“ am 5. August mittags beschoß und zur Umkehr zwang. Damit hatte England den Kolonialkrieg in Ostafrika eröffnet. Jedem etwa doch noch vorhandenen Zweifel an den kriegerischen Absichten hätte die Beschießung des Daressalamer Funkenturms beseitigen müssen, die am 8. August vor sich ging; aber auch sie hatte diesen Erfolg nicht; ebensowenig der am 11. August unternommene Überfall auf den Dampfer „Hermann v. Wißmann“ in Sphinxhafen am Nyassasee, der die völlig ahnungslose Besatzung mitsamt dem Schiff in feindliche Gewalt brachte.

Unzweifelhaft hat England durch diese Maßnahmen die kriegerischen Unternehmungen in Ostafrika eingeleitet, und wenn durch diesen Krieg das Ansehen der weißen Rasse im schwarzen Erdteil einen nicht wiedergutzumachenden Stoß erlitten hat, so liegt die Veranlassung dafür ausschließlich Großbritannien zur Last. Wenn es der Schwarze im zentralen Afrika gelernt haben sollte, daß der Weiße vom Farbigen besiegt werden kann, und daraus in Zukunft ungeheure Schwierigkeiten in der Beherrschung der Eingeborenen sich entwickeln können — England muß dann an die eigne Brust schlagen und sich zu dieser Schuld bekennen. Ihm wird auch der größte Nachteil erwachsen; denn wohl noch nie hat der schwarze Mann im zentralen Afrika geahnt, daß er geschlossene Regimenter weißer Männer in offner Feldschlacht Mann gegen Mann überwinden kann. Engländer, die Royal North Lancashires, aber waren es, die unsere farbigen Söldner bei Tanga vor sich hertrieben

und in das Meer jagten, und Ähnliches ist in schlimmerm Maße nachher gar oft geschehen. Auf die Frage eines englischen Parlamentärs, warum wir in dem Gefecht von Tanga unsern vernichtenden Angriff nicht weiter verfolgt hätten, konnte der Chef des Stabes v. Hammerstein antworten: „Wir wollten das Prestige des weißen Mannes in Afrika nicht noch mehr vernichten, als es schon geschehen." Der Grund für unsere Zurückhaltung war zwar ein anderer, aber die Antwort war gut und traf ins Schwarze, wie das Mienenspiel des Engländers auswies.

Erst nachdem diese drei Tatsachen der Kriegseröffnung durch die Engländer vorlagen, haben wir am 15. August 1914 durch die Einnahme Tavetas den Kampf in Feindesland getragen. Ungefähr um die gleiche Zeit erfolgten auf Befehl des Kommandeurs, Oberstleutnants v. Lettow, Angriffsbewegungen auf dem ganzen Umkreise unserer fast 3000 km betragenden Grenze. Während er in richtiger Erkenntnis der Sachlage den Hauptteil der vorhandenen Truppe im Norden des Schutzgebiets gegenüber Britisch-Ostafrika zusammenzog, mußten diejenigen Abteilungen, die an den übrigen bedrohten Punkten der Grenze verblieben, diese überschreiten. Selbst gegenüber Portugal wurde anfänglich vorgegangen, da Reutertelegramme berichtet hatten, daß dieser Vasallenstaat Englands sich den kriegführenden feindlichen Mächten angeschlossen habe.

Am Victoriasee nördlich Schirati, im Süden des Tanganjika gegen Abercorn und am Nordende des Nyassa drangen unsere kleinen Abteilungen in das

englische Gebiet ein. Nicht alle diese Unternehmungen hatten einen äußerlich erkennbaren taktischen Erfolg, weil die feindliche Übermacht an allen Stellen viel zu groß war. Die Maßnahme dürfte aber dahin gewirkt haben, bei dem Feinde über unsern Stärkebestand, der zu Beginn des Krieges ein sehr geringer war, übertriebene Anschauungen zu erwecken und ihn so veranlaßt haben, die ihm zur Verfügung stehenden Truppen an den ausgedehnten Grenzen weithin zu verzetteln.

Der Kampf am Kilimandjaro begann unsererseits mit der Einnahme von Taveta. Die Lage dieses Platzes machte dessen Besitz für uns besonders wichtig. Blieb er im Besitz der Engländer und fanden sie Zeit, ihn für unsere mangelhaften Kriegsmittel uneinnehmbar zu befestigen, so konnten sie den dahinterliegenden wasserlosen Landstrich für den Durchmarsch ihrer Truppen vermittels Anlage künstlicher Wasserposten oder gar durch Vorschiebung einer Feldbahn herrichten und uns zu jedem beliebigen Zeitpunkte von hier aus an unserer verwundbarsten Stelle angreifen. War aber dieser Ort in unserer Hand, so mußte der Feind, wenn er diesen sonst bequemen und wohlbekannten Verkehrsweg benutzen wollte, seine Truppen in Bura sammeln und die geschlossenen Massen über die trockne Steppe führen und dann in Taveta sich den Zugang zum Wasser erst erkämpfen. Auf der andern Seite konnten wir von hier aus die für einen solchen Kriegszug notwendigen Vorbereitungen empfindlich stören. Die Besetzung dieses Platzes ist sicher die Ursache dafür gewesen, daß wir 1½ Jahre lang in fast ungestörtem Besitz dieses wichtigen Siedlungsgebietes uns erhalten konnten; nicht eher schritten die Engländer hier zum Angriff, als sie unter großen Schwierigkeiten, die wir von Taveta aus ihnen bereiten konnten, eine Bahn durch dieses Durstgelände von der Ugandalinie her gebaut hatten.

Die Einnahme Tavetas wurde am 15. August ohne besondere Gefahr ausgeführt durch die schnell im Norden zusammengerafften Europäerabteilungen unter Führung des alten Ostafrikaners, Hauptmanns a. D. Tom v. Prince, und des Hauptmanns a. D. Hering. Der Platz wurde zunächst durch eine kleine Truppe unter dem Pflanzer und Feldwebel a. D. Giese besetzt gehalten, der einige Außenposten bis auf etwa 30 km Entfernung zur Sicherung vorschob, indes eine größere Abteilung mehrere Stunden rückwärts davon, am Himofluß nahe der deutschen Grenze, Lager bezog. Später jedoch hat man in Erkenntnis der Wichtigkeit dieses Platzes Taveta selbst und damit die Linie vom Djipe- bis Dschallasee stark befestigt und besetzt. Die Engländer ihrerseits befestigten den vor den Burabergen gelegenen Ort Makatau, indem sie ihn mit einer Wasserleitung und Erdwerken versahen, sehr stark, um unserm Vordringen auf dieser Linie ein Halt gebieten zu können.

Die nächste und vornehmste Aufgabe der am Kilimandjaro befindlichen Abteilungen sollte die Beunruhigung und wenn möglich die Zerstörung der

Ugandabahn sein. Für größere Unternehmungen waren wir jedoch im Beginn unserer Mobilmachung dort viel zu schwach, und man versuchte daher, durch kleine Sprengpatrouillen das Ziel zu erreichen. Kleine Abteilungen, zumeist aus Pflanzern, die sich freiwillig dazu meldeten, bestehend, wurden vorgeschickt. Zwei bis drei Europäer, von ebensoviel Farbigen begleitet, unternahmen es, auf den verschiedensten Wegen vorzudringen mit einem Wagemute, der gar nicht hoch genug veranschlagt werden kann, denn jeder von ihnen kannte die Steppe, die er durchqueren mußte, als die unwirtlichste, wasser- und menschenärmste Gegend von ganz Ostafrika. Es mußten schon mutige Männer sein, die es in voller Kenntnis der Gefahr wagten, dem Tode in mannigfacher Gestalt auf diesem Wege ins Auge zu schauen: nach den Qualen des Durstes in der an Löwen reichsten Gegend vielleicht des ganzen schwarzen Erdteils lauerte auf die Erschöpften die Kugel von Feindeshand. Einige sind bei diesen Unternehmungen völlig verschollen; andern gelang die Rückkehr, nachdem sie, vom Durst verzehrt, die Vorwärtsbewegung hatten aufgeben müssen; zwei Abteilungen aber gelangten, fast wider alles Erwarten, bis ans Ziel, aber nur um hier, an Kräften völlig aufgerieben, in Feindeshand zu fallen. In dieser ersten Zeit übersah man die Schwierigkeiten und Gefahren dieser Unternehmungen doch wohl nicht völlig, aber diese ersten mutigen Männer, die das Wagnis auf sich nahmen, haben Leben und Gesundheit doch nicht ganz zwecklos geopfert, da durch sie die Erfahrungen gesammelt wurden, die dann später öfter ein Gelingen zeitigten.

Das Heldenhafte dieser Wagnisse ist nicht geringer zu veranschlagen, weil der Nutzen, den die damaligen und auch die spätern Unternehmungen dieser Art stifteten, zu dem Verbrauch gerade der Tüchtigsten unter der kleinen Zahl unserer Europäer wohl kaum im richtigen Verhältnis gestanden hat.

Unmöglich ist es auch nicht, daß die Engländer mit durch diese Unternehmungen zu dem Glauben veranlaßt wurden, der unsere Iststärke am Kilimandjaro weit höher schätzte, als sie war, und uns dadurch in der Zeit unserer Schwäche vor Angriffen bewahrte. Behaupteten doch englische Zeitungen damals alles Ernstes, daß die deutschen Truppen der Kolonie nicht weniger als 40 000 Mann umfaßten.

Die Küstenplätze im Beginn des Krieges.

Das Gelingen einer Mobilmachung mit Aufstellung solch umfangreicher Truppenkörper hing in hohem Maße davon ab, inwieweit die in den Magazinen vorhandenen Vorräte reichten. In einer eigenartigen Verkennung desjenigen, was möglicherweise doch eintreten konnte, hatten wir in allen unsern Schutzgebieten, außer in Südwest, einen Küstenplatz als jeweilige

Hauptstadt der einzelnen Kolonie auserkoren. Damit befand sich alles das, was in den Verwaltungsmittelpunkten aufgestapelt zu werden pflegt, im Falle eines Krieges unter den Geschützen einer jeden feindlichen Flotte, die auf dem Meere mächtiger war als diejenige des Deutschen Reiches. Auch in Deutsch-Ostafrika stand man dieser Tatsache gegenüber. Zwar hatte ja der Staatssekretär Dr. Solf am 2. August als letzte Nachricht aus der Heimat gekabelt: „Kolonien außer Kriegsgefahr, beruhigt die Ansiedler", und es gab auch Leute, die daraufhin von der Möglichkeit eines Krieges nichts hören wollten, aber die Handlungsweise des kleinen Kreuzers „Königsberg", der besser unterrichtet war, wirkte vorbildlich. Die weitaus überwiegende Mehrheit der deutschen Bevölkerung des Schutzgebietes zweifelte nicht an der bevorstehenden Betätigung der englischen Feindschaft, und zu ihnen gehörten die militärischen Kreise sowie alles, was mit dem Seewesen zusammenhing.

Der D.-O.-A.-L.-Dampfer „Feldmarschall" hatte am 1. August morgens, um seine Löschungsarbeiten zu beenden, sogleich nach Eintreffen der kriegdrohenden Telegramme Mombassa verlassen und sich über Tanga in den Hafen von Daressalam begeben. Die „Tabora", die dort zur Ausfahrt nach der Heimat bereit war, blieb liegen. Der kleine 200 Tonnen große Dampfer „Hedwig" fuhr in den Monsunorkan hinaus, um den mit Spannung aus Indien erwarteten Dampfer „Markgraf", der 15 000 Sack Reis bringen sollte, auf offner See abzufangen, ehe er, wie fahrplanmäßig beabsichtigt, das englische Mombassa anlief und sich dort der Beschlagnahme aussetzte. Am 6. August langte er, sicher von der „Hedwig" geleitet, in Tanga an. Der Dampfer „Präsident" der Deutsch-Ost-Afrika-Linie lag beim Eintreffen der bedenklichen Nachrichten in Mosambik; er wurde von seinem Kapitän bei Dunkelheit aus dem portugiesischen Hafen geführt und glücklich bei Lindi auf dem Lukulедifluß in Sicherheit gebracht. Auch er hatte eine erhebliche Menge von Reis geladen, der eigentlich für Portugiesisch-Ostafrika bestimmt gewesen war. Ohne diese beiden Ladungen und ohne das von den letzten Heimatdampfern mitgebrachte, für die Landesausstellung bestimmte mannigfache Gut würde es mit dem Vertrauen auf die Verteidigungsfähigkeit der Kolonie doch recht schlecht ausgesehen haben.

Vor Daressalam wurde, nachdem kaum die englische Kriegserklärung bekanntgeworden war, der Kampf zur See durch den Feind eröffnet; als am 5. August der „König" von dort auslaufen wollte, wurde er von einem englischen Kriegsschiffe beschossen und zur Umkehr gezwungen. Darauf verschloß man in der Nacht vom 5. zum 6. die schmale Einfahrt in den innern Hafen der Hauptstadt durch Versenkung des Schwimmdocks, so daß nur für ganz kleine Fahrzeuge die Möglichkeit des Verkehrs blieb.

Es war die höchste Zeit dafür gewesen, denn die beiden im Anfang des Krieges an der ostafrikanischen Küste vorhandenen englischen Kreuzer „Asträa"

und „Pegasus“ erschienen bereits am 8. August, vormittags, auf der Reede von Daressalam. Sie begannen ohne irgendwelche vorhergehenden Verhandlungen über die Stadt hinweg den Funkenturm zu beschießen, der auch von einem der sieben abgegebenen Schüsse getroffen und darauf unsererseits durch Sprengung außer Betrieb gesetzt wurde. Alsdann zeigten sie durch Flaggenheißung an, daß sie zu verhandeln wünschten, und der später mit dem „Pegasus“ umgekommene Leutnant-Kommandant Turner erschien an Land, um ein Schriftstück zu übergeben, enthaltend die Bedingungen, bei deren Erfüllung das englische Geschwader von einer Beschießung der Stadt Daressalam absehen würde. Die Forderungen waren in einer angemessenen äußern Form gehalten. Von deren Inhalt wurde amtlich nichts mitgeteilt, doch sprach man davon, daß ein Neutralitätsvertrag abgeschlossen sei, auf Grund dessen die Engländer sich verpflichtet hätten, die Stadt Daressalam zu schonen. Als sicher steht fest, daß der Gouverneur, der, wie es im voraus bestimmt und auch richtig war, bei Annäherung des Feindes sich nach Morogoro zurückgezogen hatte, seinen Stellvertreter, den ersten Referenten, Geheimen Regierungsrat Dr. Methner, mit der Wahrnehmung etwaiger Verhandlungen betraut und ihm gewisse Richtlinien dafür gegeben hatte. Im Grunde genommen ging dies die Gesamtheit der Kolonie gar nichts an, sondern nur die Stadt Daressalam. Der Bezirksamtmann wäre eigentlich die dafür zuständige Behörde gewesen. Man tat dem Feinde zuviel Ehre an dadurch, daß der Vertreter des Gouverneurs, Geheimer Rat Methner, sich mit ihm in Verbindung setzte und die Forderungen der Briten entgegennahm, indem er zugleich versuchte, einzelne der Bedingungen als den internationalen Gebräuchen nicht entsprechend abzuweisen.

Der britische Parlamentär erklärte dabei, daß sein Kommandant nur seemännische Gesichtspunkte im Auge, über irgendwelche militärische Landangelegenheiten zu verhandeln, weder Auftrag noch Absicht habe. So ist dann auch über die in Daressalam lagernden Vorräte für die Schutztruppe gar nicht gesprochen worden. Der Inhalt der getroffenen Abmachungen scheint auf folgendes hinausgelaufen zu sein: 1. Außerbetriebsetzung des Funkenturms; 2. Schiffe, Leichter usw., die im Hafen liegen, sind gesetzliche Prise; 3. im Hafen von Daressalam darf kein den Engländern feindlicher Akt vorgenommen werden; 4. die Engländer ihrerseits haben das Recht, sich in Daressalam mit Kohlen und Öl zu versehen; 5. die Küstenschiffahrt, die auch unterbunden werden sollte, blieb frei, weil die dahingehende Forderung, wie man zugestand, den Abmachungen der Haager Konferenz widerspreche; 6. 600 Tonnen Kohlen wurden für das elektrische Werk der Stadt und für private Zwecke freigelassen; der übrige Kohlenvorrat mußte zur Verfügung der englischen Schiffe bleiben, die jede Entnahme bezahlen würden; 7. 50 Polizeisoldaten wurden als für die Sicherheit der Stadt notwendig zugestanden.

. Diese Mitteilungen wurden von dem Beauftragten des Gouverneurs entgegengenommen; ein Vertrag darüber ist nicht abgeschlossen worden, so daß es jedem der beiden Teile freistand, jederzeit zurückzutreten, es dem andern überlassend, was für Gegenmaßregeln er bei der veränderten Sachlage ergreifen wolle.

Am folgenden Tage, dem 9. August, kehrten die Engländer zurück und erklärten, den Inhalt der Verhandlungspunkte anerkennen zu wollen. Sie kauften Kohlen und Öl und stellten Fragen, warum man den Funkenturm zerstört habe, und weshalb 24 Stunden nach der Kriegserklärung die Rote-Kreuz-Flagge auf dem D.-O.-A.-L.-Dampfer „Tabora" geheißt sei. Man hatte unsererseits wichtige Teile der Funkeneinrichtung vor weitern Zerstörungen in Sicherheit gebracht und antwortete: Da sie, die Engländer, durch ihre Beschießung selber die Zerstörung eingeleitet hätten, sei es doch nicht gegen die Abmachungen, wenn wir die Vernichtung weiter fortsetzten. Die zweite Frage wurde dahin beantwortet, daß man vor der Kriegserklärung doch keine Veranlassung gehabt habe, ein Lazarettschiff einzurichten. Dieser gute Witz erregte zwar die Heiterkeit der Engländer, sie verlangten aber doch die Niederholung der Rote-Kreuz-Flagge, dem unter Heißung des Protestwimpels Folge gegeben wurde.

Bislang waren die Engländer äußerlich anständig aufgetreten, als sie aber am 11. August von neuem kamen, wurden sie zudringlicher. Statt zu ersuchen (request), wollten sie befehlen (order); hatten sie bis dahin von den Erfolgen der deutschen Armeen mit Hochachtung gesprochen und sogar andeutungsweise merken lassen, daß ihnen, von der englischen Marine, dieser Krieg gegen das Deutsche Reich eigentlich nicht recht sympathisch sei, so erzählten sie nunmehr und in wenig höflicher Form von der angeblichen Vernichtung der deutschen Flotte in der Nordsee und verlangten von der auf den Handelsschiffen im Hafen befindlichen Mannschaft das Ehrenwort, in diesem Kriege nicht mehr gegen England zu fechten.

Am 17. August erschien der „Pegasus" vor Tanga, die weiße Flagge führend und dadurch anzeigend, daß er zu verhandeln wünsche. Der Bezirksamtmann von Tanga, der zugleich der Vorsteher der Stadtverwaltung, also gewissermaßen Bürgermeister der Stadt ist, heißte entsprechend die weiße Flagge und begab sich an Bord des Engländers, um dessen Wünsche kennen zu lernen. Es war anzunehmen, daß diese den gleichen Inhalt haben würden wie diejenigen, die am 8. August in Daressalam geäußert waren. Genaueres darüber, was er erwarten konnte, wußte der Bezirksamtmann nicht, da er im einzelnen von seiner vorgesetzten Behörde über die Daressalamer Vorgänge nicht unterrichtet worden war. Das Ergebnis der Verhandlungen fand sich in einem wohl offiziösen Artikel der „Usambara-Post" vom 29. August 1914 wiedergegeben, welcher lautete: „Der Stadtkreis Tanga neutral erklärt. Heute

morgen 8½ Uhr fuhr der englische Kreuzer „Pegasus“ in unsern Hafen ein. Der Kaiserliche Bezirksamtmann vereinbarte mit dem Kommandanten folgendes: Es dürfen keine feindlichen Akte während der Kriegsdauer gegen die britische Marine unternommen werden. Deutsche Kriegsschiffe und solche verbündeter Mächte dürfen nicht unterstützt werden, auch nicht durch Informationen und Materiallieferungen. Schiffe, die Eigentum der Regierung sind, und Kauffahrteischiffe, Leichter und Schlepper, die sich gegenwärtig im Hafen befinden, sind als gesetzliche Prise durch „Pegasus“ beschlagnahmt. Die Eigentümer und die Besatzung dieser Schiffe dürfen keine weiteren Versuche machen, ihre Schiffe aus dem Hafen zu bringen oder sie weiterhin zu beschädigen. Offiziere und Mannschaften dieser Schiffe dürfen sich am Kriege nicht weiter beteiligen. Keinerlei Beschädigung darf an Gebäuden und Material der Regierung vorgenommen werden. Telegraphenapparate in der Stadt Tanga, welche die Verbindung mit den südlichen Plätzen der Küste herstellen, sind für die Dauer des Krieges unbrauchbar zu machen. — Diese Abmachung gilt nur für den Stadtbezirk Tanga. — Zum Schutz der Stadt und ihrer Bewohner dürfen nur 50 Askari, sonst keine Streitmacht, unter Waffen gehalten werden. Landesübliche Fahrzeuge dürfen nicht weiter als innerhalb der 3-Meilenzone von der Küste ab verkehren. Die Kohlenbestände in der Stadt und an Bord des „Markgraf“ müssen mit Ausnahme von 25 Tonnen für lokale Zwecke ihrem Bestand nach erhalten werden.“

Im großen und ganzen ist dies dasselbe, was auch für Daressalam vereinbart worden war: der englische Kommandant hatte sich nicht die Mühe gegeben, etwas Neues zu ersinnen. Der Abschnitt über das Verbot der Unterstützung deutscher Schiffe deckt sich offenbar mit dem Inhalt des Punktes 3 der Bedingungen von Daressalam: an Stelle des Funkenturms ist, da es einen solchen in Tanga nicht gab, der telegraphische Verkehr nach dem Süden getreten; die Freiheit der Küstenfahrt, die in Daressalam erst erkämpft werden mußte, ist von vornherein zugegeben. Der Bezirksamtmann erhob Einspruch dagegen, daß in dem deutschen Hafen Tanga deutsche Schiffe nicht unterstützt werden dürften. Da der Brite von dieser Forderung nicht abging, nahm der Bezirksamtmann die Bedingungen zur Kenntnis unter dem Hinweis, daß er sie seiner Behörde zur Genehmigung unterbreiten werde; der englische Schiffsführer erklärte seinerseits, daß auch er die Angelegenheit seinem Oberkommandierenden vorlegen müsse. Ein eigentlicher Vertrag ist also nicht geschlossen, sondern höchstens sind die Vorverhandlungen für einen solchen erfolgt. Eine Neutralitätserklärung, wie die Überschrift des Zeitungsartikels besagt, hat weder damals noch später stattgefunden. Die Bedingungen sind dem Gouverneur vorgelegt, der sie sämtlich gutgeheißen hat, ausgenommen diejenige, welche auch der Bezirksamtmann schon bekämpft hatte.

Als dann am 8. September der „Pegasus“ von neuem vor Tanga erschien, ist der Bezirksamtmann an Bord gefahren und hat dem Kapitän eine entsprechende Erklärung über die Zurückweisung dieses Punktes abgegeben, die dieser gegen Quittung entgegennahm, sich seine Maßnahmen gegenüber der veränderten Sachlage vorbehaltend. Sein Kommen hatte jedoch einen bestimmten andern Zweck; er wollte die am 17. August als gute Prise erklärten Leichter wegnehmen. Trotz des Protestes, daß diese Fahrzeuge Privateigentum seien, bestand der Engländer auf seiner Forderung und konnte an deren Verwirklichung nicht verhindert werden, weil er ihr durch Entsendung von einer Abteilung Marinesoldaten an den Landungssteg des Zolles einen Nachdruck verlieh, dem die Stadt Tanga eine entsprechende Gegenwirkung nicht entgegenzusetzen hatte. Der in dem innern Hafen liegende Kreuzer beherrschte mit seinen Geschützen außerdem das Hafenrund und die Stadt.

Alle diese Verhandlungen fanden ihre Erledigung gegen den ausdrücklichen Einspruch des Schutztruppenkommandos, das den freien Besitz der Küstenplätze als für die Verteidigung des Landes unentbehrlich erachtete und in der Lage zu sein glaubte, wenn auch natürlich nicht eine Beschießung zu verhindern, so doch einer Besetzung nachhaltigen Widerstand entgegenstellen zu können. Zu einem brennenden und offnen Widerstreit zwischen diesen beiden Anschauungen kam es, als am 23. August die englischen Kreuzer vor unserm drittgrößten Küstenplatze Bagamojo erschienen, um auch hier Verhandlungen ähnlicher Art wie in Daressalam und Tanga einzuleiten. Der Bezirksamtmann verfügte sich unter gleichen Verhältnissen wie in Tanga an Bord des englischen Flaggschiffs, indes die Schutztruppenabteilung unter Hauptmann v. Chappuis, die in Bagamojo lag, in die nächste Umgebung der Stadt zurückging und ihr Führer drahtliche Anweisungen vom Kommando erbat. Der Bezirksamtmann verhandelte auf die ihm vom Gouvernement gewordene Anordnung hin in dem gleichen Sinne, wie es in den beiden andern Städten geschehen war. Ehe diese Besprechungen beendet waren, erhielt Hauptmann v. Chappuis vom Kommandeur den Befehl, Bagamojo gegen jede feindliche Berührung zu verteidigen. Während der Bezirksamtmann noch an Bord des Engländers sich befand, erschien ein mit Bewaffneten besetztes Dampfbeiboot des Kreuzers, um irgendwelche Maßnahmen an Land zu treffen. Der am Strande stehende Offizier verbot die Landung, nebenbei in klassischem Kisuaheli: „Hapana rukhsa, heia ondokeni!“ (Keine Erlaubnis, rasch, entfernt Euch!) Der Bezirksamtmann kam infolgedessen alsbald unverrichteter Sache an Land zurück. Nach einer kurzen Frist, in der die Frauen und Kinder in Sicherheit gebracht wurden, begann eine Beschießung, die mit ihren dreißig 10- bis 15-cm-Granaten so gut wie gar keine Beschädigung anrichtete; darauf sind die Engländer abgedampft und vorläufig vor

Bagamojo nicht wieder erschienen. Hier also trat eine gewisse Verschiedenheit zwischen Zivil- und Militärbehörde unzweifelhaft zutage, und auch die öffentliche Meinung der Kolonie nahm Stellung zu diesen beiden Anschauungen, wobei die Mehrheit auf seiten des Kommandeurs stand. Die Gegenpartei erklärte, daß ja nur die Schutztruppe an der Notwendigkeit der Verhandlungen die Schuld trage, da sie nach Lage der Dinge nicht bereit gewesen sei, die Hauptstadt zu verteidigen und sich bei dem Erscheinen der Engländer am 8. August etwa 10 km hinter die Stadt zurückgezogen habe. Das Gouvernement habe sich also in einer Zwangslage befunden, als es mit den Engländern in eine Unterhandlung getreten sei und habe sie dann folgerichtig auch auf die andern Küstenorte ausgedehnt. Von der andern Seite wurde eingewandt, die Herausziehung der Truppen habe ja gerade dem Feind jeden völkerrechtlichen Grund genommen, das unbefestigte und nunmehr auch von jeder militärischen Besatzung freigemachte Daressalam zu beschießen. Einem Landungsversuch zu wehren, wäre die Truppe aber auch nach ihrem Ausmarsch fähig gewesen, da sie in der Nähe der Stadt in Bereitschaft blieb.

Der Gouverneur hat übrigens die Verantwortung für diese Vorgänge niemals abgelehnt. Seine Unterhändler haben weder in Tanga noch in Daressalam tatsächlich irgend etwas ausgemacht, das wie ein Vertrag aussah; sie haben lediglich die Bedingungen entgegengenommen, unter deren Beobachtung der englische Marinekommandant davon absehen würde, die beiden Städte feindlich zu belästigen. Der Feind sowohl wie wir konnten jederzeit von den Abmachungen zurücktreten und dadurch die Freiheit des Handelns wiedergewinnen. Irgendeine sittliche oder tatsächliche Bindung lag nicht vor.

Es kann als ein nicht zu unterschätzender Vorteil angesehen werden, daß auf diese Weise die in den Magazinen vorhandenen Waren und die Vorräte der Truppen vor Beschädigung oder gar Vernichtung bewahrt geblieben sind. Wären sie zerstört worden, so wäre die Widerstandskraft der Kolonie ganz sicher auf einen geringern Grad heruntergedrückt worden. Auf der andern Seite kann man annehmen, daß die Engländer die Hafenstädte nicht um unserer schönen Augen willen zu schonen bereit waren; im besten Falle sollten sie in gutem Zustande erhalten werden, um bei einer englischen Eroberung der Kolonie deren Wert möglichst ungeschmälert in englische Hand zu bringen. Vielleicht auch fühlten die Feinde sich damals noch nicht stark genug, mit gutem Erfolg angriffsweise vorgehen zu können.

Die Engländer haben dann auch am 21. Oktober das Abkommen gekündigt, ohne auch nur irgendeine von uns dagegen gerichtete Handlung als Vorwand zu nehmen. Sie erklärten lediglich, daß, nachdem der „Pegasus" vernichtet worden sei, der neue Flottenkommandant sich nicht mehr an das Abkommen seines Vorgängers gebunden fühle. Der Grund dafür wird zweifellos

gewesen sein, daß nunmehr der Zeitpunkt ihrer Handlungsfähigkeit eingetreten war, nachdem am 7. Oktober die für Ostafrika bestimmte „Force B“ auf 13 Transportschiffen von Bombay abgegangen und am genannten Tage wohl schon vor Mombassa angekommen war.

Dadurch haben die Briten klargestellt, daß ihre anfängliche Zurückhaltung lediglich eine Kriegslist war, dazu bestimmt, die Küstenstädte für ihre eignen Zwecke unverletzt zu erhalten. Die in der Schlacht bei Tanga erbeuteten, aus dem August stammenden amtlichen Drucksachen des Feindes haben unwiderleglich bewiesen, daß schon damals, als der „Pegasus“ seine Verhandlungen führte, die Absicht der Eroberung von Deutsch-Ostafrika bestand.

Auch für uns durften und konnten daher jene Verhandlungen nur Mittel zum Zweck sein und uns nicht daran hindern, alles zu tun, was die Verteidigung unsers Besitzes sicherstellen konnte. Man kann daher sagen, daß, alles in allem genommen, in der Meinungsverschiedenheit zwischen ziviler und militärischer Verwaltung beide Teile nicht im Unrecht waren: Der Kommandeur, welcher die Verteidigung unbedingt wollte, ebensowohl wie der Gouverneur, der durch seine Verhandlung es verhinderte, daß die Verteidigungsfähigkeit der Kolonie durch die Vernichtung der Vorräte in den Hafenstädten gemindert wurde.

Auf jeden Fall ist es auf diese Art und Weise gelungen, bis zur Schlacht von Tanga in den ersten Tagen des Novembers 1914 jeden kriegerischen Angriff auf die Küstenplätze fernzuhalten. Dann allerdings wurde es anders.

Am 28. November früh morgens erschien ein englisches Geschwader auf der Außenreede von Daressalam. Es bestand aus dem Linienschiff „Goliath“ (13000 Tonnen, vier 30,5-, zwölf 15,0-cm-Geschütze), das im Dezember vor den Dardanellen von seinem Schicksal ereilt wurde, dem Kreuzer „Fox“ und einigen kleinern Begleitschiffen. Wie üblich, verlangten die Engländer unter Heißung der weißen Flagge, daß ein Parlamentär an Bord komme. Außer dem Bezirksamtmann von Daressalam verfügte sich der Stellvertreter des Gouverneurs, Regierungsrat Dr. Humann, auf das englische Admiralsschiff, ohne eine genügende militärische Beratung mitzunehmen. So konnte es kommen, daß in diesen Verhandlungen einer feindlichen Dampfpinasse die Einfahrt in den Hafen gestattet wurde, angeblich, damit die Engländer sich davon überzeugen könnten, ob die im Hafen liegenden Handelsschiffe auch wirklich seeunbrauchbar gemacht seien. Dieses zu untersuchen, hatten die Briten gar kein Recht, denn die Schiffe waren nie rechtmäßige Prise gewesen, weil die zur Prisenerklärung notwendigen Handlungen nicht vollzogen worden waren. Jetzt waren sie es auf keinem Fall mehr, nachdem der Feind am 21. Oktober seinerseits die Vereinbarungen vom 8. August gekündigt hatte.

Es stand fest, daß die Engländer sich noch bei jeder der Verhandlungen, die bis jetzt stattgefunden hatten, durch Photographieren und Loten gegen

das Parlamentärrecht der weißen Flagge vergangen hatten. Auch jetzt kümmerten sie sich um das, was abgemacht war, nicht. Sie hatten versprochen, mit einer nicht bewaffneten, nur von wenigen Offizieren besetzten Pinasse einzufahren, drangen aber unmittelbar hinter unserm Parlamentärfahrzeug mit einem stark bewaffneten und gepanzerten Schlepper und mit einem ebenso ausgerüsteten Dampfbeiboot in den Hafen ein und wandten sich nach den im Hintergrunde liegenden deutschen Handelsschiffen. Von uns wurde die Hafeneinfahrt militärisch besetzt in dem Augenblick, als ein drittes englisches Fahrzeug sich ihr näherte, um zu loten und anscheinend auch um Seezeichen auszulegen. Zu gleicher Zeit hörte man Explosionen aus der Richtung der Handelsschiffe, die auf deren Zerstörung schließen ließen. Außerdem meldete der die eingefahrenen Engländer beobachtende Hafenkommandant, daß diese die auf den Handelsschiffen noch befindlichen Reste der deutschen Besatzung gefangen wegzuführen sich anschickten. Darauf eröffneten die Maschinengewehre an der Hafeneinfahrt das Feuer auf das sich nähernde dritte Fahrzeug. Um 1 Uhr mittags versuchte der gepanzerte Schlepper den Ausgang zu erzwingen, indem er sich auf beiden Seiten durch die Boote des „Feldmarschall“ deckte, in denen die gefangengenommene Schiffsbesatzung als Schutz untergebracht war.

Leider gelang dieser Ausbruch. Bedauerlich war es, daß durch dieses mit Menschlichkeit nicht zu vereinbarende Verfahren die wehrlosen gefangenen

Deutschen zu leiden hatten. Der erste Ingenieur des „Feldmarschalls", Köpke, erhielt einen Fleischschuß in das Bein; der bei allen Fahrgästen des „Feldmarschalls" bekannte und beliebte alte Quartermeister des Promenadendecks, Schmidt, wurde in die Schulter geschossen, und in der Verwirrung sprang der verwundete alte Mann über Bord und ertrank. Er sollte sein Häuschen in Hinterpommern, von dem er im fernen Tropenmeer mit Liebe und Sehnsucht sprach, nicht wiedersehen.

Nun begannen die englischen Kriegsschiffe Hafeneinfahrt und Stadt mit Geschossen zu bestreuen. Verletzt wurde niemand, wohl aber wurden mehrere Häuser beschädigt. Die Gouverneurwohnung wurde vollständig zerstört und brannte aus.

Die noch im Hafen befindliche englische Pinasse erzielte gegen Abend den Durchbruch aus dem Hafen, auf beiden Seiten gedeckt durch angehängte eiserne Leichter und beschossen durch unsere Maschinengewehre.

Es stellte sich heraus, daß die Maschinen des „Feldmarschall" und „König" der Deutsch-Ostafrika-Linie sowie des Gouvernementsdampfers „Kaiser Wilhelm" zerstört worden waren. Außerdem hatte man neben einer Anzahl farbiger Heizer 14 nicht militärpflichtige Deutsche und selbst die Stewardeß, Frau H. Baumgarten, kriegsgefangen weggeführt. Bier- und Whiskykisten waren erheblich nachgesehen worden. War es der Genuß dieser Spirituosen oder irgendeine andere Ursache, jedenfalls war es Tatsache, daß die durchgebrochenen Dampfbeiboote etwa ein Dutzend Engländer vergessen hatten mitzunehmen, die nun durch den Leutnant der Seewehr Söte an Bord der verschiedenen Schiffe verhaftet wurden. Am 30. November morgens erschien das englische Geschwader von neuem; verständigerweise folgten wir dieses Mal dem Aufziehen der Parlamentärflagge nicht. Selbst wenn man dieser Aufforderung nachgekommen wäre, würde man die nachhaltige Beschießung von Daressalam, die um ½3 Uhr einsetzte, sicher nicht vermieden haben.

Am 2. Dezember wurde die kriegsgefangene Stewardeß in einer Segelhau zurückgesandt und überbrachte einen Brief des ältesten englischen Offiziers, in dem dieser die Kühnheit hatte, uns der Verletzung der Parlamentärflagge zu beschuldigen. Der Inhalt des Briefwechsels, der stattfand, ist der folgende:

S. B. M. S. „Fox" vor Daressalam, 30. November 1914.

An den Gouverneur, Daressalam.

Ich erhebe in schärfster und nachdrücklichster Weise Protest wegen des folgenden groben Verstoßes gegen das internationale Kriegsrecht, begangen zu Daressalam am 28. November 1914:

Trotz des Umstandes, daß zwei weiße Flaggen, die in meilenweitem Umkreis sichtbar waren, auf dem Signalmast beim Hafeneingang wehten und dort den ganzen Tag über gezogen blieben, wurde plötzlich dort von deutschen Truppen ein heftiges und andauerndes Geschütz-, Gewehr- und Maschinengewehrfeuer auf die zu den britischen Schiffen gehörenden Boote und Mannschaften eröffnet.

Diese inhumane Handlungsweise wurde im vorliegenden Falle noch verschärft durch die Tatsache, daß ein großer Teil dieses mörderischen Feuers ganz offensichtlich aus der unmittelbaren Nachbarschaft des Signalmastes herrührte.

Ich habe Ihnen nun die gebührende Anzeige zu machen, daß zu beliebiger Zeit, heute, den 30. November, von 10 1/2 Uhr an, Ihre Stadt zur Strafe beschossen werden soll, nachdem zwei blinde Kanonenschüsse das Signal zum Beginn des Bombardements gegeben haben werden. Da ich glaube, daß sich kranke Leute am Bord der „Tabora" befinden, will ich mich bemühen, sie vor Schaden zu bewahren, doch kann ich sie, wie ich Ihnen bereits mitteilte, nicht als rechtmäßiges Hospitalschiff anerkennen, noch kann ich in irgendeiner Weise die Verantwortung für die Sicherheit der am Bord Befindlichen übernehmen.

gez. Fr. Wade Caulfield,
Kapitän S. B. M. Marine und ältester britischer Marineoffizier
an der ostafrikanischen Küste.

Daressalam, den 2. Dezember 1914.

An den Herrn Kommandanten S. M. S. „Fox",
ältesten Offizier des britisch-ostafrikanischen Geschwaders.

Euer Hochwohlgeboren bestätige ich den Empfang des gefälligen Schreibens vom 30. November 1914.

Bei der Besprechung an Bord S. M. S. „Fox" am 28. November hatte ich mit dem Herrn Kommandanten vereinbart, daß eine Pinasse des Kriegsschiffes mit wenigen Offizieren oder Mannschaften meiner Pinasse folgen sollte, um sich von der Betriebsunfähigkeit der Schiffe im Hafen zu überzeugen. Nur diese Besichtigung war zugestanden worden, über die zu ergreifenden Schritte, um die Schiffe eventuell betriebsunfähig zu machen, war zunächst noch nichts vereinbart.

Entgegen dieser Abmachung fuhren zwei Pinassen mit starken Besatzungen in den Hafen ein, während eine dritte Pinasse sich anschickte, in der Hafeneinfahrt und im Hafen Bojen anzulegen. Ferner wurden ohne vorherige Verständigung mit den deutschen Behörden die Maschinen auf den Schiffen gesprengt und ein Teil der Mannschaft, darunter sogar die Stewardeß, gefangen fortgeführt.

Infolge dieser verabredungswidrigen Maßnahmen sah sich der militärische Befehlshaber zu bewaffnetem Einschreiten gezwungen.

Die weiße Flagge blieb zunächst wehen, um anzuzeigen, daß der einen zugestandenen Pinasse keine Gewalt entgegengesetzt werden sollte. Später im Verlaufe des sich entwickelnden Kampfes war keine Möglichkeit mehr, die Flagge niederzuholen.

Indem ich hiernach den Protest Euer Hochwohlgeboren als unbegründet zurückweise, erhebe ich meinerseits nachdrücklich Protest gegen die Verletzung der Abmachungen durch die britischen Streitkräfte.

Der stellvertretende Gouverneur:
gez. Humann,
Kaiserlicher Regierungsrat.

Der Gang der Handlung ist klar. Die Engländer hatten in schwerster Weise sich Handlungen schuldig gemacht, welche vertragswidrig waren und gegen das Recht der weißen Flagge verstießen. Diejenige weiße Flagge, welche von uns am frühen Morgen als Erwiderung der englischerseits geheißten aufgezogen worden war, hatte, weil auf dem unbesetzten Ufer der Hafeneinfahrt und unter dem Feuer der Engländer gelegen, nicht mehr

eingezogen werden können. Eine Folge all dieser Ereignisse dürfte es gewesen sein, daß am 15. Dezember sämtliche in Betracht kommenden Küstenplätze unter ausschließlichen militärischen Befehl gestellt wurden.

Es haben noch eine ganze Reihe von Beschießungen der Hafenorte stattgefunden; insbesondere wurde Daressalam noch gar häufig in Mitleidenschaft gezogen, so daß die Frauen und Kinder, die sich daselbst aufhielten, manch liebes Mal in den geschaffenen Unterständen Deckung suchen mußten. Gar manches Haus ist noch von den schweren Granaten der englischen Kriegsschiffe getroffen worden, doch war in späterer Zeit eine gewisse Berechtigung dazu vorhanden, denn die Städte waren militärisch besetzt und wurden mit Befestigungen versehen, bis sie dann schließlich im spätern Verlaufe des Krieges in Feindeshand gerieten.

S. M. S. „Königsberg“.

Für die ganze Kolonie, ja für die gesamte Ostküste Afrikas und den weiten Indischen Ozean war als Seewacht vorgesehen der kleine Kreuzer „Königsberg“, ein modernes schnelles Schiff, aber mit seinen zehn 10,5-cm Schnellfeuerkanonen von L/50 doch noch nicht einmal in Friedenszeiten in der Lage, der ihm gestellten Aufgabe in diesem ungeheuren Wirkungskreise nachzukommen. Außer ihm befand sich an der Küste das Vermessungsschiff „Möwe“, das für den Kriegsfall Befehl hatte, abzurüsten und seine Mannschaft auf einen D.-O.-A.-L.-Dampfer zu überführen, der dann als Hilfskreuzer im Verein mit der „Königsberg“ dem Kaperkrieg im Indischen Ozean obliegen sollte. Da der Hafeneingang von Daressalam wegen des Herannahens der englischen Flotte vorzeitig durch Versenken des Schwimmdocks gesperrt wurde, war ein Auslaufen der „Tabora“, welche die Stelle eines Hilfskreuzers versehen sollte, nicht mehr möglich. Die „Möwe“ wurde entladen und von uns — nicht wie Reuter behauptete, durch ein englisches Kriegsschiff — versenkt; die Mannschaft beteiligte sich an der Verteidigung des Tanganjikasees, woselbst ihre seemännischen Eigenschaften von großem Nutzen waren.

Die kleine schmucke „Königsberg“ war also ganz auf sich selbst gestellt. Seit am 27. Juli Kriegsgefahr in Sicht schien, hatte sie sich tagsüber vor dem Hafeneingang aufgehalten. Nachdem es zur Kriegserklärung zwischen Serbien und Österreich gekommen war, ging sie am 31. Juli nachmittags 4½ Uhr in See, um sich auf das für den Kriegsfall vorgesehene Operationsgebiet im Golf von Aden zu begeben.

An diesem Abend, also fünf Tage vor der Kriegserklärung Englands, fand sie die englischen Kreuzer „Hyacinth“, „Asträa“ und „Pegasus“ mit einem Begleitschiff unter abgeblendeten Lichtern vor dem Hafen von Daressalam

auf der Lauer. Diese waren nach offiziellen Meldungen am 23. Juli von Durban ausgelaufen mit der angeblichen Bestimmung nach Mauritius; sie müssen aber geheime Segelorder nach der ostafrikanischen Küste gehabt haben, denn sonst hätten sie bei einer Entfernung von rund 3200 km an diesem Tage nicht schon vor dem Eingang unsers Haupthafens liegen können.

„Es ist also kein Zufall“ — so sagt Ratzel irgendwo — „wenn man von punischer Treue und vom perfiden Albion spricht.“ Am 23. Juli schon stand es demnach fest, daß die britische Regierung nicht allein den Krieg als unvermeidlich ansah, sondern auch entschlossen war, ihn herbeizuführen und darin einzugreifen, indes man bei uns noch kaum an den Krieg glaubte, die vier Wochen zuvor auf der Kieler Woche noch zur Schau getragene Freundschaft Englands aber in unsern diplomatischen Kreisen für das schätzenswerteste Ergebnis unserer hohen Politik hielt.

Die „Königsberg“ wußte die beobachtenden Schiffe abzuschütteln und begab sich auf ihr vorgeschriebenes Operationsgebiet im Golf von Aden. Für die Kolonie wäre sie jetzt spurlos verschwunden gewesen, wenn nicht die in Daressalam liegenden D.-O.-A.-L.-Dampfer „Somali“ und „König“ bestimmt gewesen wären, ihr Kohlen und Material zuzuführen. Dem ersten gelang es am 3. August nachts, während einer Regenbö unbemerkt aus dem Hafen zu entkommen, indes der letztere am 5. August morgens durch die Beschießung eines englischen Kreuzers gezwungen wurde, in dem noch am gleichen Tage durch das Versenken des Schwimmdocks versperrten Hafen zurückzukehren.

Durch Funkspruch vom Daressalamer Turm erhielt die „Königsberg“ Nachricht von der englischen Kriegserklärung und rief durch drahtlose Nachricht die zwischen Indien und dem Roten Meer befindlichen deutschen Handelsschiffe bei den Churja-Murja-Inseln an der Südküste Arabiens zusammen, um sie in neutrale Häfen zu beordern. Auf diese Weise gelang es unter anderm, den Lloyddampfer „Ziethen“ zu erreichen, von ihm das 100 Mann starke Ablösungskommando vom Südseevermessungsschiff „Komet“ größtenteils zu übernehmen und das Fahrzeug selbst in Mosambik unterzubringen, nachdem es infolge Kohlenmangels alles, was brennbar war an Bord, verheizt hatte.

Gleich zu Anfang aber hatte die Königsberg einen vortrefflichen Fang gemacht, die „City of Winchester“, einen 10000 Tonnen großen ganz neuen, als Hilfskreuzer vorgesehenen Dampfer, der mit reicher Ladung an Lebens- und Genußmitteln einen Wert von 12 Millionen Mark darstellte. Er wurde nach den Churja-Murja-Inseln verbracht und, nachdem seine Kohlen übernommen, versenkt, die Besatzung aber auf deutschen Dampfern nach neutralen Häfen überführt. Zugleich auch traf die „Somali“ an der Südküste Arabiens richtig ein, und unter dem Schutze der Sodainseln sollte gekohlt werden.

Es war das eine gefährliche Arbeit, denn mit Stärke 12 brach der Nordostmonsun über das felsensteile Nordkap der Insel Hallaanija, und das ganze indische Geschwader war aufgeboten, den kecken Seevogel zu fangen; aus den Funksprüchen konnte man entnehmen, daß sieben Kreuzer, jeder einzelne stärker als der deutsche, auf der Suche nach ihm die See durchfurchten. Dieses Aufgebot im Westen des Indischen Ozeans veranlaßte zu nicht geringem Teil die günstige Lage, die es der tapfern „Emden" ermöglichte, im Osten ihren überaus erfolgreichen Kreuzerkrieg solange ungestört durchzuführen.

Die Lage der „Königsberg" wurde äußerst gefahrvoll; als sie nachts unter schwierigen Seeverhältnissen längsseits der „Somali" lag, blitzte plötzlich der Scheinwerfer eines englischen Kriegsschiffes über das Meer; man wurde glücklicherweise nicht entdeckt, trennte sich aber sofort; der Kohlendampfer flüchtete in den Persischen Golf, der Kreuzer ging an das Ras Hafun, das östlichste Vorgebirge der ostafrikanischen Somaliküste, nachdem durch Zuruf von Bord zu Bord dieser neue Treffpunkt verabredet war.

Nur noch mit Kohlen für einen Tag versehen, lag hier die „Königsberg" und harrte der Hilfe, durch aufgefangene Funksprüche davon unterrichtet, daß das gesamte englische Geschwader noch immer auf der Suche. Es waren schwere Tage für den Fregattenkapitän Looff, als er hier, jedem herankommenden Feinde rettungslos preisgegeben, lag, und es mag stimmen, daß in dieser Zeit der Sorge sein Haar um einige Schattierungen grauer geworden ist. Da taucht ein Schornstein auf; man macht sich klar zum Gefecht — aber es ist die „Somali" unter ihrem Kapitän, dem Leutnant z. S. d. R. Herm, und die langersehnten Kohlen werden übernommen.

Ein einzeln segelndes englisches Schiff wurde nicht mehr gesichtet, alle Handelsdampfer waren in Konvoys zusammengenommen und wurden von starken englischen Kreuzern geleitet. So war es hier zu Ende mit dem Kaperkrieg, und die „Königsberg" versuchte, ihn im Süden, auf der Höhe von Madagaskar, fortzusetzen, doch ohne Erfolg, da weder im Hafen von Majunga noch auf hoher See ein Schiff mehr gesichtet wurde. Nachdem die letzten Kohlen von der „Somali" übernommen waren, blieb nichts anderes übrig, als nach Deutsch-Ostafrika zurückzukehren, da es bei der Haltung Portugals zu gefährlich erschien, einen Hafen von Mosambik aufzusuchen.

Am 3. September ging die „Königsberg" in der Rufidjimündung vor Anker, woselbst ihr Liegeplatz zwei Monate unentdeckt blieb, und rüstete sich zu neuen Taten. Es war bekannt, daß die englischen Kreuzer „Asträa", „Pegasus" und „Hyacinth" sich an unserer Küste befanden; der letztere, der stärkere von den dreien, war noch am 16. September vor Daressalam gewesen, und man war mit einiger Sicherheit davon unterrichtet, daß er nach Süden gegangen war, um das am 20. September fällige englische

Postschiff zu geleiten. Des gefährlichsten Gegners war man ledig, der Neumond am 19. verhieß eine tiefdunkle Nacht; es war also die rechte Zeit zu kühner Tat.

Mit abgeblendeten Lichtern verließ die „Königsberg" die schützende Strommündung; das eben erwachende Dämmerlicht sah sie am 20. September, morgens um 5 Uhr, vor der Stadt Sansibar aus dem Dunkel der Tropennacht auftauchen. Die Reichskriegsflagge wehte an den Toppen und an der Gaffel. Der Artillerieoffizier, Leutnant z. S. Apel, erkennt die Umrisse eines auf der Reede daliegenden englischen Kriegsschiffes. Auf 7000 Meter entsendet die deutsche Breitseite ihren Morgengruß, die dritte sitzt schon voll im Feinde; wie im Übungsschießen arbeitet die Mannschaft, fast kein Schuß verfehlt sein Ziel. Ein kleines Beobachtungsschiff des Feindes wird durch zwei Granaten auf den Meeresgrund gelegt, indes das Feuer des völlig überraschten Gegners die deutschen Planken überhaupt nicht erreicht. Der deutsche Kreuzer wendet, und auch die Backbordgeschütze tun mit nie fehlender Sicherheit ihre Schuldigkeit. Eine Explosion auf dem feindlichen Deck wird wahrgenommen, ein Schornstein bricht zusammen, das Hinterteil sinkt. Die Arbeit ist getan: Ein dreifaches Hurra für Kaiser und Reich. Es war der „Pegasus", ein gleicher Kreuzer wie die „Königsberg"; mit einem Verlust von 140 Mann lag er auf dem Meeresgrund. 55 Minuten hatte der Kampf gedauert; gerade schaute die Sonne auf das Werk. Wie Kapitän Looff später durch englische Offiziere erfahren hat, ist auf dem „Pegasus" die weiße Flagge geheißt gewesen, was aber von dem deutschen Schiffe aus nicht erkannt werden konnte.

Noch wird mit sieben Schuß der Funkenturm zertrümmert und das nahegelegene Fort zerfetzt. In der Stadt steigen überall weiße Fahnen auf; man fürchtet, daß wir in Vergeltung uns zugefügten völkerrechtswidrigen Unrechts ihr das gleiche Schicksal bereiten wollen, das britischer Hochmut unsern Küstenstädten zugefügt. Sie wird anders belehrt, der Deutsche ist zu vornehm, seine Kraft an wehrlosen Gegenständen auszulassen.

Durch das Schutzgebiet ging heller Jubel: war es doch gerade der „Pegasus" gewesen, der vor Daressalam, Tanga, Bagamojo geglaubt hatte, ungestraft seinen Übermut an uns auslassen zu können.

Was hier vor aller Augen geschah, konnte nicht unterdrückt werden, sonst würde keine Nachricht mehr Glauben gefunden haben. So konnte man denn am 25. September in der „Beira-Post" lesen:

„Reuter" berichtet folgende Einzelheiten über die Versenkung des „Pegasus". Es scheint, daß die „Königsberg" mit vollem Dampf am Sonntagmorgen um 5 Uhr herankam. Zunächst zerstörte sie das Patrouillenboot mit drei Schuß, dann eröffnete sie das Feuer auf den „Pegasus", und ihr Schießen war überaus genau, sie begann damit auf 9000 Yards, sich

nähernd auf 7000 Yards. Alle Breitseiten des „Pegasus“ wurden getroffen, und seine Geschütze waren innerhalb 15 Minuten außer Gefecht gesetzt, als das Feuer schwieg. Nach einer Pause von 5 Minuten eröffnete die „Königsberg“ das Feuer auf eine weitere Viertelstunde, „Pegasus“ war nicht fähig zu antworten. Fast alle Verluste ereigneten sich an den Geschützen und auf dem Oberdeck. Das Schiff wurde stark in der Wasserlinie getroffen, nahm schwer Wasser, und die Feuer mußten gelöscht werden. Es wurde in niedrigem Wasser auf Grund gesetzt, aber Wind und Gezeiten trieben es in tieferes Wasser, wo es sank. Die Flagge wurde zweimal weggeschossen, aber durch Matrosen in die Höhe gehalten. Offenbar wurde die „Königsberg“ nur wenig oder gar nicht beschädigt.“

Das Setzen der weißen Flagge wird verschwiegen; es war, wie wir sehen werden, nicht das einzige Mal, daß es geschah.

Die „Königsberg“ ging nach getaner Arbeit zurück in die Rufidjimündung, um die Schäden der stürmischen Kreuzerfahrt im Golf von Aden auszubessern und Material sowie Kohlen zu übernehmen, die durch Träger von Daressalam nach dort geschafft wurden.

Der Kampf um und gegen die „Königsberg“ spielt sich in der Folgezeit in dem Mündungsgebiet dieses größten ostafrikanischen Flusses ab. Es ist ein Delta, das sich in einer Küstenlinie von fast 100 Kilometer Ausdehnung in das Meer vorschiebt. Ein Gewirr von zahllosen Armen und Ärmchen, von Sumpfgelände umgeben und mit dichten Mangrovenwäldern umsäumt. Ihm vorgelagert ist die Insel Mafia, die palmenreiche, die, wenn nicht ihre Entstehung, so doch ihre Größe den Ausschwemmungen des Stromes verdankt. Die Einfahrt wird, wenigstens für die großen Seeschiffe, auf die Zeiten des Fluthochwassers beschränkt; dann aber können selbst solche größern Tiefgangs in der im nördlichen Teil gelegenen Simba-Uranga-Mündung ziemlich weit flußaufwärts gelangen; dieser Weg war durch die Seekarte von jeher allgemein bekannt. Glücklicherweise aber war noch ein anderer fahrbarer, nördlicher gelegener Arm kurz vor dem Kriege durch Vermessungen der „Möwe“ festgestellt worden, von dem anderweitige Kenntnis nicht verbreitet worden war.

Es war zu erwarten, daß die Engländer alles daransetzen würden, den Besieger des „Pegasus“ zu vernichten, zumal es bald das einzige noch außerhalb der europäischen Gewässer befindliche schwimmende deutsche Kriegsschiff sein sollte. Zu diesem Zweck zogen sie eine überaus stattliche Flottenmacht zusammen; außer den schon genannten Schiffen erschienen später das Schlachtschiff „Goliath“, der große Kreuzer „Black Prince“ (13750 Tonnen, sechs 23-cm-Schiffskanonen, 50/L) und die drei Turbinenkreuzer „Chatham“, „Dartmouth“ und „Weymouth“ (je 5500 Tonnen, acht 15-cm-Schiffskanonen, 50/L). Sie suchten die ganze deutsche und portugiesische Küste ab und fanden schließlich Anfang November den Schlupfwinkel des deutschen Kreuzers in der Rufidjimündung.

Diese war inzwischen gesichert worden, indem aus dem vom Lloyddampfer „Ziethen“ übernommenen Ablösungskommando des „Komet“ unter Zuziehung von Angehörigen der Schutztruppe eine dem Kommando der Schutztruppe unterstehende „Abteilung Delta“ gebildet wurde, in der Stärke von 150 Europäern und je 50 Askari und Irregulären, unter Beigabe von zwei der „Königsberg“ entnommenen 8,8-cm-Geschützen und 4 Maschinengewehren. Sie wurde kommandiert von dem Kilimandjaropflanzer Korvettenkapitän a. D. Schönfeld, der in der Hauptsache die drei großen nördlichen Flußmündungen Kikunja, Simba-Uranga und Kiomboni sicherte; von der „Königsberg“ wurden Vorrichtungen geschaffen, um unter Umständen auch vom Ufer aus Torpedo auf einlaufende Schiffe ablassen zu können.

Anfang November begannen die Versuche der englischen Kreuzer, unterstützt durch einige kleine Hilfsschiffe, wie die je 250 Tonnen großen armierten Dampfer „Duplex“ und „Adjutant“, der „Königsberg“ nahe zu kommen, die etwa 12 Kilometer stromauf in der Simba-Uranga-Mündung lag und einige Kilometer unterhalb die „Somali“ als Deckung gegen einfahrende Feinde aufgestellt hatte.

In der Zeit vom 1. bis 9. November wurden eine Reihe von Unternehmungen der Engländer, mit armierten Booten in den Fluß vorzudringen, abgeschlagen. Zugleich verfeuerte der Kreuzer „Chatham“ mehr als 1500 15-cm-Granaten auf unsere Vorpostenstellungen in den Mangrovedickichten der Flußmündung, die „Königsberg“ und die „Somali“. Das Gesamtergebnis war: zwei Leichtverwundetete an Land und vier Treffer auf die letztere, deren Kohlenladung dabei ausbrannte. Die „Königsberg“ wurde nicht getroffen, obwohl die auf 15 Kilometer entsandten Granaten dicht bei ihr einschlugen und sie, da sie auf diese Entfernung nicht antworten konnte, gezwungen war, sich noch weiter flußaufwärts zurückzuziehen. Sie wurde dadurch an sich nicht bewegungsunfähig, aber der Verlust der Somalikohlen raubte ihr die Möglichkeit, ohne Hilfe von außen einen Vorstoß auf See zu unternehmen.

Davon wußte der Feind glücklicherweise nichts; er versuchte daher, nicht nur die Simba-Uranga-Mündung durch Versenken eines Kohlenschiffes und durch eine — allerdings vielleicht nur markierte — Minensperre zu verschließen, sondern mußte auch einen bei der schweren See sehr mühseligen Blockadedienst einrichten, der dauernd zwei bis drei seiner Schiffe in Atem hielt und zu der Besetzung von Mafia führte, damit seine Fahrzeuge unbehelligt unter dem Schutze dieser Insel sich aufhalten könnten; außerdem wurde ein Wasserflugzeug herangeführt, das nach einer Reihe von Erkundungsflügen am 10. Dezember mit Motorschaden im Bereich unserer Maschinengewehre niederging und unter Gefangennahme des Fliegeroffiziers zerschossen wurde.

Nach einer ganzen Anzahl kleinerer Scharmützel versuchte am 6. Februar 1915 der „Adjutant“ in die Simba-Uranga-Mündung einzudringen, ein deutsches

Schiff, das die Engländer im Oktober unter Bruch des Völkerrechts im portugiesischen Hoheitsbereich aufgebracht und als gute Prise erklärt hatten. Es war in einen Hilfskreuzer verwandelt, mit drei 4,7-cm-Geschützen sowie zwei Maschinengewehren bestückt worden und hatte uns vermöge seines geringen Tiefgangs am Delta schon viel zu schaffen gemacht. Nach Passieren der Einfahrt wurde es von allen Seiten unter Feuer genommen und manövrierunfähig gemacht; der Union Jack ward eingeholt und zum zweiten Male in diesem Kampfe von einem englischen Kriegsschiff die weiße Flagge gesetzt, als es auf den Strand trieb; zwei Mann waren tot und verwundet, 20 gaben sich gefangen unter Führung des englischen Kommandanten, der sein Unglück mit der völligen Mutlosigkeit seiner Leute entschuldigte, die nach dem ersten Treffer sich platt auf das Deck gelegt hätten und nicht mehr an die Geschütze zu bringen gewesen wären.

Die gefangene Mannschaft zeigte unaufgefordert die Munitionsvorräte und beteiligte sich eifrigst an der Bergung der Geschütze, was sehr wesentlich war, weil drei englische Kreuzer durch ein schweres Geschützfeuer das gestrandete Fahrzeug zu zertrümmern suchten. Trotzdem 300 Granaten hinübergesandt wurden, hatte der „Adjutant" nur wenige Treffer, und die Bergung der für uns so wichtigen Geschütze gelang dank der umsichtigen Leitung des tapfern Kapitäns der „Somali", des Leutnants z. S. d. R. Herm, der auf diese Weise sich für das Zerschießen seines eignen Schiffes rächte und eine merkwürdige kleine Seeschlacht an Land gewann. Der rastlosen Tätigkeit des Korvettenkapitäns a. D. Schönfeld war es vorbehalten, in den nächsten Tagen den gestrandeten „Adjutant" zu bergen und wieder seetüchtig herzurichten. Wir hatten bei der ganzen Angelegenheit überhaupt keine Verluste.

Eine zum wenigsten zeitliche Folge dieses mißlungenen Angriffsversuchs war die Verhängung der Blockade über die gesamte deutschostafrikanische Küste, die der älteste Seeoffizier des englischen Geschwaders am 22. Februar mit Geltung von Mitternacht des 28. Februar zum 1. März aussprach und zu deren Durchführung die Kreuzer „Weymouth", „Hyacinth", „Asträa", „Pyramus", drei große Hilfskreuzer, darunter „Kinfauns Castle", vier armierte Walfischfänger und der „Duplex" dem Gegner zur Verfügung standen.

In den tatsächlichen Verhältnissen wurde dadurch für uns keine Änderung herbeigeführt, da seit Beginn des Krieges kein neutrales Schiff versucht hatte, unsere Küste zu berühren; wir waren vorher von aller Welt abgeschnitten und blieben es nach der Blockadeerklärung.

Nun aber wurde die „Königsberg", wie sie die Ursache unserer endgültigen formellen Abschließung geworden war, auch die Veranlassung dafür, daß wir wieder glauben mochten, nicht ganz und gar daheim vergessen zu sein. Das Reichsmarineamt sandte ein als Prise erklärtes englisches Schiff „Rubens", um durch dessen Ladung die „Königsberg" wieder handlungs-

fähig zu machen. Am 18. Februar ging es unter Führung des Oberleutnants z. S. d. R. Christiansen aus Wilhelmshaven ab und durchbrach die englische Nordseeblockade an den Shetlandinseln. Bald nach Anfang April traf es vor der ostafrikanischen Küste ein, und die „Königsberg“, durch ein von Nauen über Windhuk gekommenen Funkspruch rechtzeitig davon unterrichtet, trat mit ihm in drahtlose Verbindung. Das Schiff war von der Marineverwaltung für die „Königsberg“ ausgerüstet, hatte aber auch eine kleine Beiladung von 1800 Gewehren, zwei Millionen Patronen und Medikamenten für die Schutztruppe, die dieser Dinge dringend bedurfte, da um diese Zeit nur mehr 150 Schuß für das Gewehr vorhanden waren. Daher brach Kapitän Looff nicht durch die Blockade, um die für ihn bestimmte Ladung auf hoher See zu übernehmen, sondern beorderte zunächst das Schiff nach dem Hafen von Tanga, damit dort, leicht erreichbar für den Hauptteil der Schutztruppe, die für diese bestimmte Ladung gelöscht werden konnte.

Ganz unwahrscheinlich ist es nicht, daß durch den regen Drahtverkehr, den die „Königsberg“ nach dem „Rubens“ richten mußte, obwohl er vom Feinde nicht verstanden werden konnte, dieser doch veranlaßt war, eine besondere Aufmerksamkeit auf den einzigen für Seeschiffe zugängigen Hafen mit Bahnverbindung, nämlich Tanga, zu lenken. Der Blockadebrecher, der auf seiner ganzen zweimonatigen Reise kein Schiff in seiner Nähe wahrgenommen hatte, stieß in dunkler Nacht dicht vor Tanga auf einen englischen Hilfskreuzer, der glücklich umgangen wurde. Mit einem Dampfdruck, den die Kessel kaum noch ertrugen, mit einem Feuer, das den Schornstein in Glut versetzte, jagte das Schiff dem bergenden Hafen zu.

Schon winkt der Eingang, da taucht im Morgendämmer der englische Kreuzer „Hyacinth“ auf und eröffnet das Feuer; der Blockadebrecher wendet sich in die nördlich Tanga gelegene Manzabucht; über die nach See hin abschließende Landzunge jagt der Engländer ihm seine Breitseiten in die Flanke; man geht zu Anker und entzündet die auf Deck lagernde Holzladung mit Benzin, um den Feind glauben zu machen, daß er das Schiff rettungslos in Brand geschossen. Der erste Maschinist Hansen reißt die Seeventile auf, um den Dampfer zu versenken und dadurch die Ladung dem Feinde zu entziehen; darauf folgt er der im Boote an Land flüchtenden Mannschaft. Ihr sendet der Engländer noch einige Breitseiten nach, deren Granatsplitter den tapfern Führer Christiansen und 2 Mann leicht verwunden, dann schickt er ein Boot an Bord, betrachtet offenbar mit Befriedigung den angerichteten Schaden und verläßt das sinkende Schiff.

In ihm aber ruhte auf dem Meeresgrunde bei dem Patronenmangel, der herrschte und jedermann im Schutzgebiet bekannt war, unsere ganze Hoffnung auf die Möglichkeit eines wirklich erfolgreichen fernern Widerstandes. Glücklicherweise lag das Wrack in ziemlich flachem Wasser; die Mannschaft des

Blockadebrechers und schwarze Perlenfischer tauchten so, wie sie da waren, tagaus tagein, um die versunkenen Schätze zu heben, und ein Aufatmen ging durch das Schutzgebiet, als die ersten Kisten mit S-Patronen der Tiefe entstiegen. Bald trafen Tauchvorrichtungen und ausgebildete Taucher von der „Königsberg“ und „Möwe“ ein, so daß das Geschäft flotter betrieben werden konnte; Monate aber dauerte es trotzdem, manchmal unterbrochen, wenn englische Blockadeschiffe in die Nähe kamen, ehe alles gehoben war; bis auf die 1600 Tonnen Kohlen für die „Königsberg“ war Mitte Juni alles geschafft.

Mit dem Verlust der Kohlenladung des „Rubens“ war der „Königsberg“ die letzte Möglichkeit genommen, noch einmal wieder auf hoher See ihre Kreuzertätigkeit ausüben zu können. Auch würde ihr dieses schwer geworden sein, weil jetzt nicht weniger als 21 Schiffe, darunter ein Panzerkreuzer, vier geschützte Kreuzer und zwei Flußkanonenboote mit nur zwei Meter Tiefgang, sich angesammelt hatten, um den Befehl auszuführen, den die englische Admiralität gegeben hatte: „Sink or destroy the „Königsberg“ at any costs.“

Am 6. Juli endlich erfolgte der allgemeine Angriff dieses Geschwaders. 15 Schiffseinheiten drangen in die Hauptmündungen des Rufidji ein und gingen über die vorgelagerten Barren. Mehrere Flugzeuge beobachteten die Geschoßaufschläge und leiteten das Feuer, aber erst nach zwei Stunden hatte der Gegner sich eingeschossen und erzielte mehrere Volltreffer, die die Gefechts-

fähigkeit des Schiffes jedoch nicht beeinträchtigten und nur einige wenige Verluste hervorriefen. Ungefähr 800 Granaten schlugen in dem neunstündigen Gefecht in der nächsten Umgebung der „Königsberg" ein, aber der Angriff führte nicht zum Ziel, sondern die Schiffe zogen sich nachmittags 4 Uhr aus den Flußmündungen zurück, das eine der Flußkanonenboote schwer beschädigt.
Am 11. Juli, einem Sonntage, gegen 11 Uhr vormittags, näherten sich die gesamten 21 Schiffseinheiten des Blockadegeschwaders von neuem. Entgegen dem Verlaufe des ersten Angriffs war der Gegner schon nach zehn Minuten auf die „Königsberg" eingeschossen und überschüttete das Schiff mit einem Hagel von Granaten und Schrapnells. Nach einstündigem Gefecht wurden durch eine 15-cm-Granate die beiden letzten Geschützbedienungen des Vorderschiffes sowie das Personal im Kommandoturm fast vollständig außer Gefecht gesetzt, und der Kapitän selbst schwer verwundet. Im Achterdeck brach gegen 1 Uhr nachmittags ein verheerendes Feuer aus, und auch die Geschützbedienungen daselbst hatten schwere Verluste. Mit dem allerletzten Schrapnell wurde noch eines der beiden feindlichen Flugzeuge heruntergeschossen; die beiden Offiziere und der Deckoffizier, die dieses Geschütz bedienten, wurden kurz darauf getroffen, zwei blieben tot, der eine wurde schwer verwundet.

Der Verlust aller Geschützmannschaften, der Brand des Achterdecks, die schweren Verheerungen am Oberdeck machten schließlich die Fortsetzung des Artilleriekampfes zur Unmöglichkeit. 1 Uhr 40 Minuten nachmittags stellte die „Königsberg" das Feuer ein. Kapitän Looff, der nochmals schwer verwundet war, gab den Befehl, die Sprengung des Schiffes vorzubereiten. Die Besatzung und sämtliche Verwundeten wurden in aller Ruhe trotz schwersten Granat- und Schrapnellfeuers ausgeschifft, mit dem letzten Boot wurde Kapitän Looff an Land gebracht, während der erste Offizier, Kapitänleutnant Koch, die Zündschnur für zwei Torpedoköpfe in Brand setzte und sich durch Schwimmen rettete.

Die Sprengung erfolgte um 2 Uhr mittags, das Schiff legte sich unter wehenden Flaggen langsam auf Steuerbordseite und versank bis zum Oberdeck in den Rufidji. Um 4 Uhr liefen die letzten feindlichen Streitkräfte wieder aus dem Fluß aus, und nach dem Auslaufen aller feindlichen Schiffe wurde unter dreifachem Hurra auf den Kriegsherrn die von vielen Granatsplittern zerfetzte Flagge der „Königsberg", die zweimal gesehen hatte, wie Englands Kriegsschiffe die weiße Flagge zeigten, niedergeholt.

Alle zehn schweren Geschütze der „Königsberg" wurden durch den Korvettenkapitän a. D. Schönfeld wieder gehoben und haben dem Schutzgebiet noch wichtige Dienste geleistet.

Grenzwacht im Norden.

Die Ost- und Westseite des Kilimandjaro bilden zwei völlig voneinander getrennte Kriegsschauplätze. Der mächtige Berg steigt steil auf und ist in allen seinen Flanken so tief von wildstürmenden Bergströmen zerrissen, daß die Benutzung der kürzesten Linie von einer Seite zur andern den größten Zeitaufwand bedeuten würde; ja, man kann ohne weiteres behaupten, daß ein militärischer Verkehr in dieser Richtung überhaupt unmöglich ist; nur der Forschungsreisende kann sich Zeit genug nehmen, von Schrunde zu Schrunde ziehend, diesen Weg zu gehen. So müssen alle Bewegungen sich um den Fuß des breit in die Lava-Aschensteppe sich lagernden Berges vollziehen, der mehr Fläche einnimmt als etwa das ganze Harzgebirge.

Die Entfernungen von Ost nach West sind so groß, daß Truppen nur unter großem Zeitverlust wechselseitig verwandt werden können. Die Engländer sind in dieser Beziehung etwas günstiger daran als wir, da ihnen die voll durchgeführte Ugandabahn zur Verfügung steht; unsere Schienenstränge aber östlich des Berges in Neumoschi endigen. Zwar entfernt sich die britische Bahnlinie westlich etwas von unserer Grenze und damit vom Berge, aber sie bietet für Verschiebungen doch erhebliche Vorteile, noch vergrößert dadurch, daß die von der Station Kiu aus südlich an den kleinen Natronsee geführte Zweiglinie, die Magadibahn, die Westhälfte des mächtigen Schneeberges — wenn auch in einer Entfernung von 150 Kilometer — vollständig umzieht.

Die an dieser Seite des Kilimandjaro anschließenden Steppen liegen erheblich höher als diejenigen im Osten und sind trockner, da sie sich im Regenschatten des Vulkans befinden. Sie sind daher gesunder und tsetsefrei, für Tierhaltung wie geschaffen und beherbergen deshalb auch schon eine Anzahl gut gedeihender Viehfarmen. Östlich ist der Boden besonders nach Norden hin vielfach von Berg und Tal durchschnitten, während westlich zwischen einzelstehenden großen Bergkegeln und Gebirgsklötzen weites Flachgelände sich breitet. Aus diesen Gründen eignet sich die Westseite für eine dauernde Verwendung berittener Abteilungen; ja sie ist vielleicht die einzige Gegend des gesamten afrikanischen Kriegsschauplatzes, die eine solche fast bedingungslos zuläßt, und beeinflußte dadurch auch die Art der Kriegführung in ihrem Bereiche. Diese Besonderheiten des Geländes fallen ohne weiteres ins Auge, wenn man von dem sanft sich absenkenden Hang des Kilimandjaro oberhalb der spätern deutschen Hauptstellung von Engare Nairobi aus, bei der Farm Weber stehend, die Ferne überschaut. Es dürfte nur wenige Landschaften auf der Erde geben, die sich mit diesem

Blick vergleichen lassen: Zur Rechten ragt der gewaltigsten Bergriesen des Erdballs einer, der Kilimandjaro, mit dem Schneehaupte des Kibo in die von der Tropensonne durchglühte Luft. Wohl kennt man noch einige wenige Berge, die höher sind, aber so einsam wie dieser, so allein das Land weithin beherrschend, liegt ein zweiter wohl kaum. Zur Linken, durch ein Steppenband getrennt, der Meru, von der Höhe etwa des Monte Rosa. Auch er ein Riese unter seinesgleichen, einsam, stolz, frei. 80 bis 100 Kilometer vorwärts gegen Norden der deutsche Longido, ihm gegenüber der feindliche Erok, der drohend seine höchste westliche Zacke, fast überhängend, jenem entgegenstreckt. Davor, nordwestlich daneben, dahinter, die weite, freie Steppe des Dornes, auf der die Sonnenglut zittert wie leichtflüssiges Blei. Endlos dehnt sich der Horizont; in weiter, weiter Ferne erst kann das Auge einen Ruheplatz finden an den vulkanförmigen Kegeln des Kitumbeini, des Gelei mit seinem noch rauchenden Natronkrater, der, 3000 Meter hoch, drei Tagereisen entfernt, den großen Natronsee dem Blick verbirgt.

Ein wunderbares Kampfgefilde von heroischer Gewalt des Eindruckes; der wilden, starren, fast unheimlichen Größe dieser weiten Fernen entspricht nur wenig das Kämpfen, das sich hier vollzieht. Wohl ereigneten sich Taten einzelner kleiner Gruppen von Menschen, die es verdienen, aufbewahrt zu werden im Gedächtnis der Kriegsgeschichte, aber eine einzige der großen Herden des Antilopenwildes, das bislang fast ungestört hier seine Nahrung suchte, ist größer als die Zahl der Streiter, die bis zum Beginn des Hauptangriffs der Südafrikaner hier einander gegenüberstanden.

Zunächst lag hier von unserer Grenzwacht nur eine kleine Abteilung, die sich aus den umwohnenden Pflanzern zusammenfand; alle vortreffliche Kenner des Landes, anfänglich unter der Leitung des hier angesiedelten ehemaligen Schutztruppenoffiziers, Major a. D. Schlobach. Viele von ihnen waren nicht militärisch ausgebildet; mangelhaft ausgerüstet und schlecht bewaffnet waren sie alle. Hier rächte sich die Kurzsichtigkeit des Reichskolonialamtes; Gouvernementsrat und Gouverneur Dr. Schnee hatten in dem in Daressalam vorbereiteten Etat 17000 Rupien angefordert, um den Ansiedlern für den Fall der Not eine gleichmäßige und gute Bewaffnung in die Hand geben zu können; Herr Dr. Solf hatte diese Position einfach unter den Tisch fallen lassen, ohne daß der Reichstag Kenntnis davon erhielt. Jetzt standen die Männer bereit zur Verteidigung des Schutzgebietes, aber Waffen hatten sie nicht außer ihren Jagdgewehren, die für den Fernkampf nicht geeignet waren, und deren Munition den Anforderungen des Völkerrechtes nicht entsprach. Glücklicherweise kam es erst zu Gefechten, als andere Waffen herangeschafft worden waren, doch war die Handlungsfähigkeit dieser wichtigen ersten Zeit dadurch gelähmt.

Mitte September, sechs Wochen nach Beginn des Krieges, gesellte sich zu diesem kleinen Häuflein die 10. Feldkompagnie unter Hauptmann Tafel, die

den Auftrag hatte, nordwestlich des Kilimandjaro in das englische Gebiet vorzudringen, Wasser- und Wegeverhältnisse zu erkunden und, wenn möglich, den feindlichen Bahnverkehr zu unterbrechen; keine kleine Aufgabe bei dem Mangel jeglicher Wege im stachligen Dorngebüsch der wasserlosen Steppe, in der nur Massai ihre Herden treiben und dem Viehraub obliegen.

Das nächste Ziel war der 60 Kilometer von Engare Nairobi entfernte Longidoberg, woselbst sich eine kleine Abteilung von Ansiedlern unter Oberleutnant z. S. a. D. Büchsel als Vorposten eingenistet hatte, um den auf dem 20 Kilometer nordwestlich davon gelegenen Erokberge erschienenen Feind zu beobachten. An diesem vorbei mußte der weitere Vormarsch stattfinden; den Berg in weiter Entfernung zu umgehen, war nicht möglich, weil das letzte Wasser, von dem man wußte, am Fuße des Erok lag; jenseits davon konnte man bestenfalls nach einem vollen Tagesmarsch wieder eine Tränkstelle erwarten. Unbemerkt mußte man bleiben, denn den aufmerksam gemachten Feind vom Erokberge im Nacken, war das Unternehmen unmöglich. Nur bei Nacht und in tiefster Ruhe durften daher die Bewegungen ausgeführt werden; 50 deutsche Reiter, 150 Askari und 200 Träger war die Truppe stark; eine solche Menschenmenge mit ihren Tieren heimlich an den vorgeschobenen Wachen der Engländer vorbeizuführen, bedeutet ein Kunststück, auf dessen Gelingen man auch selbst in dunkler Nacht kaum rechnen durfte.

Am Abend des 24. September wurde die englische Grenze überschritten, nur ein durch die lange Reihe gehendes Murmeln begrüßte das Ereignis. Die Wasserstelle am westlichen Fuße des Erok wurde erreicht, aber man fand nicht die Menge quellenden Nasses, die man erwartet hatte, sondern konnte nur in stundenlanger Arbeit aus kargen schmutzigen Tümpeln den allernotwendigsten Bedarf decken. Dabei war es nicht zu vermeiden, daß Geräusche entstanden, und die ungeduldigen Reittiere Laut gaben. Darauf ging's weiter im landesüblichen Gänsemarsch; vorauf die 150 Askari der 10. Feldkompagnie, dann 200 Träger mit Wasser und Lebensunterhalt, auch für die Pferde, beladen; den Schluß machte die 50 Mann starke Ansiedlerabteilung von Engare Nairobi, die jetzt unter der Führung des Kapitänleutnants a. D. Pflanzers Niemeyer stand. Der ganze Betrieb war wohl etwas zu umständlich, aber man war noch im Beginn des Krieges und noch nicht eingearbeitet auf knappere Einrichtung.

Bei Sonnenaufgang wurde haltgemacht, um des Tages Hitze bei der Wasserknappheit zu vermeiden, und um nicht von feindlichen Massaispähern gesehen zu werden. In einem tief eingerißnen völlig trocknen Flußbett — „Korongo" nennt so etwas der Ostafrikaner — wurde das Lager bezogen. Man gab sich der wohlverdienten Ruhe hin, doch schußbereit das Gewehr im Arm; nur einige wenige besonders Leichtsinnige zogen ihre Stiefel aus, um die brennenden Sohlen zu lüften. Posten wurden nach allen Seiten

aufgestellt, die aber in dem dichten Dornbusch, der nur ausnahmsweise Lichtungen aufwies, einen wenig ausgedehnten Ausblick haben konnten. Schon glaubte man, es sei gelungen, unbemerkt am feindlichen Berge vorbeizukommen; eben sandte man Streifabteilungen aus, um den Weg für die nächste Nacht auszukundschaften, da krachten Schüsse von der Sicherung her, die nach rückwärts hin gegen den Erok zu deckte. Der dortstehende farbige Unteroffizier und seine zwei Begleiter taten ihre Pflicht; ihre Schüsse weckten die ruhende Abteilung, aber sie fielen vor dem plötzlich andringenden Feinde, der in der Stärke von etwa 80 Reitern der verräterischen Spur von der Wasserstelle her gefolgt war, um nun das Lager mit einem wohlgezielten Schnellfeuer zu überfallen. Nicht zu seinem Glücke, denn er hatte sich in der Zahl der Gegner getäuscht und, da die am Schluß marschierende Reiterabteilung Niemeyers die Fußspuren der Askarikompagnie verwischt hatte, geglaubt, es nur mit einer kleinen Kavalleriepatrouille zu tun zu haben. In breiter Front, diese zu umfassen, rückten die Engländer in rascher Gangart und großem Schneid heran, stießen aber auf eine gefechtsbereit entwickelte Abteilung der Feldkompagnie. Nicht alle hatten die Front von vornherein nach der Seite des Angriffs gerichtet, da man im ersten Augenblick nicht wußte, von wo dieser herankam. Während auf 100 Meter Entfernung ein lebhaftes Feuergefecht sich entwickelte, entsandte Hauptmann Tafel einen Zug zur Umfassung des rechten feindlichen Flügels. Auch die Europäerabteilung des Kapitänleutnants Niemeyer war fertig, obwohl mehr als einer mit bloßen Füßen ins Gefecht springen mußte. Die Gegner waren englische und burische Ansiedler aus Britisch-Ost; mit der Eigenart des Landes vertraute Wildschützen, richteten sie ihr wohlgezieltes Feuer hauptsächlich auf unsere Europäer. Auf einer Lichtung vor der Front brach der Führer, Hauptmann Tafel, schwer verwundet zusammen, doch leitete er weiterhin, so gut es ging, das Gefecht. Am Maschinengewehr fiel der nächstälteste Kompagnieoffizier Leutnant Walde. Die Askari waren ganz besonders erbittert, weil kurz zuvor in der Tavetagegend, wie sie einander erzählten, drei Askariboy, die unbewaffnet waren und die Hände hochgehoben hatten, trotzdem vom Feinde getötet sein sollten. Jetzt sahen sie noch ihren Kompagnieoffizier, der bei ihnen sehr beliebt war, fallen, und laut verlangten sie, zum Sturm vorgeführt zu werden. Der Befehl erging, da jetzt auch gerade die Wirkung unserer Flankenumgehung in Erscheinung trat. Teilweise nahmen die Askari sich gar nicht mehr die Zeit, das Seitengewehr aufzupflanzen, sondern das Messer in der Faust brachen sie vor. Bei den Reittieren des Feindes kam es zum Handgemenge; schon im Sattel, fielen einzelne Feinde dem Angriff noch zum Opfer. In wilder Flucht raste der Gegner davon, so daß er durch die angesetzte Verfolgung nicht mehr erreicht werden konnte. 5 Deutsche und 6 Askari waren gefallen,

10 Deutsche und 13 Askari verwundet. Bei flüchtigem Durchsuchen des Dickichts fand man 19 tote Buren und Engländer; 21 Reittiere und viel Kriegsmaterial wurden erbeutet.

Spätere Mitteilungen durch Gefangene und englische Zeitungen ergaben, daß die Angreifer 75 Mann stark gewesen waren; sie gehörten zu der Ligue of Frontiermen, die sich aus den angesehensten englischen Farmern und Buren zusammensetzte. Ihre Verluste betrugen nach diesen Quellen 29 Mann tot; nur 20 sollen unverwundet zurückgekommen sein. Unsere Einbuße war wohl in der Hauptsache auf die ausgezeichnete Schießfertigkeit der Buren zurückzuführen. Die entronnenen Feinde verdankten ihre Rettung der Vortrefflichkeit ihrer Reittiere, die die englische Regierung schon in Friedenszeiten den Ansiedlern zur Verfügung stellte, um sie für den Krieg vorzubereiten.

Unsere kleine Abteilung konnte ihr Ziel, die Bahnverbindung zu stören, nicht weiter verfolgen, da sie, einmal entdeckt, trotz ihres schönen Erfolges der Vernichtung durch den weit überlegenen Feind, der hinter und vor ihr lag, preisgegeben gewesen wäre. Nur wenn sie ganz unbemerkt hätte vorgehen können, würde sie auf Erfolg haben rechnen können. Da auch die Verwundeten geborgen werden mußten, entschloß sich der stellvertretende Führer zum Rückmarsch nach dem Longido, der noch am Abend des Gefechtstages erreicht und besetzt wurde. Von hier aus mußten mit den gänzlich unvollkommenen Beförderungsmitteln die Verwundeten 100 Kilometer weit ins Hospital von Aruscha gebracht werden, eine furchtbare Quälerei, die in dieser weitläufigen Kriegführung sich manch liebes Mal wiederholte.

Der mächtige Gebirgsstock, auf dem man sich jetzt einrichtete, hebt sich wie ein massiger Klotz etwa 15 Marschstunden nordwestlich vom Kilimandjaro aus der wildreichen Steppe, die er im Durchschnitt etwa 1200 Meter überragt; er ist nicht ein einzelner Kegel, sondern ein vielfach zusammengesetztes Berggelände von etwa 300 Geviertkilometer Grundfläche, das an Weide und Wasser einer ganzen Anzahl von Farmen Platz gewähren könnte. Die stärkste Erhebung stellt der steile dicht mit Urwald bekleidete Westhang mit 2600 Meter Höhe über dem Meere dar. Nach Westen und Norden, also nach dem Englischen zu, senkt er sich als ein stark zerklüftetes Hochland ab, mit dünnem Busch und Weidegras bestanden; Baumwuchs findet man nur an den verstreut gelegenen Wasserstellen. Das Ganze ist ein gewaltiger Gneisblock, mit einem letzten Absatz schroff abfallend nach der Steppe, deren Oberfläche vielfach jungvulkanischer Herkunft ist. Graugelb dehnt sie sich weithin, lediglich mit Gras bedeckt; nur hier und da in der Nähe der Höhe drängen sich Schirmakazien zu größern Gruppen zusammen, deren Vorhandensein auf Wasser im Boden deutet. Nur wenige Aufstiege führen, indem sie trocknen Bachschluchten folgen, auf das Hochland hinauf. Hier verblieb die

kleine Abteilung, um die Grenzwacht gegen den Erokberg sowie gegen etwaige Angriffe, die von der Magadibahn unternommen werden konnten, aufrechtzuerhalten. Sie wurde alsbald verstärkt und bestand aus der 10., 11., 21. Feldkompagnie und der berittenen 9. Schützenkompagnie, die aus den Pflanzern des Kapitänleutnants Niemeyer gebildet worden war; gemäß den vorhandenen Wasserstellen war sie auf der Hochfläche des Gebirges in ziemlich großen Entfernungen voneinander verteilt. Die Lebensmittel für diese Mannschaften mußten ausnahmslos von Moschi herangeführt werden, zu welchem Zwecke eine ganz neue Etappenstraße über Geraragua und Engare Nairobi am Kilimandjaro entlang eingerichtet wurde. Deren ununterbrochene Benutzung auch in der Regenzeit mußte durch die Aufrichtung einer mächtigen steinernen Bogenbrücke über den wilden Kikafufluß gesichert werden, auch eine Kulturwirkung des Krieges, die hier von der Militärbehörde in Angriff genommen wurde; in Friedenszeiten hatten die Pflanzer vom Meru und Kilimandjaro sich vergebens darum bemüht, jetzt wuchs sie rasch empor, wurde aber leider erst der Vollendung nahe gebracht, als der Einbruch der Südafrikaner die Räumung des Gebietes erzwang.

Auch eine Drahtverbindung wurde vom Feldpostsekretär Frischauf geschaffen; die Grundstoffe dafür waren im Kriegsmaterial der Schutztruppe nicht vorhanden, und da auch der erste Hilfsdampfer nichts dergleichen mitgebracht hatte, so mußte man sich anderweit helfen. Der Draht war am Tanganjika den Belgiern abgenommen; als Isolatoren wurden Flaschenhälse benutzt. Und es ging hier, wie an so manchen andern Stellen des Schutzgebietes; für die Longidosteppe hatte die Einrichtung nur den einen Nachteil, daß man die Stangen nicht hoch genug machen konnte, um den zahlreichen Giraffen mit ihrer Achtmeterhöhe freien Durchgang zu sichern. Die von ihnen verursachten Störungen waren so häufig, daß ganze Abteilungen entsandt werden mußten, um durch Abschießen der Tiere Abhilfe zu schaffen, eine Maßnahme, die vielleicht noch nachträglich den Zorn gewisser Kreise in der Heimat erregen wird — aber weder hier noch anderswo hat der Krieg auf den Wildschutz sonderlich Rücksicht genommen. Der Verkehr auf dem Vorpostenberge, und damit die regelrechte Verpflegung, die mit Burenwagen über die etwa 80 Kilometer breite Steppe geschafft wurde, bot überhaupt nicht unerhebliche Schwierigkeiten, da englische Streifabteilungen und feindliche Massaihorden den Weg unsicher machten.

Vom Longido aus wurde der Aufmarsch der Engländer in dauernden kleinen Unternehmungen beobachtet. Das war so, wie es ausgeführt werden mußte, ein gefährliches Beginnen: Im Dunkel der Nacht pürschten sich Oberleutnant a. D. Büchsel und der Bur van Rooyn an die Postenketten der Engländer am Fuß des Erokberges heran, schlüpften hindurch und stiegen in das Waldgelände der Höhen hinauf, bis sie, in tiefster Finsternis mit

den Händen sich hinauftastend, über den Lagerfeuern der Engländer eine Beobachtungsstelle gefunden hatten, von der aus sie den Tag über das Leben und Treiben des Feindes in allen Einzelheiten betrachten konnten. In der nächsten Nacht schlichen sie den gleichen Weg wieder zurück. Solcher Unternehmungen wurde eine ganze Reihe ausgeführt; sie und zahlreiche Reiterpatrouillen konnten Ende Oktober feststellen, daß sich allmählich eine erheblich überlegene Macht in den Talsenken des Erok angesammelt hatte, und daß man deshalb mit bald eintretenden größern Angriffsunternehmungen des Gegners rechnen mußte.

Unter kleinern Patrouillengefechten war der Monat Oktober vergangen; der Anfang des November nahte heran und mit ihm der große Angriff auf Tanga, der alle verfügbaren Truppenkräfte des Nordbezirks an die Küste rief. Auch an einen Teil der Besatzung des Longido erging der telegraphische Befehl, konnte ihn aber nicht rechtzeitig erreichen, da die Drahtverbindung in der Steppe gerade mal wieder unterbrochen war — mochte der Feind, mochte die langhalsige Giraffe der Täter sein —, der Eilbote mußte den elektrischen Funken ersetzen und kam deshalb mit seinem Aufgebot zu spät, und zwar glücklicherweise zu spät.

Denn, ehe er noch eintraf, stand der Feind mit großer Übermacht vor allen Bergaufgängen; hätte er nur einen Teil der Besatzung vor sich gehabt, so würde der Ausgang des Tages doch recht zweifelhaft haben werden können. Der Angriff erfolgte am 3. November, dem Tage des ersten Landungsversuchs bei Tanga, und ist wohl als Teil einer kombinierten Unternehmung zu denken, die allerdings, sollte sie uns von Tanga ablenken, einige Tage früher hätte erfolgen müssen.

Die Hauptaufstiege auf die steilabfallende, von vielen Bergtälern durchzogene Höhe waren durch unsere Posten und Feldwachen gedeckt, aber am 3. November morgens herrschte undurchdringlicher Nebel, der bis auf die Sohle der Täler sich herabwälzte. Die 11. Feldkompagnie unter Hauptmann Stemmermann hatte an jenem Tage den Auftrag bekommen, die gestörte Fernsprechleitung auszubessern; als sie durch den dichten Nebel vom Südhang nach Engare Nairobi zu von der Höhe herabstieg, stieß Leutnant Erdmann mit der Spitze ganz unvermutet auf 100 Mann abgesessene Kavallerie von den Bowkers Horses, die im Begriff waren, die Höhe zu erklimmen. Im sofort sich entwickelnden Feuergefecht fiel Pflanzer Leutnant d. R. Gutsche, aber ehe die feindliche Linie, die unsere linke Flanke zu überflügeln suchte, noch die Höhe erreichte, führte Hauptmann Stemmermann den Rest der Kompagnie über eine Bergnase und faßte den Feind in der Flanke. Auf halber Höhe des Aufstiegs entspann sich ein hartnäckiger Kampf, einzelne Feinde lagen hinter den verstreuten Felsblöcken und bestrichen unsere Schützenlinie von der Seite; mit dem Bajonett wurden sie von den Askari hervor-

geholt oder vertrieben. Schließlich wich der Gegner unter Zurücklassung von zehn toten und einem verwundeten Engländer in die Steppe zurück, um sich an der weitern Entwicklung des Gefechts nicht mehr zu beteiligen.

Bevor noch von diesem Kampfe dem Stabe der Abteilung Kenntnis wurde, kam gegen 6 Uhr dorthin die Nachricht, daß aus der Richtung von der Osthöhe, gerade gegenüber dem Erokberge gelegen, Gewehrfeuer gehört werde. Den Engländern war es gelungen, gedeckt durch den dichten Nebel, in großen Massen die Höhe zu gewinnen. Teile der 10. und 21. Feldkompagnie unter Oberleutnant Busse und Pflanzer Leutnant a. D. v. Vietinghoff-Scheel warfen sich dem vordringenden Feinde entgegen; beide fielen fast im ersten Anprall, und der Gouvernementssekretär Leutnant d. R. Braul, der nun die Führung übernahm, brach schwerverwundet zusammen. Die Übermacht war groß, denn sechs Kompagnien des 29. und 30. Pundjabregiments mit zwei Geschützen und sechs Maschinengewehren drückten aus diesem Mittelpunkt der englischen Gesamtlinie vor.

Zugleich griffen die Briten auch von Norden und Nordosten an; dort zwei Schwadronen der East African mounted Rifles, hier vier derselben Truppe nebst zwei Inderkompagnien; unterstützt von vier Geschützen und sechs Maschinengewehren, versuchten sie, den Aufstieg zu erzwingen. Gegen diesen Andrang hatten wir nur 45 Mann mit zwei Maschinengewehren zur Verfügung, denen es gelang, den Gegner bis 1 Uhr mittags endgültig abzuweisen; ja, der Hüter des südwestlichsten Aufstiegs, Leutnant d. R. Haberkorn, konnte mit einigen wenigen Askari sogar einen Vorstoß in das Vorgelände unternehmen. Nur aus weiter Entfernung warf der Gegner noch seine Schrapnells herauf, im ganzen wohl 300, ohne mehr als eine einzige leichte Verwundung eines Europäers zu erzielen. Trotzdem stand die Entscheidung des Tages auf dem Spiel; es war ein außerordentlich gefährlicher Augenblick, als gegen 1 Uhr 30 mittags immer neue Abteilungen des Feindes von der Osthöhe her unter dem Schutze der dort aufgestellten beiden Geschütze hervorquellend, unsern rechten Flügel zu umfassen drohten. Aber tapfer hielten die schon am frühen Vormittag ihrer Offiziere beraubten Züge der 10. und 21. Kompagnie unter Feldwebel Nickel dem Ansturm stand, schließlich unterstützt durch eine kleine Abteilung des Pflanzers Leutnant d. R. Freiherr v. Schroetter, der in kühner und geschickter Weise seine Leute dicht an den Feind heranführte.

Die endgültige günstige Entscheidung aber brachte die 11. Feldkompagnie unter Hauptmann Stemmermann. Noch ehe ihn der vom Abteilungs-Kommandanten Hauptmann Kraut erteilte Befehl erreicht hatte, war er, nach Niederkämpfung der Bowkers Horses von der Südseite aus, auf das Geschützfeuer zu marschierend, den Engländern in die linke Flanke gefallen und rollte sie nach Norden zu auf, unterstützt durch zwei Maschinengewehre, die ihm der Stab 4 Uhr 30 Minuten zur Hilfe sandte.

Der Stab, bestehend aus dem Hauptmann Kraut und dessen Adjutanten Pflanzer Oberleutnant d. R. Peschel, hatte einen schweren Stand, da das Feuer des Gegners auch seinen Standpunkt erreichte und das Gefecht sich in unübersichtlichem Gelände auf einer Front von etwa 17 Kilometer Ausdehnung abspielte. So kam es, daß beim Hereinbrechen der Dunkelheit die letzten Ereignisse nicht mehr genau erkannt werden konnten. Der Führer setzte gerade die Abteilungen für den Sturm auf die letzten Stellungen des Feindes für das Morgengrauen des folgenden Tages an, da traf spät in der Nacht Hauptmann Stemmermann, der den Tag entschieden hatte, beim Stabe mit der Meldung ein, daß der Feind unter Zurücklassung seines Gepäckes fluchtartig die Osthöhe geräumt habe. 22 Reittiere, Gewehre, Munition und Ausrüstungsgegenstände waren die Beute, die der 1700 Mann starke Gegner in den Händen der 500 Deutschen und Askari zurückließ. Fünf Deutsche (ein aktiver Offizier und vier Ansiedler) sowie zehn Askari waren gefallen, zwei Deutsche und zehn Askari schwer verwundet. Die Verluste des Gegners müssen sehr schwer gewesen sein: Der im „Bulawayo Chronicle" am 15. Januar 1915 gegebene Bericht eines Mitkämpfers bezeichnet es als ein Wunder, daß überhaupt noch so viele aus der verzweifelten Lage sich gerettet hätten, und er meint, daß „The taking of German East Africa is obviously a much tougher proposition than the authorities ever anticipated". Die englisch-ostafrikanischen Zeitungen, die uns später in die Hände fielen, waren voll von Aufsätzen der Trauer über den Verlust von soviel gerade der besten Ansiedler der englischen Kolonie. Auch ein sentimental langatmiges Gedicht, welches man in der Tasche eines vor dem Posten Ngasseni später gefallenen Engländers fand, singt in schmerzlichen Tönen die gleiche Klage. Einer der Verse lautet in freier gebundener Übersetzung:

Rand des Longido, des ragenden Berges, du sahst der Geschosse
Hagel im Sturm hinmähen die Männer, unkundig des Krieges,
Starrend von Schmutz, wie sie kamen vom Marsche, so raffte der Tod sie,
Ehe sie gelernt noch, den Krieg zu führen, Körper an Körper
Fochten sie stumm und erlagen dem Schicksal, dem selbstgewählten.

Engido und Longido waren Marksteine in dem Verlauf des Kampfes. Wie Tanga den Kriegesmut der indischen Regimenter für die nächste Zeit erheblich dämpfte, so verschwanden die englischen Farmer und Buren nach diesen beiden Tagen vorläufig fast ganz aus der Front.

Allmählich hatten sich unsere Kompagnien in immer größerer Zahl am Kilimandjaro zusammengefunden und wurden stark genug, um an weiter ausgreifende Unternehmungen zu denken; kleinere und größere Versuche, die Ugandabahn zu erreichen, wurden alsbald eingeleitet, doch dauerte es noch eine ganze Weile, bis man Erfolg damit hatte. Dem Endzweck am nächsten kam von den größern Unternehmungen die Bewegung, welche den Tsavofluß

abwärts ging. Diese Gegend, südlich Kuku- und nördlich Nyiristeppe genannt, wird nach Osten hin durch die Kyulu- und Ongoleabergketten begrenzt; an der Südostecke der erstern windet sich der genannte Fluß herum, um sich in den Athifluß zu ergießen, nachdem er bei Station Tsavo von der Ugandabahn überbrückt worden ist. Diese Bahnüberführung war das mehrfach erstrebte Ziel. An der Grenze dieses Gebietes hatten die Leutnants d. R. Leitgebel und Ott auf der Farm des erstern als Pflanzer gesessen; sie hatten es auf mehr oder minder erlaubten Jagdzügen genau kennen gelernt und gleich nach Kriegseröffnung eine Erkundung ausgeführt, die sie bis an den Engare Len, einen Nebenfluß des Tsavo, geführt hatte. In der Steppe war eine für Gegend und Jahreszeit auffällige Anwesenheit einer größern Anzahl von Massai festgestellt worden, die darauf schließen ließ, daß die Engländer hier irgendeine Unternehmung erwarteten oder ihrerseits solche vorbereiteten. Eben erst zurückgekehrt, wurden beide der Abteilung v. Oppen zugeteilt, die in der Stärke von insgesamt 5 Europäern und 19 Askari von der Kompagnie Schulz abgesandt wurde mit der Aufgabe, wenn irgend möglich den Betrieb der Ugandabahn nachhaltig zu unterbrechen. Sie kam nicht wesentlich weiter, als die beiden einzelnen Offiziere gelangt waren, da sie am 29. August am Engare Len auf einen starken englischen Reiterposten stieß. Dieser wurde mit einem Verlust von sechs Engländern aus dem Felde geschlagen; da er aber auch so noch an feindlichen Europäern stärker war als die gesamte Abteilung v. Oppen, so hielt es deren Führer für richtig, nicht weiter vorzustoßen. Zurückgehend traf er auf die 13. Feldkompagnie (Hauptmann Schulz), welche inzwischen den Befehl erhalten hatte, in ihrer Gesamtheit gegen die Tsavostation vorzubrechen und, wenn möglich, die hier befindliche Brücke zu zerstören. Am 1. September 1914 lagerte man am Engare Len und ging, auch am 2. September noch ungestört vom Feinde, auf dem linken Ufer des Tsavoflusses talabwärts; am 3., 4. und 5. September 1914 dagegen fanden bei Fortsetzung des Marsches täglich Scharmützel mit kleinern feindlichen Abteilungen statt, die uns zwar keine Verluste brachten, aber doch voraussehen ließen, daß die einzelne Kompagnie vor dem Ziel ihrer Wünsche auf einen überlegenen Feind stoßen würde. In der Nacht vom 5. auf 6. September hatten mehrere Offizierspatrouillen die Feststellung machen können, daß das letzte Lager der Kompagnie nur noch etwa sechs Marschstunden von der Station Tsavo entfernt sei. Bis auf etwa zwei Stunden war man am Morgen des 6. September an das erstrebte Ziel herangekommen, als etwa um 12½ Uhr in einer engpaßartigen Schlucht des Flusses der Feind sich mit weit überlegenen Kräften entgegenwarf; er wurde langsam zurückgedrängt, und fast schien es, als ob das Unwahrscheinliche, die Erreichung der Ugandabahn, doch zur Tatsache werden sollte, als gegen 3 Uhr nachmittags ein nicht

aufzuhaltender Umgehungsversuch durch eine feindliche Abteilung von 80 Mann mit 2 Maschinengewehren bemerkt wurde. Zugleich sandte der Arzt der Kompagnie, Stabsarzt Dr. Schumacher, welcher in mündliche Verbindung mit dem feindlichen Sanitätspersonal gekommen zu sein schien, die Nachricht, daß eine Bewegung im Gange sei, die Rückzugslinie der Kompagnie in den zwei Tagemärsche rückwärts nahe dem Tsavoflusse gelegenen Kyulubergen abzuschneiden. Die vorwärts gegen die Tsavostation zu befindlichen feindlichen Stellungen erwiesen sich ferner als gut befestigt und stärker, als erwartet, besetzt, so daß der Hauptmann Schulz sich gezwungen sah, abzubauen und zurückzugehen; eine Bewegung, die in aller Ruhe und ohne weitere Verluste durchgeführt werden konnte, da der Feind — der Führer auf jener Seite war gefallen — zu stark mitgenommen war, um den Versuch eines Nachstoßes zu machen. Nur ein äußerst bedauernswerter Verlust trat ein: Stabsarzt Dr. Schumacher mit dem von ihm geleiteten Verwundetentransport, darunter der Kriegsfreiwillige von Hollwede, wurde von einer feindlichen Abteilung niedergemacht. Er hatte die ihm von der Kompagnie angebotene Bedeckung zurückgewiesen, da er allein sicherer zurückkommen zu können glaubte. Wie die Ermordung vor sich ging, ist mit einwandfreier Sicherheit nicht festgestellt worden. Der Transport scheint in englische Hand geraten gewesen und der Arzt wie seine Begleiter völlig entwaffnet wieder entlassen worden zu sein; die Waffenlosen wurden, nachdem Dr. Schumacher auch eine englische Bedeckung angeblich gleichfalls abgelehnt hatte, von einer Abteilung feindlicher farbiger Askari, die ihnen entgegenkam, niedergeschossen. Vielleicht waren es Somalisoldaten, die von der 13. Kompagnie auf unserer Rückwärtsbewegung angetroffen und zersprengt worden waren. Unsere Abteilung erreichte im übrigen unangefochten am 9. September ihre alte Stellung auf der Farm Leitgebel in der Landschaft Rombo.

Noch einmal wurde auf diesem Wege, der fast zum Ziel geführt hätte, ein Vorstoß versucht. Die 4. und 13. Feldkompagnie erhielten den Auftrag, unter ihren Hauptleuten Schulz und Rothert gegen die Tsavostation hin aufzuklären und die auf halbem Wege liegenden Kyuluberge vom Feinde zu säubern. Sie stießen aber schon am Loldureisch, wo dieser sich in den Tsavo ergießt, also noch vor der Erreichung der genannten Berge, auf einen überlegenen Feind, der sich in dem überaus schwierigen Gelände stark verschanzt hatte und kaum sichtbar wurde. Auf unserer Seite wurden sechs Europäer verwundet, darunter der Führer der Unternehmung, Hauptmann Schulz, welcher mit einem schweren Bauchschuß noch eine halbe Stunde lang das Gefecht leitete. Dieses mußte nach mehr als dreistündiger Dauer abgebrochen werden, da es unmöglich erschien, das gesteckte Ziel zu erreichen. Die beiden Kompagnien kehrten, ohne irgendwie verfolgt zu werden, in ihr Lager und

von dort am folgenden Tage nach der deutschen Grenze zurück, nachdem auf diese Weise festgestellt war, daß ein Durchbruch durch die befestigte Stellung der Engländer nach Tsavostation auch für stärkere Kräfte schwerlich durchführbar war, da die vom Feinde besetzten zahlreichen Engpässe ein mit den vorhandenen Kriegsmitteln nicht zu beseitigendes Hindernis darstellten. Im Verlauf und nach Schluß dieses Gefechtes wurde der der Abteilung beigegebene Oberarzt Dr. Hauer, trotzdem er die Rote-Kreuz-Flagge deutlich zeigte, dauernd und offenbar absichtlich, sogar durch Salvenfeuer, auf seinem Verbandplatze beschossen. Er sah sich gezwungen, ihn mehrere Male zu verlegen, und konnte nur unter dauernder Bedrohung durch das Feuer der Engländer die ihm anvertrauten Verwundeten in Sicherheit bringen, nur wie durch ein Wunder dem Schicksal des Stabsarztes Dr. Schumacher entgehend.

Gleichlaufend mit diesen Bewegungen auf der Tsavolinie gingen die Bestrebungen, welche von Taveta aus die Steppenstraße über Makatau, Buraberge, Mkawate nach Voi verfolgten. Zunächst wurden in die Durststeppe künstliche Wasserposten vorgeschoben; der erste befand sich am El-Oldorobbo-Hügel, etwa drei Marschstunden nördlich von Taveta; eine zweite Wasserstelle wurde, etwa 15 bis 20 Kilometer in der gleichen Richtung vorwärts gelegen, eingerichtet, um auf diesem Wege einen ständigen Patrouillendienst nach Mbujuni zu unterhalten, welcher Platz noch etwa 20 Kilometer von der ersten englischen Befestigung Makatau entfernt war. Diese ganze Strecke durchschnitt ein auch für Automobile fahrbarer Weg, der unsererseits über das Himolager durch eine neuerbaute Automobilstraße an das Hauptquartier in Neumoschi angeschlossen wurde. Die ganze Breite der Steppe wurde durch östlich und westlich dieses Weges aufgestellte Posten gegen einen Durchmarsch der Engländer gesichert.

Unter dem Oberleutnant d. R. Dransfeld und Leutnant d. R. Freiherrn von Schroetter wurden dauernd Streifabteilungen vorgeführt, die über Mbujuni hinaus bis an das befestigte Makatau gelangten; sie fügten dem Feinde in kleinen Scharmützeln nicht unerheblichen Schaden zu und klärten die Gegend auf.

Alle größern Unternehmungen sowohl auf der Tsavo- wie auf der Makataulinie mußten jedoch eingestellt und sogar die vor Taveta angelegten befestigten Wasserstellen aufgehoben werden, da die Aufmerksamkeit der Führung gegen Ende September auf die Westseite des Kilimandjaro gelenkt wurde; ein Teil der bisher im Tavetagebiet befindlichen Kompagnien wurde nach dort überführt, um dem daselbst stärker auftretenden Feinde begegnen zu können, denn wir waren damals mit unserer Rekrutenausbildung noch nicht so weit gediehen, um beide Seiten des Berges auch nur annähernd mit genügender Truppenmenge besetzen zu können.

Dann kam der englische Angriff auf Tanga, der das Wagnis erzwang, bis auf zwei Kompagnien zeitweise alle andern Truppen vom Ostkilimandjaro wegzunehmen.

Der Grenzschutz in der Nähe der Küste, am Umbafluß nördlich von Tanga, blieb inzwischen zwei kleinen Abteilungen von je etwa zwölf Polizeisoldaten unter den beiden Pflanzern und Reserveoffizieren Weise und von Lekow überlassen, welche in Moa-Jassin und etwas weiter landeinwärts am Umba lagen. Sie befanden sich in steter Gefahr, da allein in dem englischen Grenzorte Wanga, gegenüber Jassin, eine ganze englische Askarikompagnie mit einem Dutzend Europäern sich befand, die begann, angriffsweise vorzugehen. Es war daher recht gut, daß das in Pugu bei Daressalam aus Rekruten, Polizei und einigen alten Askari zusammengestellte Bataillon Baumstark im Anfang September die Deckung der Stadt Tanga und des Geländes nördlich davon übernehmen konnte. Nachdem es die 6. an Moschi abgegeben hatte, bestand es aus der 15., 16. und 17. Feldkompagnie und erhielt das Araberkorps zugeteilt, welches in der Stärke von fast 400 Mann für den ausgedehnten kleinen Grenzpostendienst Verwendung fand, irgendwelchen Gefechtswert aber nicht besaß, sondern bei allem guten Willen der Leute mehr Unheil anrichtete, als Nutzen schuf und daher nach halbjährigem Bestehen wieder aufgelöst wurde.

Als die 15. Feldkompagnie in Moa-Jassin eintraf, räumte die englische Abteilung Wanga und bezog ein stark befestigtes Lager in Majoreni, etwa sechs Marschstunden nördlich der Grenze dicht am Ozean gelegen. Das Gelände dieses Landstriches war uns völlig unbekannt, da brauchbare Karten davon nicht vorhanden waren. Durch eine ganze Reihe überaus kühner Streifabteilungen, die bis 80 Kilometer weit in das feindliche Gebiet hinein aufklärten, wurde das Land und die Wege erkundet und dann am 27. September Majoreni umfassend angegriffen. Die eine der Umgehungskompagnien (16. Feldkompagnie, Leutnant v. Brandis) stieß überraschend auf eine englische Abteilung, die nach kurzem Feuergefecht eiligst davonlief; es stellte sich heraus, daß dies die Nachspitze des Feindes war, der Majoreni fluchtartig geräumt hatte, um eine andere vorbereitete Stellung bei Gazi einzunehmen, das gleichfalls dicht am Ozean unter der Deckung der Schiffsgeschütze nur sechs Stunden von dem englischen Haupthafen Mombassa entfernt lag. Dem fliehenden Feinde wurde eine Menge Gepäck sowie Munition abgejagt und die verlassene Befestigung Majorenis zerstört, bei welcher Gelegenheit der Oberleutnant Methner und der Feldwebel Hersing durch eine losgehende Flattermine schwere, der letztere tödliche Brandwunden davontrugen. Im Lager zeigte sich, daß der Rückzug der Gegner eine überstürzte Flucht gewesen war, denn man fand neben vielerlei anderm Gerät und Verpflegungslasten Zelte, Fahrräder, Gewehre und Munition vor. Ferner wurden zwei alte Vorderladergeschütze in schweren Lafetten erbeutet, welche zeigten, wie die Engländer die völkerrechtlichen Abmachungen zu beachten gedachten, da neben den alten Kartaunen Blechgefäße standen, gefüllt mit zerbrochnem Glas und zerhacktem Eisen, das man auf unsere Truppe zu schleudern gedacht hatte.

Getreu dem Grundsatze, dem Feind an den Fersen zu bleiben, drängte das Bataillon auf Gazi nach, indem man zugleich erwartete, daß der in Mombassa sich bedroht fühlende Feind zur Verteidigung dieses seines Haupthafens Truppen aus dem Innern heranziehen, und daß so der Druck auf das noch sehr schwach besetzte Kilimandjarogebiet vermindert werden würde.

Nach weiterer Aufklärung des Geländes, wozu die in Majoreni erbeuteten Karten beitrugen, schritt man am 7. Oktober zu einem Angriff auf Gazi, der mit der 16. und 17. Feldkompagnie von Nordwesten her angesetzt wurde, indem gleichzeitig die 15. Feldkompagnie unter Hauptmann v. Boemcken die Karumudistellung, etwa eine Stunde südlich von Gazi, angriff. Die beiden von Nordwesten kommenden Kompagnien stießen dicht vor Gazi auf ein indisches Bataillon, das von Mombassa aus zur Verstärkung heranrückte; es wurde auf dem Marsche überrascht und flüchtete unter Preisgabe seines Gepäcks und der gesamten Regimentsmusik in die Deckung einer Kautschukpflanzung, die in einer Ausdehnung von etwa ein Kilometer um die stark befestigten Häuser von Gazi herumgelagert war. Das Ganze war gedeckt durch weit ausgedehnte Felder der spitzigen Sisalagave, in deren Wegen Schützengräben, mit Maschinengewehren besetzt, jede Annäherung fast zur Unmöglichkeit machten. Alles war so dicht verwachsen, daß ein Überblick unmöglich war und Maschinengewehre von uns nicht verwandt werden konnten; trotzdem gelang es, den Gegner bis auf seine Schützengräben im Sisal — etwa ein Kilometer weit — zurückzuwerfen. Das Feuergefecht wurde 4½ Stunden lang auf 100 Meter Entfernung durchgeführt, von unserer Seite ohne jede Deckung und gegen das moderne Lee-Metford-Gewehr mit dem alten Modell 71, dessen Pulverrauch dem Feinde die Stellung und Anzahl unserer Leute verriet, die nur je zwei schwache Züge der 16. und 17. Feldkompagnie, im ganzen etwa 120 Mann stark waren. Der Gegner konnte daher, durch gelandete Marinesoldaten unterstützt, den Versuch machen, uns zu umflügeln, der die Unsrigen, nachdem sie etwa 20 Proz. Verluste an Toten und Verwundeten erlitten, veranlaßte, den Rückzug anzutreten; es gelang, sämtliche Tote und Verwundete nebst sämtlichen Gewehren mit zurückzunehmen, obwohl der Feind zu Anfang stürmisch nachdrängte, durch Whisky dazu ermutigt, dessen Verteilung man deutlich hatte beobachten können. Unser Rückzug wurde durch nur sechs Askari und drei Europäer unter Führung des Leutnants v. Brandis gedeckt, die, sämtlich besonders gute Schützen, alle Europäer der nachfolgenden Abteilung wegschossen und dadurch dem Nachdrängen bald endgültig ein Ziel setzten. Die Abteilung ging auf das alte Lager nordwestlich von Gazi zurück, das sie nach siebzehnstündiger Abwesenheit erreichte; die 120 Mann, die im Feuer gestanden hatten, wiesen einen bedeutenden Verlust auf: zwei Europäer waren schwer, einer leicht verwundet, 13 Askari tot, 19 verletzt. Die 15. Feldkompagnie (v. Boemcken) hatte die Karumudistellung gleichfalls uneinnehmbar

gefunden, so daß man es für geraten hielt, von weitern Angriffen abzustehen und auf Semanja nahe am Umbafluß zurückzugehen. Der Rückzug gelang nur, weil die Engländer nicht mehr die Energie hatten, irgend etwas zu dessen Störung zu unternehmen, sonst hätte die ganze Unternehmung mit völliger Vernichtung der deutschen Abteilung endigen müssen. Trotz alledem streiften unsere Erkundungsabteilungen bis nach Mombassa und stellten fest, daß diese Inselstadt von Einwohnern geräumt, und der Zugang zu ihr über die lange Eisenbahnbrücke durch starke mit Geschützen bestückte Befestigungen und unmittelbar daran liegende Hilfskreuzer gedeckt, für uns nicht zu erzwingen war; die Haupthafenstadt der Engländer in Ostafrika aber hatte vor einer Handvoll unserer Askari gezittert; der Zweck der Unternehmung, die Engländer von einem Vorgehen über Land gegen Tanga abzuschrecken und deren Stärke gegenüber dem Kilimandjaro zu schwächen, war erreicht.

Durch die Ausforschung englischer Spione, die in Bagamojo und Daressalam aufgegriffen wurden, war die später durch den großen Angriff auf Tanga bewahrheitete Nachricht von der Ankunft großer indischer Truppenmassen festgestellt worden, so daß die Aufmerksamkeit des Bataillons Baumstark auf unsere eignen Küsten gelenkt, und die Kompagnien dementsprechend verteilt wurden; die 17. bezog Lager bei Tanga, die 16. am Heliographenposten Kilulu, einem Berge etwa halbwegs zwischen diesem Hafen und der englischen Grenze. Die Sicherung dieser letztern übernahm die Abteilung Boemcken, bestehend aus der 15. Feldkompagnie und dem Araberkorps.

Tanga.

Zwischen diese Vorgänge lagert sich eine ununterbrochene Reihe kleinerer und kleinster Kampfhandlungen und Zwischenfälle, reich an Proben persönlichen Mutes und echt afrikanischer Romantik, aber ohne wesentliche Bedeutung. Es war hier im Norden der Kolonie wie in den andern Grenzbezirken von beiden Seiten eine Art von Tasten nach dem Feinde. Die Engländer, obwohl um das Vielfache an Zahl und Ausrüstung überlegen, fühlten sich offenbar noch nicht stark genug zu irgendeiner regelrechten Unternehmung. Wir aber wuchsen durch die rastlose Arbeit an dem Aufbau unserer von Haus aus so mangelhaften Kräfte erst allmählich in die Fähigkeit wirklichen Handelns hinein, zu spät, um die vorhandene Schwäche des Gegners durch einen angreifenden Vorstoß ausnützen zu können. Wer weiß, was eingetreten wäre, wenn eine weit ausschauende Politik daheim gewaltet hätte, wenn man die Fähigkeit besessen hätte zu erkennen, daß Deutsch-Ostafrika nicht nur ein geduldetes Anhängsel des Reiches, sondern ein wichtiges Glied in der Kette politischer Wirkungen hätte sein können und müssen? Wäre

die Schutztruppe wirklich so stark gewesen, wie die Engländer in dieser Zeit des Krieges vermuteten, daß sie es sei — Britisch-Ostafrika wäre eine leichte Beute gewesen; über den Sudan und Abessinien hinaus, in welch beiden Ländern sich noch heute nicht genau bekannte, den Engländern feindliche und gefährliche Bewegungen abgespielt haben, würde eine Einwirkung sich haben vollziehen können, die wertvoller gewesen wäre als alle Expeditionen nach Persien oder die eitle Hoffnung auf die Fahne des Propheten.

Dazu war leider — nicht durch Schuld der Kolonie oder Schutztruppe — Zeit und Gelegenheit verpaßt, denn ehe wir uns zu der bei den vorhandenen Mitteln überhaupt erreichbaren Stärke entwickelt hatten, waren die Engländer ihrerseits zu größern Unternehmungen bereit. Der Angriff auf Tanga, dazu bestimmt, das Schicksal des Schutzgebietes endgültig zu entscheiden, ließ die erhöhten Machtmittel in Erscheinung treten.

Der dreitägige Kampf um diesen nördlichsten Hafenplatz der Kolonie ist ein Ereignis von wesentlicher Bedeutung in der Verteidigung Ostafrikas; hat er auch in der Entscheidung des großen Weltkrieges keine Rolle zu spielen, so ist er doch kolonialgeschichtlich von einiger Wichtigkeit, und kolonialmilitärisch wird er sein Ansehen auch unter den größern Vorkommnissen dieser Jahre niemals verlieren.

Tanga ist eine offne Stadt. Der Befehl des Gouverneurs, als des obersten militärischen Befehlshaber ging dahin, daß es nicht befestigt und besetzt werden dürfe, sowie daß alles vermieden werden solle, was zu einer Beschießung des Ortes führen könnte. So wurde keine Mine ausgelegt, kein Schützengraben ausgehoben; außer den derzeit vom „Pegasus“ verstatteten 50 Polizeisoldaten befand sich kein Askari in der Stadt. Das Bataillon Baumstark, welches den küstennahen Teil der englischen Grenze zu decken hatte, lag zumeist an dieser oder jenseits davon im britischen Gebiet. Kam aus irgendeinem Grunde eine Abteilung in die Nähe von Tanga, so bezog sie ihr Lager außerhalb des Stadtgebietes, meist auf der nördlich davon gelegenen Pflanzung Amboni.

In dem ersten Teile des ostafrikanischen Krieges hat ein günstiges Geschick öfters auf unserer Seite gestanden; so wollte es der Zufall, daß die Kompagnie Adler (17. Feldkompagnie), entgegen einem ursprünglichen Befehl, die Erlaubnis erhalten hatte, noch Sonntag, den 1. November, über bei Tanga zu verbleiben. Als sie am Montag früh morgens nach dem Norden abrücken wollte und dazu schon angetreten war, meldete ein auf einem Baum eingerichteter Posten, der gerade eingezogen werden sollte, daß eine Anzahl großer Schiffe vor der Außenreede am Horizont sichtbar würde. Die Kompagnie blieb zunächst an Ort und Stelle, und die Offiziere begaben sich nach dem Ras Kasone, dem Vorgebirge, das die Hafeneinfahrt, hoch und weit in das Meer vorspringend, im Süden begrenzt. Ein Schornstein nach

dem andern entwickelte sich aus dem blauen Dunste des Indischen Ozeans vor den Blicken der immer aufmerksamer werdenden Deutschen. Zwei Kriegsschiffe und dreizehn Transporter, große mit Sonnensegeln überspannte Dampfer der P.-and-O.-, Union Castle- und anderer Überseelinien der englischen Handelsflotte näherten sich der Hafeneinfahrt. Indes der Telegraph die überraschende Nachricht an den Kilimandjaro, ins Hauptquartier, trug, schien die Armada draußen sich zu besinnen, ob sie etwas unternehmen wolle oder nicht. Manchmal sah es so aus, als ob die Schiffe verschwinden wollten, dann traten sie wieder in Erscheinung, aber schließlich kamen sie heran. Vorweg der alte Kreuzer „Fox“ von 5000 Tonnen, mit einer Anzahl von 15- und 10-cm-Geschützen bestückt. Er zeigte durch eine Flagge an, daß er zu verhandeln und einen Parlamentär bei sich an Bord zu sehen wünschte. Der Bezirksamtmann Auracher, als Bürgermeister dazu verpflichtet, folgte der Aufforderung. Ihm wurde zunächst mitgeteilt, daß die Ergebnisse der Verhandlungen mit dem „Pegasus“ nicht mehr gültig seien; dann forderte man von ihm die bedingungslose Übergabe der Stadt unter Streichung der deutschen Flagge. Als er ablehnte, wurde mit ¼stündiger Frist die Beschießung angekündigt, wogegen er starken Widerspruch erhob, da dieses gegen die elementarsten Regeln des Völkerrechtes verstoße, denn Tanga sei eine unbefestigte, unbesetzte und unverteidigte Stadt, was auch den Tatsachen entsprach, denn das anwesende kleine Kontingent stand durchaus außerhalb der Ortsgrenze, und auch die beobachtenden Offiziere befanden sich nicht innerhalb des Platzes. Die Androhung, mit der Beschießung des offnen Ortes in einer Viertelstunde zu beginnen, war eine Außerachtlassung jeder Rücksicht, wie sie ein Feind bei derartiger Gelegenheit nehmen muß, da es ganz unmöglich gewesen wäre, auch nur die Nachricht von dieser Absicht bis zum Ablauf dieser Frist mit dem Ruderboot des Parlamentärs in die Stadt zu bringen; für die Sicherung der Frauen und Kinder hätte keine Sorge getragen werden können.

Da Auracher auf seinem Standpunkt beharrte, bedrohte man den auf Wunsch der Briten an Bord gekommenen Parlamentär in rücksichtsloser Weise mit dem Tode: „Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß von der Beantwortung der folgenden Frage Ihr Leben abhängt: Liegen Minen im Hafen?“ wagte der Kommandeur des „Fox“ zu fragen. Auracher verweigerte die Antwort, wurde aber doch entlassen und telegraphierte an den Gouverneur, daß die Beschießung nur zu verhindern gewesen sei unter Bedingungen, die mit der Ehre der deutschen Flagge nicht zu vereinbaren seien. Sie fand jedoch vorläufig nicht statt; die Engländer fuhren hin und her und schienen sich noch zu besinnen, was sie tun wollten.

Die Ursache dieses Verhaltens erfuhren wir erst später von gefangenen Offizieren: man hatte überhaupt eigentlich mit Tanga sich nicht beschäftigen,

sondern Daressalam angreifen wollen. Erst im letzten Augenblick hatte man ein Vorgehen gegen unsern nördlichsten Hafen in Erwägung genommen, nachdem eine bei der Abfahrt von Mombassa an Bord kommende Persönlichkeit die angeblich bestimmt sichere Nachricht gebracht habe, in der weitern Umgebung von Tanga befinde sich kein deutscher Soldat und man könne so im Vorübergehen diesen wichtigen Platz auf die Dauer besetzen. Ganz schien der General Aitkins, der die Engländer führte, der Sache nicht zu trauen, wohl weil er die Gruppe von Offizieren auf der Höhe von Ras Kasone wahrgenommen hatte, die leichtsinnigerweise ohne jede Deckung sich an dem Seeschauspiel ergötzten.

Schließlich, um 4½ Uhr nachmittags, fiel der erste Schuß; eine 15-cm-Granate sauste auf die Stelle nieder, die von den Offizieren zufällig wenige Minuten vorher verlassen war. Als kein Gegengruß auf diese Ankündigung der Feindschaft erfolgte, nahm man drüben wohl an, daß tatsächlich keine Verteidigung in Aussicht stehe, und brachte die Schiffe näher ans Ufer heran, um die Landung vorzubereiten.

Die 17. Feldkompagnie war alles, was weit und breit vorhanden war, um dem, was aus dem Bauche der Ozeanriesen sich entwickeln würde, zu begegnen. Sie ging in Deckung, um nicht durch die Granaten der Schiffsgeschütze, die zu erwarten waren, zertrümmert zu werden. Nur den Leutnant Baldamus ließ sie mit 10 Mann am Strande des Vorgebirges zurück. In prächtiger, schimmernder Vollmondnacht nahten dann um ½10 Uhr die ersten vier großen Leichter, mit 800 bis 1000 Mann besetzt, dem Ras Kasone. Der Offizier und die zehn Mann hatten sich am Strande in langer Linie aufgestellt und empfingen den Transport mit heftigem Schnellfeuer, das wirkungsvoll in die dichtgedrängten Menschenhaufen einschlug. Unter Geschrei und Verwirrung stellten die Leichter die Vorwärtsbewegung ein. Als von unserer Seite, um Artillerie vorzutäuschen, zwei von der Küstenwache zu Signalzwecken verwendete Kanonenschläge abgebrannt wurden, antworteten zwei 15-cm-Granaten, ebenso wirkungslos verpuffend wie unser Feuerwerk, und die Leichter wurden an Bord zurückgerufen. General Aitkins hatte, wie wir später hörten, befohlen, die ganze Landung bis auf den nächsten Morgen zu verschieben.

Früh vor Tagesanbruch am 3. November landeten die 61er Pioniere, von uns zunächst nicht daran gehindert; sie sollten durch Erdarbeiten eine Stellung vorbereiten. Als sie aber gar keinen Widerstand fanden, gingen sie unmittelbar gegen die Stadt vor. Hinter dem Hause des Photographen Dobbertin trafen sie am Einschnitt der Eisenbahn auf unsere 17. Kompagnie, die in überaus günstiger Stellung den Feind erwartete: zwei Züge lagen hier oben, der dritte bildete den linken Flügel, nach den Landungsstegen am Zoll sich hinunterdehnend, den rechten Flügel verlängerte der rasch zum Oberleutnant d. R. umgewandelte Bezirksamtmann Auracher mit etwa 10 freiwilligen Europäern,

die in der Eile vom Schreibstuhl des Beamten und vom Kontorbock des Kaufmanns in den Kampf gesprungen waren.

Neben den Pionieren rückten nun auch die 13. Rajputs und Gurkhaabteilungen heran, schlitzäugige Burschen von den Höhen des Himalaya nahe Tibet, jetzt die von den Engländern noch über die Sikhs gestellte indische Elitetruppe. Sie fanden harten Widerstand, obwohl unsre 17. nur mit Mauser Modell 71 gegen modernste Feuerwaffen, 120 Mann gegen den allmählich auf 2000 Mann gewachsenen Gegner, arbeiten mußte.

Inzwischen rollte Zug um Zug die Usambara-Eisenbahn entlang, um eine Abteilung nach der andern, so wie sie bei Neumoschi standen, oder von den Außenposten am Kilimandjaro herbeigerufen waren, die 320 Kilometer nach der Küste hinabzusenden. Das ging auf dem nur leicht gebauten Bähnlein nicht so rasch wie auf der Strecke Hannover-Berlin, sondern dauerte einen vollen Tag, und das rollende Material war auch nicht allzu umfangreich. Doch Bahn und Bahnverwaltung leisteten, was unter diesen Verhältnissen und bei Scheitholzfeurung nur menschenmöglich, um den Anforderungen des Tages nachzukommen. Tag und Nacht ohne Unterbrechung war jeder Mann im Dienst.

Im Morgengrauen des 3. November entstiegen zwei Züge der 1. und die 6. Feldkompagnie in Kange den Eisenbahnwagen, 7 Kilometer vor der Stadt, weil man die beladenen Wagen nicht dem Feuer der englischen Schiffsgeschütze aussetzen wollte. Im Laufschritt ward die deutsche Meile durchmessen, die noch zwischen der Haltestelle und dem Gefechtsfelde lag. Bis auf wenige Patronen hatte sich die hartbedrängte 17. verschossen; die langausgedehnte Linie der Engländer hatte den rechten Flügel der Deutschen umfaßt, als unter Oberleutnant Merensky die beiden neuen Kompagnien im Sturmlauf noch gerade zur rechten Zeit eintrafen. Oberleutnant von Ruckteschell mit der ersten traf die Inder fast schon im Rücken unserer Stellung, im Begriff, gegen die Stadt Tanga einzuschwenken; er verlängerte den rechten Flügel und ging mit aufgepflanztem Seitengewehr zum Sturm vor, selbst noch den ersten Inder mit dem Bajonett durchrennend; dann brach er, von zwei Kugeln getroffen, schwer verwundet zusammen; doch seine beiden Züge trieben weiterhin die überraschten Inder vor sich her. Die 6. Feldkompagnie unter Oberleutnant Poppe überholte, einen Zug in Reserve haltend, mit ihren beiden andern Zügen den linken Flügel der Engländer und sandte ein vernichtendes Feuer von S-Geschossen aus Modell 98 ihnen in die Flanke. Das war um 7½ Uhr. Die Inder, obwohl immer noch um das Fünffache den Unsern überlegen, waren dem Hurra, Sturmanlauf und Geschoßhagel nicht gewachsen; sie wichen gegen den Strand, durch die Palmenhaine und Maniokfelder hindurch, von den Unsrigen verfolgt. Um 8½ Uhr griffen die schweren Schiffsgeschütze ein, aber die Gegner

standen so nahe aneinander, daß ein paar Granaten sich in die Linien der Inder bohrten, ohne uns zu belästigen. Das brach den letzten Halt, um 10 Uhr vormittags hatte der Feind das hohe Ufer des Ras Kasone verlassen und unter Zurücklassung von 200 Toten sich auf den niedern Strand zurückgezogen, hier wirkungsvoll geschützt durch seine für uns unerreichbare Schiffsartillerie und gedeckt durch die hohe Kante des Uferabfalls.

Mittags gegen 1 Uhr erschienen noch ein paar Barkassen in unserm Hafen, wurden aber durch Maschinengewehre erfolgreich zurückgewiesen.

Das waren die Ergebnisse des ersten Gefechtstages. Unsere Kompagnien, die alle seit 24 Stunden nicht hatten abkochen können, gingen in gedeckte Stellungen zurück; doch wurde durch starke Patrouillen das Vorgelände bis an das Ras Kasone gesichert und durch Posten die weitern Landungen der Engländer, die man wegen der schweren Bordgeschütze doch nicht verhindern konnte, beobachtet.

Was die Engländer bei diesem ersten Angriff sich eigentlich gedacht haben, ist schwer zu sagen, offenbar ein bißchen bessern Kriegssport, einen behaglichen Ritt in ein romantisches Land. Ihr Spionagesystem mochte sie falsch unterrichtet haben, aber trotzdem ist die Art des ganzen Vorgehens nicht zu erklären, wenn man bedenkt, welche Truppenmacht und welche Hilfsmittel ihnen zur Verfügung standen.

Den Führer dieses ersten Landungsversuches holte die Kugel; die bei dem Gefallenen vorgefundenen Papiere gaben uns Auskunft über die Pläne des Feindes, dessen Zusammensetzung und Stärke. Danach war sicher, daß noch harte Arbeit den Unsern bevorstand, wenn die Engländer nun alles daran setzen würden, die erlittene Scharte wieder auszuwetzen; dazu schienen sie die Absicht zu haben, denn sie landeten ununterbrochen Abteilung auf Abteilung. Doch kam es an diesem Tage nicht mehr zu Zusammenstößen; der Feind wollte offenbar erst seine vollen Kräfte bereit haben, um uns erdrücken zu können.

Nach Abkochen gingen daher abends die 6. und die inzwischen eingetroffene 16. Feldkompagnie (Leutnant v. Brandis) wieder vor, um unter Verstärkung der zurückgelassenen kleinen Abteilung die Umgebung des Bahnhofs, den Maschinenschuppen und den sehr wichtigen Bahneinschnitt im Norden der Stadt, an dem heute schon einmal die Entscheidung gefallen war, über Nacht zu besetzen, unterstützt durch einen neuangelangten Zug der 1. Feldkompagnie.

Frühmorgens am 4. November kam der Kommandeur selbst von Moschi an, rekognoszierte bis zu den feindlichen Vorposten und setzte darauf die Kompagnien an. Die 6. und 16. nahmen die inzwischen vorbereiteten Stellungen am Bahneinschnitt und im Gelände südlich davon ein. Rechts von ihnen, an der Panganistraße rückwärts gestaffelt, standen die 17. Feld-

kompagnie, die 4. Schützenkompagnie, der 1. Zug der 1. Feldkompagnie, dann die um 12 Uhr mittags und nachmittags um 3 Uhr eintreffende 13. und 4. Feldkompagnie. Am nördlichen Rande des die südliche Grenze der Stadt bildenden Ngomaplatzes hielt die Abteilung v. Prince, zusammengesetzt aus der 7. (v. Prince) und 8. (Hauptmann d. L. Demuth) Schützenkompagnie, indes die 6. (Oberleutnant a. D. Molter) Schützenkompagnie als letzte Reserve des Kommandos dienen sollte. Um 2 Uhr 50 glaubten die Engländer offenbar genug Truppen an Land zu haben, sie eröffneten das Gefecht durch Frontangriff auf die 6. und 16. Feldkompagnie. Die deutsche Stellung war hier vortrefflich; der tiefe und breite Eisenbahneinschnitt war ein schweres Hindernis, und auf unserer Seite bildete ein halbhoher dem Einschnitt parallel laufender gemauerter Entwässerungsgraben eine treffliche Deckung für unsere Linie. Es war keine Kleinigkeit, gegen diese Stellung auch mit überlegenen Kräften den Sturmangriff zu wagen.

Und doch taten es die tapfern Loyal North Lancashire, das einzige europäische Regiment, das gegen uns focht; allerdings waren sie allein so stark wie die gesamte Mannschaft, die wir überhaupt aufs Gefechtsfeld bringen konnten. Aber sie wußten's nicht, und der Empfang, den sie fanden, konnte glauben machen, daß sie es mit überlegenen Streitkräften zu tun hätten. In tadellosem Angriff kamen sie heran, der linke Flügel der 16. und die volle Front der 6. wurden durch die englische Schützenlinie getroffen, indes der Rest des Regiments in zwei geschlossenen Staffeln folgte. Gleichzeitig setzten englische Truppen, die an der Zollbrücke gelandet waren, zum Angriff auf die merkwürdigerweise hier ungedeckte Flanke der 6. Feldkompagnie ein. Um 3 Uhr 30 waren sämtliche Europäer dieser Abteilung tot oder verwundet; die Kompagnie, aus jungen Rekruten und Polizei erst rasch zusammengeworfen und noch nicht genügend ausgebildet, wich zurück und riß die nur aus wenigen Europäern, in der Hauptsache aber aus Irregulären, sogenannten Rugaruga, bestehende und erst wenige Tage vorher gebildete 4. Schützenkompagnie teilweise mit sich zurück. Nachdrängten die Loyal North Lancashire, die Kaiserstraße am Strand fluteten sie entlang bis an das Denkmal und gegen den Ngomaplatz zu. Leutnant v. Brandis mit seiner 16. Feldkompagnie hielt, in der ursprünglichen Stellung liegen bleibend und durch das Maschinenhaus der Eisenbahn gedeckt, in voller Ruhe dem schweren Drucke stand, der auf dem linken Flügel von dem europäischen Regiment, nach rechts hin von Indern ausging. Dann aber bekam sie in ihrer linken Seite und gar im Rücken das Feuer der durchgebrochenen Briten; das konnte verderblich werden für die dünne Linie der Askari. Dies war der kritische Augenblick; es ging um das Glück des Tages. Schon wurde die vortreffliche 16. Feldkompagnie unruhig; wenn sie wich, so war die Stellung verloren, die Stadt nicht mehr zu halten. Da sprang im Kugelregen Leutnant v. Brandis vor seine Linie

auf einen Termitenhügel und gab mit weithintönender Stimme den Befehl: „Die 16. Feldkompagnie das Gewehr zum Sturm rechts!“ Die altpreußische Disziplin saß fest in den farbigen Landsknechten; sie folgten dem Führer; für den Augenblick kam der Vorstoß des Feindes zum Stehen. v. Brandis brachte an einer flachen Absenkung am Maschinenhaus und in diesem selbst seine Feuerlinie in günstige gedeckte Stellung und hielt den Gegner fest. Nun trafen die Lancashire mit ihrem rechten Flügel am Nordrand des Ngomaplatzes auf die 7. und 8. Schützenkompagnie, insgesamt 120 Mann stark, gut einexerzierte Pflanzer aus den Bergen Usambaras und vom Kilimandjaro, geführt vom Hauptmann v. Prince, dem tapfern Soldaten aus dem Beginn unserer kolonialen Entwicklung, jetzt einer der Ihren, der seit 1½ Jahrzehnten mit ihnen lebte und arbeitete, und von dem Pflanzerhauptmann Demuth. Sie standen dem Angriff.

Die am Strand vorgehenden Engländer, verstärkt durch neue Ausbootungen am Zoll, stießen auf einen Zug der 17. unter Leutnant Schreiner und auf eine kleine Europäerabteilung unter dem Kriegsfreiwilligen Dr. Lessel, die die weichenden Leute der 6. Feldkompagnie aufgenommen hatten und, diese wieder mit vorführend, dem weitern Vordringen sowie der fernern Landung am Zoll aus einem bis hierher vorgefahrenen Transporter ein Ende machten.

Die Hauptgefahr aber lag da, wo das britische Regiment geradezu im Rücken unserer Hauptstellung gegen die innere Stadt vorstieß; am Ngomaplatz wurde hart um die Entscheidung gerungen, hier fiel Tom v. Prince gegen die zähen Lancashireleute und mit ihm in Reih und Glied ein halbes Dutzend seiner Pflanzer. Die Briten stockten und wichen langsam und zunächst noch in voller Ordnung vor den Deutschen, die um ihre selbstgegründete Heimat kämpften. Der fast schon umgangen gewesene Flügel der 16. Feldkompagnie fand Zeit, einzuschwenken und sich gegen die rechte Flanke der Lancashire zu wenden, die aus der Reserve vorgezogene 17. Feldkompagnie warf sich in die durch das Abbröckeln der 6. Feldkompagnie entstandene Lücke, mit ihren vier Maschinengewehren die günstige Entscheidung vorbereitend. Auf unserm rechten Flügel stießen die 13. Feldkompagnie unter Oberleutnant Spalding und die 4. Feldkompagnie unter Oberleutnant d. R. Dransfeld weitausholend auf den linken der englischen Stellung, die in allen Fugen zu wanken begann; reihenweise brachen die Leute in unserm Feuer zusammen. Nun sandte der Kommandeur seine letzte Reserve, die 6. Schützenkompagnie, unter dem Pflanzer Oberleutnant d. R. Molter in den Kampf. Das gab gründlich Luft. Wie die Tiger gingen die Pflanzer der 6. Schützenkompagnie drauf, sagte der Führer der 16. Feldkompagnie, der aufatmend sie herandrängen sah. Mit Hurra drang die ganze Linie vor. Auch jetzt noch wehrten sich die Lancashire, um einen geordneten Rückzug kämpfend; doch

das Maschinengewehrfeuer von vorn und in beiden Flanken brachte sie in eiligeres Weichen und drängte sie schließlich in volle Flucht.

Sie hatten tüchtige Arbeit geleistet und hätten fast das Glück des Tages auf die englische Seite gewandt. Von den indischen Truppen konnte das weniger gesagt werden; sie kamen zunächst mit einer gewissen Forschheit vor, stockten aber sofort, wenn sie das Feuer unserer dünnen Linie bekamen. Als sie die englische Kerntruppe weichen sahen, war es um sie geschehen; unaufhaltsam rannten sie davon, im Rücken und in der Flanke von unsern Maschinengewehren gefaßt, die in den dichten Haufen ein sicheres Ziel fanden; denn waren schon die englischen Soldaten in uns ungewohnt engen Staffeln angeordnet, so waren die Inder offenbar nicht anders als in dichtgehäuften Massen an den Feind heranzubringen gewesen. Von den Kugelspritzen förmlich zersiebt, sanken sie dahin; haufenweise zu 60, 80, 100 und mehr wurden sie niedergemäht aufgefunden, und auch die Engländer selber hatte es in dichten Gruppen auf den Sand geworfen. In wilder regelloser Flucht ging's über die Hochfläche des Ras Kasone bis hinunter auf den flachen Strand, wohin unsere Kugeln nicht mehr reichten, weil die Schiffsgeschütze die Annäherung an den durch Ufer und Strand gebildeten toten Winkel verhinderten; auf Sand, Schlick und zwischen den Mangrovewurzeln drängte sich die geschlagene Division, der rettenden Einbootung harrend.

Ohnehin begann jetzt die Arbeit der schweren Artillerie, etwa um 4 Uhr 50 nachmittags. „Shell the town as hard as possible, avoid actual railwayline" lautete der für diesen Zweck herausgegebene und mit Zeitangabe später aufgefundene Befehl des englischen Divisionsgenerals. Das Feuer sollte den Rückzug decken, aber der feindliche Führer war sich offenbar über die Schwere seiner Niederlage noch nicht im klaren, denn die anbefohlene Schonung der Eisenbahn deutet darauf hin, daß er sie nach erneutem siegreichen Angriff noch in seine Hand zu bekommen und zu benutzen gedachte. Lage um Lage sandten die 15-cm-Geschütze in die Stadt, auf den Panganiweg und die Straße, die parallel der Bahn läuft. Der Feind hielt uns offenbar für viel stärker, als wir waren, und glaubte den ganzen Ort voll Truppen. So kam es, daß eine ganze Anzahl von Häusern stark beschädigt, aber nicht ein einziger Soldat durch die 200 bis 300 Granaten verwundet wurde.

Als die frühe Tropennacht hereinbrach, war es still auf dem Felde des Kampfes, unsere durch die ununterbrochenen Gefechtstage und den langen Anmarsch ermüdeten Truppen gingen in sichere Stellungen, um endlich einmal wieder abzukochen und auszuruhen, indes einige der Kompagnien das Vorgelände deckten. Da man aber selbst noch nicht völlig darüber klar war und auch nicht klar darüber sein konnte, wie böse dem Gegner mitgespielt war, so erwartete man eine Wiederholung des Angriffs; die Truppen nahmen daher noch lange vor Tagesanbruch des 5. November im eroberten

Gelände Stellungen ein, in denen sie sich eingruben, verstärkt durch die in der Nacht von Moschi und Simanja (nördlich Tanga) eingetroffene 9. und 15. Feldkompagnie.

Um 1/22 Uhr nachts war auch die „Batterie“, wie die einzigen beiden zur Verfügung stehenden alten Geschütze C/73 genannt wurden, angekommen und in der Gegend des Kasinos in Stellung gebracht. Um 5 Uhr 15 früh am 5. November eröffnete sie das Feuer auf einen der großen Transporter, die bis in den Innenhafen gefahren waren, um die Truppen bis dicht an den Zoll heranzubringen; die Engländer hatten wohl geglaubt, hier ganz sicher zu sein, da ja nach den Berichten des konsularischen Spions King brauchbare Geschütze nicht im Lande sein sollten. Man wird daher nicht schlecht überrascht gewesen sein, als urplötzlich ein ungebetener Fahrgast nach dem andern in die Wanten des Ozeandampfers schlug. Der Kreuzer „Fox“ antwortete sofort, zunächst ohne Erfolg vom Außenhafen aus, dann schwieg er plötzlich und fuhr in den Innenhafen vor — ein Augenblick höchster Spannung, in dem jeder atemlos harrte! Darauf krachte aus nächster Nähe eine volle Lage der 15-cm-Brummer auf die kleinen Feldgeschütze, sie war gut gezielt; eine Granate krepierte 10 Meter vor dem einen Geschütz; ein Askari brach getroffen zusammen, die Europäer stürzten von dem Luftdruck nieder. Dann aber sauste die Erwiderung hinüber: 7,5 cm ältestes Feldgeschütz gegen 5000-Tonnen-Kreuzer! Ein Volltreffer saß auf der Mitte des Decks, dann zogen beide Teile vor, einander möglichst zu vermeiden. Welcher Schaden angerichtet wurde, ist schwer zu sagen, doch soll der unter Wasserlinie getroffene Transporter nach Aussage späterer Gefangener beim Rückzug der Engländer weggesunken sein.

Eine Patrouille von uns, die bis ans Ras Kasone vorging, ward mit rasendem Maschinengewehrfeuer empfangen und ging zurück. Das waren die gesamten kriegerischen Ereignisse des dritten Kampftages, des 5. November.

Unser Sieg war ein vollständiger und unbestreitbarer; der englische Führer erkannte sehr bald, daß er mit den zusammengeschossenen und entmutigten Truppen nichts mehr ausrichten konnte. Selbst wenn er, was offenbar nicht der Fall war, geahnt hätte, wie lächerlich schwach wir gegenüber seiner Übermacht waren, so hätte er doch wohl kaum noch etwas unternehmen können, denn auch das tapfere englische Regiment hatte mindestens den vierten Teil seines Bestandes allein an Toten verloren und war nur noch ein Trümmerhaufen. Mit den Indern aber lag die Sache ganz schlimm; schon die nächtliche Landung hatte sich unter solch eigenartigem Lärm vollzogen, daß man bei uns annahm, die Leute seien erst durch Alkohol in die nötige Stimmung versetzt worden. Dazu sagten englische Gefangene aus, daß ihre farbigen Kampfgenossen vielfach nur durch Peitschenhiebe in die Leichter gebracht worden wären, nachdem sie am 2. November bereits

die unangenehme Lektion von uns empfangen. Auch während des eigentlichen Angriffs wollten ruhige und zuverlässige Beobachter den Eindruck gewonnen haben, daß man es vielfach mit alkoholisch beeinflußten Leuten zu tun gehabt habe. Der Verdacht wurde zur Gewißheit, als man später am Ras Kasone 30 leere und ein gefülltes Rumfäßchen fand. Mit Soldaten, die nur durch solche Mittel in Kampfstimmung versetzt werden konnten und dann vor unsern Schützenlinien die ihnen zuteil gewordene Ernüchterung gefunden hatten, war schlechterdings nichts mehr anzufangen. Der englische General tat daher das Beste, was zu tun war, er fing an, seine zusammengehauene Division einzubooten, er sah ein, daß er sie aus der Deckung der Schiffsgeschütze nicht noch einmal würde herausbringen können.

Das Schlachtfeld mit den im Hospital sowie in den Häusern Möhn und Münch untergebrachten englischen Verwundeten blieb durchaus in unserer Hand. Sogar der Feind mußte unsern Sieg unumwunden anerkennen. Er begann zu parlamentieren; um Mittag des 5. November wurde ein Boot mit weißer Flagge bemerkt, das der Landungsbrücke am Zoll zustrebte. Da der in der Nähe des Krankenhauses kommandierende Offizier, Major Keppler, vielleicht nicht mit Unrecht annahm, daß die Parlamentärfahne auch Erkundungszwecken dienen sollte, veranlaßte er das Fahrzeug, am Hospital zu landen.

Die Vorsicht schien angebracht, denn mehr nach der innern Stadt hin hätte die Schwäche unserer Minderzahl leicht erkennbar werden können, und der Parlamentär hatte nur den ganz nebensächlichen Auftrag, sich wegen einiger ganz geringer Artilleriebeschädigungen an einem Nebengebäude des Hospitals zu entschuldigen. Man erwiderte ihm, daß die Beschießung unsers Hauptverbandplatzes im Kasino, in dem auch zahlreiche Engländer gelegen hatten, viel weniger erfreulich gewesen sei; auch dieses entschuldigte er. Damit war sein Auftrag, den er im besten Deutsch ausführte, zu Ende; es hätte ebensogut und besser in einem kurzen Schreiben erledigt werden können und läßt daher den weniger edeln obenerwähnten Nebenzweck dieser Parlamentärsendung als sehr wahrscheinlich erkennen. Beide Herren standen sich etwas verlegen gegenüber, zumal der Engländer sich durch seinen Namen als deutscher Abstammung erwies, wenn er auch behauptete, dänischer Herkunft zu sein. Plötzlich ergriff er die Hand des Deutschen, ihm sagend: „Ich gratuliere Ihnen zu diesem schönen, aber schweren Erfolge; das war made in Germany.“

Am Nachmittag des gleichen Tages erschien der Parlamentär von neuem mit einem Brief des englischen Generals, in dem um Waffenruhe gebeten wurde. Unser Kommandeur hatte inzwischen den unerwarteten Umfang der englischen Niederlage überschaut; er schlug den Waffenstillstand ab, erlaubte, sechs Stunden lang die Verwundeten auf die Schiffe zu bringen,

aber verbot das Einsammeln des verstreuten Kriegsgutes. Auch darauf ließ sich der Engländer ein; der Verwundeten waren so viele, daß die Erlaubnis mehrere Male, im ganzen bis zum 7. November mittags, verlängert werden mußte. Die im Hospital befindlichen englischen Verwundeten wurden auf Ehrenwort entlassen, und die große Flottille der Engländer verließ ruhmlos den Hafen von Tanga. In der Mansabucht, etwas nördlich der Stadt, versenkte sie noch eine Anzahl Toter und hielt Leichenparade ab; am 8. November beerdigte sie weitere Verstorbene auf der Halbinsel Schimoni im englischen Gebiet.

Merkwürdig war das Gemisch des Stammblutes, das in diesen Tagen gegeneinander focht. Der besten einer sank dahin, Tom Prince, der allverehrte alte Ostafrikaner; von englischem Vater und deutscher Mutter entstammt, war er als Engländer geboren und erst in spätern Jahren seiner Jugend deutscher Staatsangehöriger geworden; und er war in all und jedem ein ganzer Deutscher. Ihm gegenüber fiel auf englischer Seite ein Neffe des frühern Kriegsministers v. Einem, nach dessen Schicksal die Parlamentäre sich eifrigst erkundigten. Der erste Parlamentär, den die Briten nach verlorener Schlacht uns sandten, war ein Mann mit deutschem Adelsnamen; er schrieb eine ausgeschriebene deutsche Hand und sprach dialektfreies Deutsch; seine Eltern mochten, wie so viele unserer Volksgenossen, nach England verschlagen sein.

Es ist keine große Entscheidung irgendwelcher Art, die hier gefallen; klein nur und unwesentlich erscheint dieser Vorgang; wenn man daran denkt, wie daheim das Ringen der Völker sich gestaltete, welche Unsumme von Mut und Tatkraft, von Ausdauer und Kampfeszorn notwendig war, in Europa das Feld zu behaupten. Und doch! daheim rang die Masse gegen die Masse; der einzelne trat weniger hervor. Bei Tanga in Ostafrika war die Zahl der Kämpfer nur klein; nur 887 Gewehre standen auf unserer Seite im Feuer, darunter 300 von Deutschen geführt; hier kam es auf jeden einzelnen an; nur wenige, ein halbes oder ein ganzes Dutzend, an richtiger Stelle mit allem Mut und aller Tatkraft eingesetzt, konnten die Entscheidung beeinflussen und haben sie beeinflußt. Hier hatte nicht nur jeder Einzelne ein allgemeines Gefühl, daß es auf ihn besonders mit ankomme, sondern er erkannte mit eignen Augen, daß er, der Einzelne, als Führer oder Vorbild aus der farbigen Menge hervorragend und gesehen, tatsächlich selber einen Anteil am Endergebnis trage. Hier war, trotz moderner Feuerwaffen, noch so etwas im Spiele wie in den Kämpfen des heroischen Zeitalters der Völker. Hier stand in jedem einzelnen Deutschland gegen England; hier stand gewissermaßen Turnen gegen Sport; die sorgfältige Durchbildung eines jeden einzelnen in der großen Masse gegen den reinen Individualismus in der Wahl der körperlichen Betätigung — Houston Stuart Chamberlain nannte einmal die Hohenzollern wegen Einführung der allgemeinen Wehrpflicht die tonangebenden Demokraten des 19. Jahrhunderts —, hier stand der demokratische Drill des gesamten Volkes gegen den aristokratischen Hang zu schrankenloser Eigenwahl der Ausbildung.

Auch zu Haus war das der Fall; bei uns in Ostafrika aber trat das im einzelnen deutlicher hervor, besonders auch in dem Einfluß auf die von beiden Seiten herangeführten Farbigen. Die Inder, auf den großen Krieg vorbereitet und für ihn bestimmt, versagten trotz allen bewiesenen Mutes, weil ihnen das fehlte, was die Einzelarbeit des Offiziers in jeden Mann hineinbringen muß; ein paar besonders gute Leute machen noch kein kriegstüchtiges Bataillon, daher erlagen sie der geringen Minderzahl, die ihnen entgegengeführt wurde. Die deutsche allgemeine Durchbildung zeitigt dabei keineswegs ein Herdenmenschentum weder daheim, noch ganz besonders hier draußen; die weitaus große Überzahl der Deutschen, die hier standen, waren im Gegenteil ausgesprochene Einzelpersonen, wie sie das Leben in diesem eigenartigen Lande so hervorbringt; aber jeder war von dem Hauch gestreift, den die Gesamtdurchbildung der Masse unsers Volkes durch den jahrhundertlangen allgemeinen Heeresdienst ihm in Körper und Geist gelegt hat. Jeder der Askari, die hier fochten, waren von deutschen Offizieren und Unteroffizieren in dem gleichen Geiste durchgearbeitet, der jeden einzelnen bessern und heben will, aber nicht über die Masse, sondern in und mit der

Masse. Und wenn weiter bei Tanga nichts bewiesen wurde, so war es das, daß die deutsche Methode die richtige ist, die Farbigen einer Kultur und Entwicklung entgegenzuführen. Denn unser Askari ward durch die gleichen allgemeinen Erziehungsmittel zu dem gebracht, was er hier zeigte, wie wir den Eingeborenen in seiner Gesamtheit behandeln und heranbilden. Es war der Beweis, daß unsere Kolonisation, die nicht ein paar falsch gebildete Hosennigger hervorbringen will, sondern die Menge zur Arbeit und über die Arbeit hinweg zu einer den Verhältnissen angepaßten Bildung erziehen will, die richtige ist.

Auf unserer Seite haben im Gefecht gestanden die 4., 6., 7. und 8. Schützenkompagnie; davon verdient die 4. diesen durchweg für Europäerabteilungen gebrauchten Namen kaum, denn sie bestand aus nur 20 kurz vorher zusammengerafften noch nicht ausgebildeten Deutschen, einer geringen Anzahl noch junger Askari und Irregulären, während die drei andern sehr verschieden an Kopfzahl, seit geraumer Zeit im Dienst befindliche und gut einexerzierte Mannschaften hauptsächlich aus Ansiedlerkreisen enthielten, geführt von Pflanzern, die als Reserve- oder Landwehroffiziere eingezogen waren. Außerdem hatten noch eine Anzahl noch nicht eingezogener Bewohner und Beamten in Tanga sich der fechtenden Truppe angeschlossen gehabt — im ganzen rund 180 bis 200 Mann. Von der rein Farbigentruppe waren beteiligt: der erste Zug der 1., die 4., 6., 13., 16., 17. Feldkompagnie, alles in allem noch nicht 600 Askari mit etwa 100 deutschen Chargen. Also rund 900 Gewehre waren im Gefecht.

Ihnen gegenüber hatte eine volle englische Division unter einem Divisions- und zwei Brigadegeneralen gefochten. Das englische Regiment mit dem merkwürdigen Namen Loyal North Lancashire allein war stärker als die gesamte deutsche Truppe — Deutsche und Farbige zusammengerechnet. Im ganzen dürften etwa 7- bis 8000 Mann, also fast die 10fache Übermacht, gelandet gewesen sein.

Das Stärkeverhältnis ist also ein ganz auffallend verschiedenes, und fast möchte man glauben, daß bei all seiner Entschlossenheit der Kommandeur doch vielleicht sich besonnen haben würde, wenn er genau gewußt hätte, welche Truppenmengen in das Land zu werfen, die Engländer bereit waren. Dazu kam, daß man in einem solchen Kampfe unserer Askari von vornherein doch nicht völlig sicher sein konnte. Wohl waren sie durchaus sachgemäß ausgebildet, aber doch nur für den Kampf gegen schlecht bewaffnete aufständische Eingeborene geschult. Erst der jetzige Kommandeur, Oberstleutnant v. Lettow, hatte gefechtsmäßige Durchbildung nach vollständig europäischem Muster, gleich nachdem er wenige Monate vor Kriegsbeginn seine Stellung angetreten hatte, angeordnet und durchgeführt. Nur ein Teil der fechtenden Truppe war mit einem modernen Gewehr bewaffnet und eigentlich erst im

Kriege selber damit ausgerüstet; mehr als die Hälfte führte noch das Gewehr Modell 71, Einlader mit Schwarzpulver und starker Rauchentwicklung. Sie waren nicht daran gewöhnt, in größern Verbänden zu fechten, sondern hatten nur als einzelne Kompagnien im Buschkriege zu kämpfen Gelegenheit gehabt. Wohl hatten sie in diesem Kriege schon — aber doch nur vereinzelt — gegen europäisch geführte Gegner und gegen kleinere rein englische Abteilungen im Feuer gestanden und auch Maschinengewehr- und Geschützfeuer zu kosten bekommen, aber das alles doch nur in kleinem Maßstabe. Hier bei Tanga standen sie im Grunde genommen ganz neuen Verhältnissen gegenüber; es war ein Kampf, der sich in völlig europäischem Stile vollzog, wenn auch in einem Gelände, wie es nur in Afrika gefunden werden kann. Es wurde mit taktischen Ideen gearbeitet, an deren Durchführung im Kleinen schließlich auch die kleinsten Einheiten gewöhnt sein müssen, was hier nicht der Fall war. Sie haben die schwere Probe bestanden, vor der manchem Führer einigermaßen gegraut haben mag. Im Häuser- und Straßenkampf, in dem dichtbewachsenen tiefdurchfurchten Mhogofeldern, gegen Maschinengewehre und unter dem Feuer der schwersten Artillerie haben sie bewiesen, daß die auf sie übertragene deutsch-preußische Ausbildung jedes Menschenmaterial so heranzubilden vermag, daß es jedem Feinde gewachsen ist; zugleich ein glänzendes Zeugnis für die militärische Tüchtigkeit und die liebevolle Sorgfalt ihrer deutschen Ausbildner sowie für die richtige Behandlung, die den Mann an seinen Vorgesetzten fesselt. Allerdings darf nicht vergessen werden, daß die einzelnen Kompagnien mit eingezogenen Offizieren und Unteroffizieren stärker als sonst üblich durchsetzt waren, und daß entschlossen geführte rein deutsche Abteilungen dem Ganzen den richtigen Halt verliehen.

Die Haltung des Feindes ist schon erwähnt; das rein englische Regiment war ein ehrenvoller Feind, dem die Achtung nicht versagt werden kann und soll. Die Inder dagegen: ausschließlich Herdentiere; in dicken Klumpen zusammengeballt griffen sie an, im Gänsemarsch liefen sie davon; im ersten Vorgehen ohne Elan, vor jedem Widerstand zusammenbrechend. Trotzdem ist es erstaunlich, daß der Erfolg des Tages nicht bei den Engländern blieb. Sie waren durchweg besser bewaffnet als die Unsrigen und mit jedem modernen Gerät versehen, das die Kriegskunst ersann. Bis in die vordersten Linien hinein sorgte z. B. ein vorzügliches Fernsprechgerät für nachhaltige rasche Verbindung der einzelnen Truppenteile, und vieles andere mehr wäre zu erwähnen. Aber es fehlte der Führung an jeder Übersicht. Den ganzen 2. November fuhren sie auf der Außenreede umher, ohne irgend etwas zu unternehmen. Am 3. November griffen sie mit nur einem geringen Teil ihrer Kräfte an; als sie Widerstand fanden, klärten sie nicht auf, sondern fingen, auch noch langsam genug, an, ihre ganze Streitmacht zu landen. So ließ uns der englische General genügend Zeit, unsere Kompagnien heran-

zubringen, denn der gleichfalls am 3. November ausgeführte Angriff auf unsere Longidostellung, westlich des Kilimandjaro, war nicht nachhaltig genug, uns am andern Ende der Bahn festzuhalten. Da es sich später herausstellte, daß die Briten eigentlich gar nicht die Absicht hatten, in Tanga an Land zu gehen, so kann es füglich überhaupt zweifelhaft erscheinen, ob diese Tätigkeit am Westende der Bahn nicht eine rein zufällige war. Stark genug waren die Engländer im Innern sicher, um uns vollauf zu beschäftigen, und eine entschlossene rasch durchgeführte Landung am 2. November hätte uns außerdem völlig unvorbereitet in Tanga überrascht. Auch die englische Führung im besondern war durchaus unzureichend; die großen Massen waren auf einem ganz engen Raum zusammengepfercht; an eine moderne gefechtsmäßige Entwicklung konnte gar nicht gedacht werden. Man landete nur an einem sehr beschränkten Ufergelände und hätte doch ohne Mühe an mehreren bequem gelegenen Plätzen außerhalb unserer Stellung, ohne den Frontalangriff nachhaltig zu schwächen, mehr Truppen, als wir überhaupt besaßen, an Land werfen können, um uns völlig zu umgehen; nichts von dem geschah. Man rannte darauf wie im Fußballspiel und gab sich geschlagen, als abgepfiffen wurde. Und wie geschlagen!

Auf unserer Seite fielen 15 Europäer, darunter 2 protestantische Missionare; 24 wurden verwundet, 5 davon schwer; 28 Askari lagen auf dem Felde und einige 50 wurden durchweg leicht verwundet. 187 Engländer und mehr als 1000 Inder wurden — einzeln gezählt — von uns begraben. Unverwundet gefangen genommen wurden 5 Engländer und 60 Inder. Von verwundeten Engländern, die wir gefangen hatten, wurden die im Tangahospital liegenden, darunter allein 3 Stabsoffiziere, auf Ehrenwort entlassen, desgleichen eine große Anzahl Inder. In unserer Hand verblieben neben dem halben Hundert verwundeter Inder 17 verwundete Engländer, darunter 2 Offiziere, die während oder gleich nach dem Gefecht im Feldlazarett Korogwe abgeliefert worden waren. Es waren durchweg frische junge Kerls. 10 von den 17 hatten ihre Verwundung ausgesprochen von hinten erlitten; bei weitern 4 konnte es zweifelhaft sein, wie sie den Schuß empfangen hatten. Die Deutschen trugen sämtlich die Wunden auf der Brust. An sich ist das ja im heutigen Kriege gleichgültig und kann sehr wohl durch taktische Maßnahmen hervorgerufen sein; in diesem Falle aber verdient es erwähnt zu werden, denn der Kampf von Tanga war nicht ein Kampf der Masse, sondern der Einzelindividuen.

Wie hoch die Verluste der Engländer im ganzen waren, ist nicht festzustellen und wird von ihnen selbst kaum zugestanden werden. Da sie aber 24 Stunden brauchten, bis sie ihre Verwundeten an Bord gebracht hatten, so ist anzunehmen, daß deren Zahl eine sehr große war, und ihre Gesamteinbuße mindestens auf rund 2000 Mann zu schätzen ist bei einem Gegner, der nicht voll 900 Gewehre ihnen entgegenstellte.

Bei dieser Gelegenheit verdient auch das Sanitätswesen erwähnt zu werden. Durch die Schiffsärzte der Deutsch-Ostafrika-Linie, einige andere im Lande anwesende Ärzte und unter Zuziehung der Regierungsärzte war es möglich gewesen, nicht nur eine Anzahl neu eingerichteter Lazarette aufzustellen, sondern auch durchweg jeder der stark vermehrten Kompagnien einen Arzt beizugeben. Auch Sanitätsunteroffiziere waren in genügender Anzahl vorhanden, doch fehlte eine Organisation des Verwundetenträgerwesens, was natürlich und verständlich ist, da man mit Massenverwundungen, wie sie hier bei Tanga sich ereigneten, bei der Hauptbestimmung der Schutztruppe, Niederkämpfung von Eingeborenenaufständen, nicht zu rechnen gehabt hatte. Trotzdem ist alles geschehen, was gemacht werden konnte. Die Tätigkeit der Ärzte wurde von allen Seiten auf das höchste anerkannt, nicht allein deren Unermüdlichkeit, sondern vor allen Dingen auch deren ununterbrochene Tätigkeit in der Feuerlinie, die zwar nicht eigentlich Sache des Arztes sein soll, aber bei den geschilderten Verhältnissen eine Notwendigkeit war. Von den Truppenverbandplätzen wurden die Verwundeten nach dem Hauptverbandplatz im Kasino, das mehrfach von Granaten getroffen wurde, geschafft. Von hier überführte man sie, da das Tangahospital in den Händen der Engländer und durch seine Lage dauernd dem Feuer der Schiffsgeschütze ausgesetzt war, nach dem Feldlazarett Korogwe, Kilometer 84 der Usambarabahn. Etwas, was aussieht wie Lazarett-

züge, gab es in der Kolonie nicht; alles mußte improvisiert werden, selbst jede Tragbahre. Es ist gewiß kein Vergnügen für die Verwundeten gewesen, bei diesen ursprünglichen Verhältnissen befördert zu werden; aber alle, auch die Engländer, erkannten an, daß das Menschenmöglichste unter den gegebenen Verhältnissen getan wurde; man ertrug trotz allem die Unannehmlichkeiten durchweg mit guter Laune, und von den so überführten Europäern ist keiner, auch nicht von den Schwerverwundeten, später gestorben.

Da es den Engländern untersagt wurde, außer den Verwundeten und dem Sanitätsmaterial irgend etwas vom Gefechtsfeld in Sicherheit zu bringen, so war die Kriegsbeute eine nicht geringe. An gebrauchsfähigen Gewehren wurden so viele genommen, daß das 2. Bataillon, welches bis dahin noch das Mausermodell 71 geführt hatte, mit dem modernen Lee-Metford-Mehrlader ausgerüstet werden konnte und dazu genügend Patronen erhielt; 13 Maschinengewehre wurden genommen; acht davon waren wohlerhalten und wurden bei uns eingestellt, gleichfalls mit einer genügenden Anzahl Patronen versehen, deren alles in allem ungefähr 1¼ Million erbeutet waren. Den Union Jack, der zum Zeichen der Besitzergreifung auf dem Signalturm des Ras Kasone gehißt war, ließen die Engländer zurück und dazu eine gewaltige Menge von allerlei brauchbaren Sachen, die uns, abgeschnitten von jedem Ersatz, wie wir waren, außerordentlich gelegen kamen. Der Wert im ganzen kann auf 1 bis 1½ Millionen Mark geschätzt werden. Die Beute war deswegen so groß, weil die Engländer bestimmt auf Erfolg gerechnet und schon alles an Land gebracht hatten, was bei einer dauernden Besetzung zu ihrer Bequemlichkeit dienen konnte. Da die Befehlsbücher und Dienstanweisungen mehrfach in unsre Hand gerieten, konnten wir uns über alle die Pläne, die nun gescheitert waren, völlig unterrichten. Wir sahen, wie dank der Tätigkeit des Konsuls King der Feind über alles bis in die geringste Kleinigkeit unterrichtet war. Die allgemeine Gefechtsanweisung des ersten Gefechtstages bestimmte ausdrücklich die Schonung aller öffentlichen Gebäude und verteilte die mit Namen genau benannten Privathäuser als Quartiere für die einzelnen Offiziere, zugleich bestimmend, daß mit dem ebenfalls in unsre Hände geratenen Feldmaterial sofort für eine umfangreiche Fernsprechverbindung zwischen den einzelnen Wohnungen gesorgt werde. Alles war bis in alle Einzelheiten auf das schönste vorbereitet, nur daran hatten die Herren offenbar nicht gedacht, daß, ehe alles so angenehm in die Wege geleitet werden konnte, erst ein entschlossener Widerstand zu überwinden sei.

Der Tag von Tanga war für die Kolonie ein Ereignis von Bedeutung. Die kaum eingeleitete große Angriffsbewegung kam vollständig ins Stocken, denn die Lehre, die die Engländer erhalten hatten, wirkte anscheinend sehr

nachhaltig auf die indischen Truppen. Unsre Askari aber kehrten jubelnd heim aus diesem Kampf, in dem europäische Abteilungen vor ihrer Minderzahl zusammengebrochen waren. An den Lagerfeuern und auf dem Marsche erklangen die Ruhmeslieder von dieser Schlacht. Sie hielten sich unter ihrer deutschen Führung für unüberwindlich, und ihre prachtvolle Haltung in den folgenden schweren Jahren zeigte, daß das Bewußtsein ihrer Kraft und ihre Treue tief in sie eingesenkt war.

Jassin.

Nach der Schlacht vom 3. bis 5. November wurde Tanga durch Schützengräben, Maschinengewehrstände und andre Maßnahmen für einen neuen Angriff der Engländer vorbereitet, sowie die schmale Hafeneinfahrt durch drei Linien Minensperre geschützt, deren Einzelstücke allerdings mit den ursprünglichsten Mitteln im Lande selbst angefertigt wurden und allzu großes Vertrauen nicht verdienten; auch vor der Landungsstelle in der Manzabucht nördlich und in der Tangatabai südlich von Tanga wurden Vorkehrungen getroffen, um einer von hier aus etwa einsetzenden Umgehung der Verteidiger der Hafenstadt vorbeugen zu können.

Fast schien es, als ob die Wirksamkeit dieser Vorbereitungen sehr bald eine Probe bestehen sollte, denn am 16. Dezember erfolgte eine neue Beunruhigung dieser Gegend, gerade als das Gerücht verbreitet wurde, daß 20000 Australier in Sansibar für eine Landung bereit seien. Ein Transportdampfer mit Schlepper erschien vor der Außenreede; am Morgen des 17. Dezember gesellten sich der Kreuzer „Fox“ und fünf weitere Transporter diesen bei, so daß jede Vorsorge getroffen wurde, um einem erneuten Angriff zu begegnen; auch Truppen vom Kilimandjaro wurden nach Mombo, ca. 100 Kilometer von der Küste entfernt, verlegt, um jederzeit mit der Bahn rasch zu einem sich entwickelnden Kampfe entsandt werden zu können. Es kam nicht dazu. Die englischen Schiffe blieben weit draußen liegen, und der „Fox“ begnügte sich damit, einige Dutzend Granaten in den Hafen zu entsenden, die anscheinend dem dort liegenden D.-O.-A.-L.-Dampfer „Markgraf“ galten, diesen aber nicht erreichten. Früh morgens am 18. Dezember stellte sich heraus, daß sämtliche Schiffe die Außenreede verlassen hatten und zum größten Teil nach Norden gedampft waren, auf dem Wege dahin plan- und ziellos die völlig menschenleere Küste und die vorgelagerten Inseln beschießend.

Offenbar aber waren alle diese Bewegungen nur Scheinmanöver gewesen, um unsre Aufmerksamkeit von Unternehmungen abzulenken, die man gegen die nördliche Küstengrenze im Sinne hatte. Dieser waren die Engländer

wieder näher gekommen, seit sich das Bataillon Baumstark veranlaßt sah, in der Zeit vor den Novemberereignissen in Tanga das Augenmerk mehr der Nähe dieser Stadt zuzuwenden. An der Grenze waren damals nur die 15. Feldkompagnie (Oberleutnant d. R. Weise) und das Araberkorps (Oberleutnant d. Sw. Hengstenberg) unter der Führung des Hauptmanns v. Boemcken verblieben, der die Linie des Muenaflusses von Majoreni landeinwärts zu sichern versuchte. Am 30. Oktober begannen die Engländer vorzurücken, offenbar um das große Unternehmen auf Tanga zu unterstützen; sie gaben diese Absicht auf, als eine Araberabteilung von 60 Mann unter Vizefeldwebel Eggers unter großem Lärm und vielem sinnlosen Schießen gegen sie vorging und — ganz zufällig — eine kleine Offizierpatrouille unter Leutnant d. R. Hanow sich in der Flanke der Feinde zeigte. Da so die Nordgrenze gesichert erschien, ging auch noch die 15. Kompagnie in Eilmärschen nach dem bedrohten Tanga, woselbst sie in der Nacht vom 4. zum 5. November eintraf, ohne noch in das Gefecht eingreifen zu können. Erneutes Vordringen englischer Abteilungen rief sie am 11. nach dem Norden zurück, um hier alsbald durch die nur aus 20 Europäern und 30 Irregulären bestehende 4. Schützenkompagnie ersetzt zu werden. Mit diesen schwachen Kräften konnte das allmähliche Vordrücken der Engländer nicht aufgehalten werden, zumal die vorgeschobene Araberpostenkette wegen Wassermangels zurückgezogen werden mußte; schließlich war man gezwungen, die Feldwachen über den Umbafluß auf deutsches Gebiet zurückzunehmen, weil dieser, aus ganz andern Landesteilen entspringend als die nördlichern, englischen Flußläufe, gerade jetzt durch Hochwasser unpassierbar gemacht wurde. Nur drei ganz kleine Posten blieben drüben, deren Rückzugslinie durch drei sehr einfache Brücken gesichert wurde. Die Hauptabteilung des kleinen Grenzschutzes nahm Stellung bei Semanja, auch diesseits des Umba, aber noch auf englischem Boden.

Am 18. Dezember trafen hier gleichzeitig die Meldungen ein, daß die Engländer vom Muenafluß her zu Lande vordrängten, daß die von Tanga nordwärts gegangene Transporterflotte bei Moa anscheinend Landungsversuche mache und die Küste weithin mit Granaten bedecke. Die 4. Schützenkompagnie eilte zur Bedeckung der bedrohten Uferstrecke herbei. Dadurch mußte die Nordgrenze fast völlig entblößt werden, denn die Araber waren trotz ihrer großen Anzahl nicht fähig, das Vorrücken der Engländer auf den südlich der Umbamündung hart an der Grenze gelegenen deutschen Ort Jassin aufzuhalten; am 25. Dezember fanden unsre Streifabteilungen diesen Platz besetzt.

Der 4. Schützenkompagnie gelang es zwar, den Feind zunächst noch einmal hinauszuwerfen, aber sie war zu schwach, sich gegen erneute umfassende Angriffe einer großen Übermacht zu halten. Auch eine Verstärkung von 60 Askari und 2 Maschinengewehren glich unsre zahlenmäßige Unterlegenheit

nicht annähernd aus, setzte aber den Führer in den Stand, durch kühne Patrouillengänge die große Stärke des Gegners festzustellen; bis in das besetzte Jassin drang der Leutnant d. R. Bleek nächtlicherweile ein und beschoß auf wenige Schritte Entfernung die bei der Whiskyflasche sitzenden Engländer. Es wurde als sicher ausgemacht, daß an den verschiedenen Punkten des untersten Umbalaufes drei bis vier Lager sich befanden, die jedes mit mehreren Kompagnien besetzt waren, sowie daß Jassin selbst eine sehr starke Besatzung hatte. Dreimal noch versuchte Hauptmann v. Boemcken von den verschiedensten Seiten aus, zuletzt verstärkt durch die 15. Feldkompagnie, Jassin zu nehmen; es gelang noch einmal, die vor dem Orte liegenden Pflanzungsgebäude zu erobern und bis an ihn selbst heranzukommen; dann aber erhielt man so heftiges Feuer und kam durch die aus den verschiedenen Umbalagern heranrückenden Verstärkungen derart in die Gefahr abgeschnitten zu werden, daß die Versuche aufgegeben werden mußten. So wurde zwar festgestellt, daß bei Jassin und nördlich davon eine ganze Reihe von englischen Kompagnien sich befanden, aber es gelang nicht, die in der nächsten Nähe von Jassin etwa für die Verteidigung getroffenen Anlagen zu erkennen, obwohl die sämtlichen vorgeschobenen Stellungen erkundet werden konnten, wobei sich der frühere Polizeiwachtmeister Feldwebel Galle ganz besonders auszeichnete.

Jassin ist an sich ein Platz ohne einen besondern militärischen Wert; es liegt in einer höchst ungesunden Gegend, in der man weder europäische noch auch farbige Soldaten auf längere Zeit unterbringen kann, ohne sie dem Siechtum auszusetzen. Es ist daher anzunehmen, daß die Engländer mit dessen Besetzung ein bestimmtes Ziel im Auge hatten, das darin bestanden haben dürfte, sich allmählich an der Küste bis an das 80 Kilometer entfernte Tanga vorzuschieben. Jedenfalls hatten die Feinde den Fuß über unsre Grenze gesetzt und deckten diesen Anfang eines Schrittes mit erheblichen Kräften, die bedeutender waren, als wir im gesamten Nordbezirk zur Verfügung hatten; ein Grund mehr, an weiterreichende und gefährliche Absichten des Gegners zu glauben. Auch schien es, als ob die Engländer ein ganz allgemeines Vorgehen beabsichtigten, da sie um die gleiche Zeit im Schiratibezirke vordrängten und Truppenverstärkungen nach dem derzeit auf deutschem Gebiet von ihnen besetzten Longidoberg legten. Da Jassin unter den damaligen Verhältnissen für uns am ehesten erreichbar war und auch die gefährlichste Bedrohung darstellte, so entschloß sich der Kommandeur nach einer persönlichen Erkundung an Ort und Stelle dazu, den Feind hier anzugreifen, und zwar in einer Form, die eine Gefangennahme eines Teiles der feindlichen Truppen herbeiführen konnte, denn es mußte der Führung neben der allgemeinen Wirkung eines großen Erfolges auch daran liegen, für denjenigen Teil unsrer Soldaten, die mit dem bei Tanga erbeuteten Büchsen und Maschinengewehren

bewaffnet waren, größre Munitionsvorräte vom Feinde zu erhalten, was auf einem andern Wege kaum erreichbar war.

Jassin ist die nördlichste Ecke einer 10 bis 15 Kilometer weit an der Küste sich hinziehenden Pflanzung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, die in ihren einzelnen Teilen die alten Ortsnamen Moa und Mtotohovu führt. Ursprünglich war sie als Kokosplantage angelegt; da sich im Laufe der Zeit herausstellte, daß der Boden dafür sich wenig eignete, hatte man die stachlige Sisalagave der ursprünglichen Anlage hinzugefügt, um durch diese aussichtsreichste Kultur Ostafrikas die im Kokos erlittenen Verluste auszugleichen. So hatte sich hier ein Gelände gebildet, welches der Verteidigung einer befestigten Anlage günstig war. Hohe Palmen wehrten den Einblick und die überaus spitzen Stacheln des Sisal bildeten darunter ein Hindernis, das dem des Stacheldrahtes fast vorzuziehen ist. Diese gemischte Pflanzung nimmt auch den größten Teil der Nordostecke der gesamten Anlage ein, die unmittelbar an die englische Grenze stößt und zum Teil mit einigen Kautschukbeständen diese noch überschreitet. Auf der Ozeanseite schiebt ein Meeresarm, der die Insel Kirui vom Festland trennt, seinen wattartigen Strand dicht an dem einige Meter hohen Abfall des Ufers entlang, auf dem unmittelbar der Bestand von Kokos und Sisal beginnt. Mehrere kriekartige Ausbuchtungen greifen in das Land ein und sind, da sie sich zur Flutzeit mit Wasser füllen, für den alten, nahe dem Ozean entlang führenden Weg überbrückt. Das Nordende der Pflanzung erstreckt sich an dem 300 bis 400 Meter breiten Kriek entlang, der durch den Einfluß des Jubabaches in den Ozean gebildet wird. Auf der Grenze führt ein Weg entlang, von dem aus man in das britische Gebiet von oben hineinschauen kann, denn nach dem sumpfigen Grunde des Jubabaches fällt das Gelände etwa 20 bis 30 Meter tief ab und hebt sich auch bis nach dem etwa 10 Kilometer entfernten, an der Mündung des Umbaflusses gelegenen englischen Wanga nicht wieder. Das gesamte nach dieser Richtung befindliche, zeitweise, namentlich bei Flut, unter Wasser stehende Gelände ist sumpfig; nur ein Fleckchen, etwa in der Mitte zwischen Wanga und Jassin, ist etwas mehr erhaben und trägt einen kleinen Kokoswald sowie eine Zuckerfabrik, die das in dem tiefen Gelände vortrefflich gedeihende Zuckerrohr verarbeitet. In dem äußersten nordwestlichen Winkel liegt das kleine Dorf Jassin und etwas landeinwärts davon die Gebäude der Pflanzung, unter denen das „Konduktörhaus“, die Assistentenwohnung sowie die Sisalfabrik eine besondere Rolle in dem Gefecht spielen. Genau auf der Grenze befindet sich ein Vermessungsturm. Eine fast gerade, von Süd nach Nord verlaufende Straße, auf der sich eine Feldbahn befindet, zieht sich mitten durch die ganze Länge der Pflanzung, die obenerwähnten Gebäude berührend. Die ganze Anlage ist, wie bei Sisal allgemein üblich, schachbrettartig eingeteilt, und die einzelnen Felder sind durch mehrere Meter breite Wege voneinander getrennt.

Hier hatten sich die Engländer stark verschanzt. Sämtliche Wege waren durch meist halbkreisartig angelegte Schützengräben gedeckt. Die Gebäude am Nordende waren außerdem noch durch Eisenbahnschienen und mächtige Hanfballen, undurchdringbar für jedes Geschoß, befestigt, ebenso das von Nord nach Süd sich dehnende Dorf Jassin. All diese Anlagen hatte die rastlose Erkundungsarbeit der Abteilung v. Boemcken erforscht; nicht aber war es ihr bei der geschilderten Lage der Dinge möglich gewesen, den stärksten Teil der englischen Anlage zu erkennen, eine an die östliche Seite des Dorfes sich anlehnende rings umschlossene Schanze, mit dem Suaheliausdruck als Boma bezeichnet. Sie hatte eine nicht völlig, aber annähernd rechteckige Form, etwa 130 : 110 Meter im Umfang, und war mit vorzüglicher Technik bei glänzender Ausnutzung des Geländes so verdeckt angelegt, daß unsre Leute auf 60 bis 80 Meter stundenlang im heftigsten Feuer davorlagen und doch die Art der Anlage nicht zu erkennen vermochten. Hinter einer mehrere Meter hohen Brustwehr führte ein Schützengraben ringsum, an zwei Stellen an Termitenhügel herangeleitet, die ausgehöhlt und zu Maschinengewehrständen eingerichtet waren; eine 3 Meter hohe Rückenwehr deckte die Verteidiger auch von hinten gegen durchfliegende Geschosse; je ein zwei Stockwerk hoher Turm an der Südost- und Südwestecke, für Maschinengewehre und Schützen hergerichtet, gestattete das weithinreichende Bestreichen der gefährlichsten Stellen.

Wieder, wie in den Novembertagen bei Tanga, führten die Züge der Usambarabahn die Kompagnien vom Kilimandjaro an die Küste. In Mkotohovu, am Südende der Pflanzung, wurden die Truppen gesammelt; möglichst rasch und heimlich wurde alles vorgenommen, damit der Feind auch wirklich in seiner Stellung überrascht und durch Umzinglung festgehalten werden konnte.

Die Ausführung der sorgfältig berechneten Befehle für den Anmarsch war keine leichte Aufgabe; in mondlos finsterer Tropennacht ging dieser vor sich, und rechtzeitig um 5 Uhr morgens trafen sämtliche Kompagnien an den ihnen befohlenen Punkten ein. Der Feind hatte keine der vielen kleinen vorgeschobenen Stellungen, die auf den verschiedenen Wegen bei frühern Patrouillengängen jeder Annäherung ein Hindernis gewesen waren, besetzt gehabt; er hatte auch nicht, wie das vom Kommando befürchtet worden war, daran gedacht, sich der Umklammerung zu entziehen, noch auch hatte er die Besatzung der zunächst gelegenen Lager rechtzeitig zur Unterstützung aufgeboten. Offenbar hatte sein sonst sehr willfähriges Spionagesystem diesmal versagt; die Überraschung gelang. Die Kompagnien drängten hitzig vor und stießen um 5 Uhr früh fast unmittelbar auf die Hauptstellung des Feindes. Die Abteilung des Majors Keppler (11. und 4. Kompagnie) hatte den an der Küste entlang laufenden alten Weg zu verfolgen; sie fand zu ihrer Überraschung auch die leicht zu verteidigenden Übergänge über

mehrere mit Brücken versehene in das Land einschneidende kleine Krieke unbesetzt; den letzten Teil ihres Marsches legte sie auf flachem Strande zurück, das hohe Ufer zur linken Hand. Genau um 5 Uhr erstieg sie dieses mit linksum in Gefechtsformation, drang in den mit Sisal durchsetzten Kokoswald ein und sah sich nach wenigen Schritten landeinwärts von einem sehr starken Feuer begrüßt, das sie veranlaßte, Deckung zu nehmen. Bereits 5¼ Uhr hatte man bei der 11. Kompagnie erkannt, daß man vor einer festen englischen Boma sich befand und davon Meldung an das Kommando geschickt, die bedauerlicherweise ihr Ziel nicht erreichte.

Die mittlere Kolonne benutzte den breiten neuen Weg — wegen der auf ihr befindlichen Feldbahn allgemein die „Trollystraße" benannt. Vorneweg die 9. Feldkompagnie unter Hauptmann Otto, dann das Bataillon Schulz, bestehend aus der 13., 6. und 1. Feldkompagnie; dahinter die 7. Schützenkompagnie (102 Europäer) unter Hauptmann Demuth und daran anschließend die von Ochsen gezogene Artillerie: 2 Geschütze C/73 unter Hauptmann a. D. Hering, ein 4,7-cm-Schnellfeuergeschütz und eine Revolverkanone unter Leutnant d. L. Fromme.

Am weitesten nach Westen hatte die Abteilung Adler (15. und 17. Kompagnie) auszuholen, um von Nordwesten her auf der Grenze entlang kommend, den in Jassin stehenden Gegner am Ausbrechen nach Norden zu verhindern und einem etwa aus der gleichen Richtung zu erwartenden Entsatzangriff zu begegnen. Das Vorhandensein und damit auch die Lage der englischen Hauptbefestigung an der Westseite des Dorfes Jassin war zunächst nicht bekannt. Man ging deshalb auf die Verschanzung los, deren Lage ausgekundet war, und deren Verteidigung man zu erwarten hatte. Es waren dies der auf der englischen Grenze gelegene Vermessungsturm und südlich davon die Gebäude der Pflanzung, hauptsächlich sich zusammensetzend aus Fabrik, Konduktör- und Assistentenhaus.

In einiger Entfernung davon — auf der Höhe des Dorfes Jassin — ging die 9. Kompagnie aus der Marschlinie in Gefechtsformation über, zwei Züge links, ein Zug und die Maschinengewehre rechts der Trollystraße entwickelnd. Hier erhielt sie zuerst starkes Feuer von rechts her, zum Teil aus den Sisalagaven kommend, zum Teil von weiter her, also wohl aus der bis dahin noch nicht festgestellten Boma. Auf dieses Signal hin rückten, brennend vor Kampfgier, die Abteilung Schulz sowie die 7. Schützenkompagnie so rasch in die Schützenlinie ein, daß die einzelnen Züge der verschiedenen Kompagnien sich durcheinander schoben, so daß keine von ihnen völlig in sich geschlossen an den Feind herankam.

Die 15. und 17. Kompagnie hatten inzwischen, wie befohlen, den nach Norden hin ausholenden Bogen vollendet. Ein Zug der 17. nahm sofort Stellung mit der Front nach Nordwesten, um dem von hier zu erwartenden

Entsatzangriff der englischen Besatzung vom Lager Semanja begegnen zu können. Die übrigen Abteilungen der mittlern und westlichen Kolonne eröffneten aus Schützenlinien und Maschinengewehren das Feuer auf die englischen Stellungen und warfen alsbald den Feind im Sturmangriff aus seinen Verschanzungen am und im Vermessungsturm und hatten gegen 9 Uhr auch die Fabrik sowie die übrigen Pflanzungsgebäude genommen. Uns zum Vorteil hatten die Engländer ihre Schützengräben fast ausschließlich so angelegt, daß sie die an die Häuser heranführenden Wege bestrichen, indem sie es offenbar für unmöglich hielten, durch die Stacheln der Agaven erfolgreich angegriffen zu werden. Im allgemeinen wird jeder, der einmal unvorsichtig in ein solches Feld hineingeraten ist, diesem Gedanken mit voller Zustimmung recht geben; Stacheldraht ist eine Kleinigkeit gegenüber diesem lebenden Hindernis. Europäer und Askari aber nahmen es glatt, ohne daß wir zunächst besonders große Verluste erlitten. Man sah den Feind zum Teil in das Dorf Jassin flüchten; ein andrer Teil, etwa zwei bis drei Kompagnien Inder, welche die mehr nördlichen Teile der Stellung besetzt gehalten hatten, zogen sich eiligst in die buschbestandene Niederung des Zubabaches zurück und wurden hier von der 15. Kompagnie im weitern Verlauf des Gefechtes im Schach gehalten. Die andern Kompagnien sahen sich einem furchtbaren Feuer gegenüber, das vom Rande des Dorfes und weiter südlich davon auf sie gerichtet wurde. In dieser Zeit und Stellung hatten wir die erheblichsten Verluste, sowohl an Deutschen wie an Askari. Von den zehn weißen Chargen der 9. Feldkompagnie fielen zwei Offiziere, fünf weitere wurden mehr oder weniger schwer verwundet. Die 13. wechselte innerhalb zehn Minuten dreimal den Führer: Oberleutnant Spalding fiel, Leutnant Langen, sein Nachfolger, wurde schwer verwundet, und der von ihm den Befehl übernehmende Leutnant Oppen erhielt einen Streifschuß, konnte aber im Gefecht bleiben. Der Kompagniearzt Dr. Penschke wurde schwer getroffen, als er versuchte, seinen Kameraden zu Hilfe zu eilen. Die 11. und 4. hatten sich auf die Seeseite inzwischen in gedeckte Stellung geworfen und die hier von ihnen bereits erkannte englische Befestigung unter Feuer genommen; auch sie hatten, besonders an ihren Maschinengewehren, starke Europäerverluste (vier von fünf Europäern tot oder verwundet) und büßten außerdem ihren allgemein beliebten Abteilungsführer Major Keppler ein, der durch Hauptmann Stemmermann von der 11. ersetzt wurde. Die Boma der Engländer sowie das ihr ganz nahe gelegene Dorf Jassin waren nunmehr auf all den Seiten, wo ein Entkommen möglich gewesen wäre, umschlossen; auf 100 und weniger Meter lagen 11., 4., 6., Teile der 13. Feld- und 7. Schützenkompagnie rund herum in den Sisalfeldern; ein höllisches Feuer von einem unsichtbaren Gegner ward von unsern Askari trotz starker Verluste gleichmütig ertragen und in aller

Schärfe erwidert, obwohl jeder Kopf, der sich zeigte, von zahllosen Kugeln umpfiffen und bei den geringen Entfernungen auch nur gar zu oft getroffen wurde. An ein Vorwärtskommen war nicht zu denken, jeder Versuch dazu hätte in diesem Gelände und bei dem rasenden Feuer des Gegners zur Vernichtung der angreifenden Truppe führen müssen.

So stand die Sache gegen 10 Uhr morgens. Da nahte ein gefährlicher Augenblick: von Nordwesten her tönte Gewehrfeuer; es waren die Schüsse eines nach dieser Richtung vorgeschobenen Lauscherpostens der Araber unter Oberleutnant d. Sw. Hengstenberg, der dadurch, wie befohlen, das Herannahen des zu erwartenden Entsatzversuchs von Semanja her ankündigte.

Der Erfolg des ersten entschlossenen Angriffs auf die Pflanzungsgebäude hatte glücklicherweise die noch nicht sehr mitgenommene 17. frei gemacht. Sie nahm quer zur Grenze im Anschluß an den hier schon stehenden Zug des Leutnants Baldamus Stellung, hoch oben auf dem auch bis hier sich erstreckenden Geländerande, von wo der Blick über das buschbewachsene Zubatal hinaus die gegen Nordwest langsam wieder ansteigende lichte Buschsteppe umfaßte. Hier erschien der Feind in der Stärke von vier Kompagnien Inder und wurde auf 900 Meter von unserm Maschinengewehr- und Schützenfeuer erfaßt. Er zog sich, Deckung suchend, mit seinem linken Flügel in den dichtern Busch des Bachtales hinunter und näherte sich, teilweise den Zuba überschreitend, dem rechten Flügel der 17., den der Führer, Oberleutnant Weise, etwas zurückgebogen hatte, um dem gleichfalls auf ihn gerichteten Feuer des vom Vermessungsturm und Fabrik geflüchteten und hier zurückgehenden Feindes zu begegnen. Die Kompagnie hatte nicht unerhebliche Verluste, besonders unter den Europäern der Maschinengewehre, von denen zwei auf dem linken und drei von der 15. entliehene auf dem rechten Flügel standen. Nach fast dreistündigem Kampfe brach der feindliche Angriff zusammen, der Gegner flutete zurück und verschwand in dem dichten Busch der gegenüberliegenden Höhe — nicht einen Augenblick zu früh, da die Abteilung sich völlig verschossen hatte.

Inzwischen war die 7. Schützenkompagnie, welche besonders schwer gelitten hatte, als Reserve zurückgezogen; die 11., 4., 6. und ein Teil der 13. lagen vor der Hauptbefestigung des Feindes und dem Dorfe immer noch in einem bisweilen sich zu wilder Heftigkeit entwickelnden Feuergefecht begriffen. Der Rest der 13., die 9. und 6. war bis an den Steilabfall der Grenze vorgerückt, denn von dort aus sah man gegen 12 Uhr mittags den Hauptentsatzangriff des Feindes von Wanga her über die Niederung herannahen. Schon 7 Uhr 30 war hier ein erstmaliger Versuch abgewehrt worden. Jetzt hatten die Engländer aber offenbar alle Kräfte zu einem entscheidenden Unternehmen zusammengerafft und dazu auch die zurückgegangenen Teile der Semanjatruppen und diejenigen, welche von dem eigentlichen Gefechtsfelde gewichen

waren, zusammengenommen. Wohl acht bis zehn Kompagnien stark, mehrfach gestaffelt, drangen die Inder, bei denen nur sehr wenige europäische Führer sichtbar waren, heran und überschritten den Zubabach auf der dicht vor unsrer Stellung befindlichen Brücke, oder auch das nicht sehr tiefe Wasser durchwatend. Wohl 400 Mann gelangten auf das diesseitige Ufer, einige bis an den Abfall des Hanges, auf dem unsere Leute standen. Im ganzen aber brach der Angriff bereits auf etwa 200 Meter vor unserer Linie zusammen, und der Feind flutete in wilder Flucht über Zuckerfabrik und Kokoswäldchen nach Wanga zurück, den Boden des Kriefs mit Gefallenen besäend.

Das alles geschah unter den Mündungen der Geschütze zweier vor der Jassinbucht liegenden englischen Schiffe, eines geschützten und eines Hilfskreuzers. Man kümmerte sich unsererseits gar nicht darum; auch einen irgendwie bemerkbaren moralischen Eindruck auf unsere Askari brachten sie nicht hervor, da diese die völlige Wirkungslosigkeit aller bisher stattgehabten Beschießungen mit einer vollen Nichtachtung quittierten. Die Kriegsschiffe griffen im übrigen während des Gefechts gar nicht ein, da sie bei dem Durcheinander der Stellungen und der dichten Umklammerung, in die wir die Besatzung gelegt hatten, Gefahr liefen, ihre eigenen Truppen zu treffen. Auch die zwei Feldgeschütze, welche der Feind aus der Gegend der Zuckerfabrik jenseits des Zubaflusses eingreifen lassen wollte, konnten aus gleichem Grunde nicht zu einer Wirkung kommen. Ebenso war es auch unserer eigenen Artillerie aus derselben Ursache nicht vergönnt, eine größere Rolle zu spielen. Der Abweisung dieses in hohem Grade gefährlichen Entsatzangriffs, in dem ebenso große Kräfte entwickelt wurden, wie wir überhaupt auf dem ganzen Gefechtsfelde hatten, folgten im Laufe des Nachmittags noch zwei weitere Versuche aus der gleichen Richtung, die aber irgendwelchen Eindruck nicht mehr zu machen vermochten.

Im ganzen trat seitdem eine gewisse Ruhe ein. Die Kompagnien verharrten durchweg in den Stellungen, die sie bis dahin eingenommen hatten. Hier und da flackerte das Feuer noch wieder auf, besonders bei denjenigen Abteilungen, die rund um die englische Hauptbefestigung herumlagen, deren Charakter am Spätnachmittag endlich allseitig erkannt worden war. Die sie umschließenden Truppenteile brachten sich in etwas bequemere Stellungen, nur darauf bedacht, dem eingeschlossenen Gegner keine Gelegenheit zum Entweichen zu geben. Im übrigen blieb es auch hier, wie es war; es durfte nichts gezeigt werden, ohne daß der Feind aus den schmalen Schießschlitzen, in denen nur Gesicht und Arm des Gegners zeitweise sichtbar wurden, sofort ein wildes Feuer darauf eröffnete. So lag man, wie ein jeder bei Einbruch der Dunkelheit seine Stellung eingenommen hatte, die Nacht hindurch, das Gewehr schußbereit in der Hand — fast ohne jede Möglichkeit, Wasser oder Nahrungsmittel zu erhalten. Die Nacht verlief im ganzen ruhig. Kaum

aber graute der Morgen, schien man nachholen zu wollen, was in der Nacht versäumt war: ein Feuer so wild, wie es kaum in der hitzigsten Zeit des ersten Gefechtstages gehört worden war, jagte man sich gegenseitig in die Zähne, indem zugleich (5 Uhr 40) der eingeschlossene Feind einen Ausbruchsversuch in der Richtung auf die beiden einige 100 Meter nordöstlich stehenden kleinen Geschütze des Leutnants Fromme versuchte, die seit 5 Uhr früh etwa ihre Geschosse in die belagerte Stellung schleuderten. Der Ausfall wurde zurückgewiesen. Gleich darauf kurz nach 6 Uhr verstummte das eben noch rasende Feuer. Über dem feindlichen Fort erschien die weiße Flagge. Noch einmal fegte eines unserer Maschinengewehre über den Rand des Walles, da man nicht gleich überall das Zeichen der Ergebung sah, dann blieb es still. Oberleutnant Kempner von der 15. nahm den Parlamentär in Empfang.

Durch die Reihen unserer an der Trollystraße stehenden Truppen nahm die entwaffnete Mannschaft ihren Weg; gegen 300 Inder und etwa 100 Schwarze mit drei englischen Unteroffizieren, geführt von zwei englischen Hauptleuten. Es war ein Augenblick der Genugtuung für unsere tapfere Truppe, die bei schweren Verlusten mit bewundernswerter Ausdauer ihre Pflicht getan. Auch der Humor fehlte nicht; mehrere Kompagnien waren mit englischen bei Tanga erbeuteten Büchsen und Maschinengewehren bewaffnet, und des Feindes eigene Geschosse hatten geholfen, ihm diese Niederlage zu bereiten. Der eine englische Kapitän erkennt ein Maschinengewehr britischer Herkunft, er stutzt, dann greift er zu seinem Feldstecher und hängt ihn dem schweigend neben seiner Waffe stehenden Maschinengewehrführer, Vizefeldwebel Findeisen, um die Schultern.

Es war ein harter Kampf gewesen; auf unsrer Seite waren 19 Europäer im Gefecht gefallen, 41 verwundet von 244, die insgesamt an den Feind gekommen; von 1350 Askari waren 66 tot und 162 verwundet.

Vom Feinde hatte sich eine Brigade im Gefecht befunden, geführt vom Generalmajor Tighe; an Toten wurden gezählt 145 Inder, 70 Nubier, 2 Engländer. Beteiligt waren daran die 101. Grenadiere, 108. Infanterie, 2. Kashmir Rifles, 1. Regiment Imperial Service und die Askari vom 1. Kings Rifles. Auffällig war die geringe Zahl der Engländer; es ist nicht unwahrscheinlich, daß einige Gefallene während der Nacht in der Boma beerdigt worden sind; andere scheinen unter dem Schutze der Dunkelheit während der Ebbe durch die Mangroven seewärts geflüchtet zu sein; groß aber war die Zahl der weißen Feinde auf keinen Fall, wie ja auch bei den an der Grenze zurückgewiesenen Kompagnien nur ganz vereinzelte englische Führer gesehen wurden.

Dem Feinde nach Norden zu folgen, vermochte die Truppe nicht; sie wäre im ungünstigen Sumpfgelände auf einen Gegner gestoßen, der immer noch um das Mehrfache stärker war als unsere tieferschöpften Kompagnien. Hier

und da beschossen sich noch einige Patrouillen, und nachdem durch die auf Ehrenwort erfolgte Entlassung der gefangenen englischen Offiziere das Ende der Jassinbesatzung bekanntgeworden war, begannen die beiden englischen Kriegsschiffe ein bis tief in die Nacht hinein dauerndes Feuer auf die von uns eroberten Stellungen, das, wie immer bisher, völlig ergebnislos war.

Der Kommandeur nahm die Truppe nach Mtotohovu zurück, um ihr die wohlverdiente Ruhe nach langer Tag- und Nachtarbeit zu gönnen. Nur die 15. und 17., die am wenigsten gelitten hatten, und die weniger langen Reise- und Marschanstrengungen ausgesetzt waren, blieben in den eroberten Stellungen und in den gegen den Juba zu schnell aufgeworfenen Schützengräben. Der Feind hielt sich zunächst in seinen Verschanzungen von Semanja, am Umba und bei Wanga. Abgesehen von kleinern gegenseitigen Schießereien fand nur noch eine Art Demonstration unserer Artillerie unter Beigabe der 13. Kompagnie gegen Semanja statt.

Hin und wieder schossen die englischen Kriegsschiffe aufs Geratewohl einige wirkungslose Granaten in das Gelände. Als dann am 22. Januar noch ein weiterer geschützter Kreuzer erschien, zog der Kommandeur die beiden Kompagnien eine halbe Stunde landeinwärts südlich der Grenze zurück und überließ deren Bewachung lediglich einer dünnen Vorpostenkette. Obwohl die Engländer noch in ihren genannten Verschanzungen verharrten, blieb vorläufig alles ruhig. Vom 28. Januar ab aber trafen unsere Patrouillen keinen Gegner mehr; sie stießen ins Leere. Am 6. Februar wurde festgestellt, daß die Engländer das gesamte Gelände geräumt und sich bis Gazi, ca. 60 Kilometer nördlich ihrer Grenze, zurückgezogen hatten. Der Abmarsch mußte überstürzt, fast fluchtartig erfolgt sein, da die Wege mit weggeworfenen Lasten überstreut waren. Überall, in Semanja, Jego, Jiriwe, im Umbacamp, bei Wanga und in dem von uns im Oktober schon einmal genommenen Wanga fand man starke Befestigungen vor, die vorzüglich für die Verteidigung eingerichtet waren. Dadurch wurden die Aussagen der Gefangenen bestätigt, welche ergeben hatten, daß 22 Kompagnien Inder uns direkt gegenübergestanden hatten, indes insgesamt zwischen Mombassa und Jassin 40 Kompagnien aufgestellt gewesen waren.

Um den Kilimandjaro.

Der am Longido am 2. November 1914 erfochtene Erfolg wurde den bei Tanga stehenden Truppen, welche in Erwartung des feindlichen Angriffs waren, noch am 4. November früh bekannt und trug nicht unwesentlich dazu bei, den Willen zum Siege auch dort unten an der Küste zu beleben. Trotz allem aber gab das Kommando am 5. November den Befehl zur

Räumung des Berges. Die feindlichen Angriffskräfte hatten sich als sehr bedeutend erwiesen; richtig eingesetzt, konnten sie den Berg, wenn nicht erobern, so doch umgehen und von allen Verbindungen abschneiden, zumal man noch nicht wissen konnte, welche Kräfte gegen die bei Tanga zurückgeschlagene Übermacht anderswo nötig werden würden. Der Westkilimandjaro, der Meru und der Bezirk Aruscha würden dann einem Angriff völlig offen gelegen haben, durch den unsere gesamte Kilimandjarostellung ins Wanken hätte geraten müssen. Deshalb wurde das Lager an den Westhang des Kilimandjaro zurückgezogen, dorthin, wo unter der Farm Weber das Flüßchen Engare Nairobi, aus dem Urwald des Vulkans entspringend, seinem raschen Durstestod in der Steppe entgegeneilt. Hier bezog Major Kraut mit der 9. Schützen-, der 10. und 21. Feldkompagnie hinter der Deckung einiger scharf aus der Ebene sich erhebender Hügel ein gut befestigtes Lager, welches sämtliche in Frage kommenden Anmarschwege deckte.

Die Engländer bauten inzwischen einen guten Fahrweg bis an den Longido und sprengten eine Straße aus, die auch Kraftfahrzeugen den Aufstieg in die Höhe des Berges gestattete. Nach diesen Vorbereitungen wurde er Ende November von ihnen besetzt; ihre Lager befanden sich in der kesselartigen Einsenkung der Hochfläche des Berges sowie an dessen südlichstem Punkte, dem sogenannten „Schwarzen Stein", woselbst sie an dem gleich darauf in der Ebene versiegenden Flüßchen eine Badeanstalt und einen Gemüsegarten anlegten. Durch unsere Streifabteilungen wurde festgestellt, daß hier sowie in den Lagern Namanga, Low Hill und Kitongoi am Südostabfall des Erokberges im ganzen etwa 5000 Mann sich allmählich ansammelten. Demgegenüber hatte Major Kraut mit seinen vier Kompagnien im Lager von Engare Nairobi einen harten Stand in der Sicherung der Linie, die insgesamt eine Ausdehnung von 200 Kilometer Länge aufwies. Trotz der eifrigen Patrouillengänge konnte es deshalb den Engländern auch gelingen, am 27. Januar 1915 unsere ganze Postenkette vom Olmolog nördlich des Kilimandjaro bis an den Oldonje Sambu nordwestlich des Meru unvermutet anzugreifen. Als sie trotz der Überzahl überall erfolgreichen Widerstand fanden, gingen sie nach mäßigen Verlusten auf beiden Seiten, ohne irgendwelchen Erfolg gehabt zu haben, wieder zurück.

In dieser Zeit litten wir durch die zugunsten der Engländer betriebene Spionage der Massai. Der Versuch, ihr eine ebensolche entgegenzusetzen unter Leitung des frühern Burenkommandanten Krantz, eines Deutschen, der jetzt Farmer am Kilimandjaro war, mißlang vollständig, da die Leute sich zwar von uns gern entlohnen ließen, aber doch für die Engländer, die wahrscheinlich noch besser bezahlten, arbeiteten. In den Rahmen der Tätigkeit dieser Massaispionage fällt auch die falsche Nachricht von dem Anrücken einer japanischen Abteilung, die ein nicht geringes Aufsehen hervorrief, vom Kriegshumor

„Der Japanerschreck“ genannt. Man nahm nachher an, daß es sich um die gleichfalls schlitzäugigen Gurkhas gehandelt haben könnte, aber es ist ebenso wahrscheinlich, daß die Engländer ihre Doppelspione nur zu der Überbringung einer für uns schreckhaften Kunde benutzt hatten. Der Dienst der Massai nahm damit ein Ende, man verließ sich in Zukunft auf das, was deutsch geführte Patrouillen berichteten, die eine ganz hervorragende Unterstützung fanden in den bei uns eingetretenen Buren. Wie früher der Erokberg, wurde jetzt der Longido nächtlicherweile erstiegen, um die Zahl der Gegner zu erkunden, und Patrouillenritte um beide Berge herum wurden ausgeführt.

Die letztern nahmen einen erheblich größern Umfang an, nachdem ein kecker Streifzug gelungen war, auf dem das gesamte Pferdematerial einer am Erok liegenden englischen Schwadron abgetrieben wurde. Die kühne Unternehmung war durch die Buren Nieuwenhuizen und van Rooye vorbereitet. Man wußte, wo die Reiter ihre Pferde unter Bewachung eines einzelnen Mannes zur Tränke führen ließen, und baute darauf den Plan; bis auf einige Stunden ritt man an diese Stelle heran, dann ging der übrige Teil der Patrouille mit sämtlichen Pferden zurück, indes zwei Deutsche und zwei Buren ihre Sättel und das Zaumzeug auf ihren Köpfen bis in die Nähe der Tränke trugen. Genau wie vorgesehen, kam der Engländer mit seiner Pferdeherde heran und sah sich, selbst in dieser friedlichen Gegend unbewaffnet, plötzlich einem Gewehrlauf gegenüber. Warum er statt der früher beobachteten 71 heute nur 67 Pferde hütete, entschuldigte der Überraschte mit Revierkrankheit. Rasch wurden die Sättel auf die Führertiere gelegt, der Gefangene mußte auf ungesatteltem Roß die Reise mitmachen, und mit Hurra ging es davon, unter den Augen der Engländer, die, plötzlich in Infanterie verwandelt, ihren Gäulen nur ein Lebewohl zuwinken konnten. Der Gefangene, den man seiner Verdienste halber abwechselnd auf einem Sattel reiten ließ, malte in immer wiederholten Erzählungen das Gesicht aus, das sein Schwadronschef gemacht haben müßte, als er seine Reittiere von dannen stieben sah.

Mit den so gewonnenen Pferden wurde Mitte März eine neue — die 8. — berittene Schützenkompagnie unter Befehl des zufällig im Schutzgebiet anwesenden Südwestafrikaners Hauptmann v. Boemcken aufgestellt. Die Führung der 9. ging an Oberleutnant z. S. a. D. Büchsel über, so daß nunmehr im Engare-Nairobi-Lager sich im ganzen vier Kompagnien befanden, und zwar nach anderweitiger Verwendung des Majors Kraut unter dem Oberbefehl des Majors Fischer. Eine unmäßig starke Regenzeit in Verbindung mit ansteckenden Krankheiten für Menschen und Tiere veranlaßte Mitte April die Engländer zur Räumung des Longido. Eine aus den beiden berittenen Schützenkompagnien zusammengesetzte Abteilung unter v. Boemcken stellte fest, daß nicht nur dieser Berg, sondern auch der Erok

völlig frei vom Feinde war. Erst das Bisillager 60 Kilometer nördlich des Erok wurde durch eine kleine Patrouille unter Leutnant d. R. v. Knebel und Unteroffizier Hugo König (beide Pflanzer) als besetzt festgestellt. Diese Unternehmung bei furchtbarstem Unwetter und fast ohne jede Verpflegung brachte aus den verseuchten ehemaligen Lagerstätten des Gegners den Typhus auch in die Reihen unserer Leute. Doch verliefen die einzelnen Fälle im allgemeinen milde, und infolge der klimatisch vortrefflichen Gegend war der Gesundheitszustand ein guter.

Ein Dutzend Askari unter Leutnant a. D. Freund und unter Unteroffizier Fritz König (beide Pflanzer) besetzten den Longido, der als Ausgangspunkt für die nun folgenden großen Streifen benutzt wurde. Von hier aus gelang es der Abteilung des Leutnants v. Knebel Mitte April, die Ugandabahn zu erreichen und eine Eisenbahnbrücke bei der Station Kiu zu sprengen. Fast 200 Kilometer von der Operationsbasis entfernt, wurde die kühne Tat ausgeführt, bei der sich der später gefallene Vizefeldwebel d. L. Kinzelbach, wie gar mancher andere der Genannten, ein ehemaliger Kolonialschüler aus Witzenhausen, ganz besonders auszeichnete. Auch die Magadibahn wurde erreicht und gesprengt, und zwar zuerst durch eine Patrouille der 9. Schützenkompagnie, die aus dem Oberleutnant Boell, Vizefeldwebel Schmidt, Denicke, Truppel und dem 17jährigen Pflanzer Kaufmann bestand, sämtlich bis auf den Führer Pflanzer oder Ansiedler. Ende Mai erreichte gar die gesamte 9. Berittene unter Oberleutnant Büchsels Führung die Station der Magadibahn, Kampinanjuki. Von den Anforderungen, welche diese Unternehmungen an Pferd und Mann stellten, kann der Unbeteiligte sich kaum einen Begriff machen. 150 Kilometer von den Lagerplätzen entfernt, mußten die Ziele aufgesucht werden; alles, was der Reiter mitführen durfte, beschränkte sich auf das Fassungsvermögen der Satteltaschen; in einer Gegend, in welcher der Lebensunterhalt lediglich von der Jagdbüchse bestritten werden konnte, war man wochenlang unterwegs; die Wasserlosigkeit der Trockenzeit verlangte ununterbrochene Ritte von 24 Stunden; noch schlimmer fast waren die Sümpfe und Wetterunbilden der Regenzeit. Wenn dann im Gefecht, wie es den Leutnants v. Schrötter und Mickel zustieß, gar die abseits geführten Pferde verloren gingen, so waren die Aussichten, die die Rückkehr bot, fast gleichbedeutend mit dem Tode. Nur stahlharte Männer, wie das Land, der Krieg, der Haß gegen England sie zeitigte, waren imstande, all dem furchtlos entgegenzuschauen.

Als Mitte Juni die Wasser der Regenzeit sich verlaufen hatten, rückten die Engländer wieder auf den Erokberg vor; Hindernisse gab es für sie auch in der Trockenzeit nicht, da sie vortrefflich beritten waren, sowie mit ihren zahlreichen Kraftwagen überall Wasser mit sich führen konnten. Major Fischer verlegte deshalb sein Lager vom Kilimandjaro nach Oldonje

Sambu an der Nordwestecke des Meru. Nur die 8. Berittene hütete bei Geragua den unmittelbar nach Moschi führenden Weg. Sie konnte zugleich die Straße nach Moschi sperren, sowie Aruscha decken, und damit war auch dem Vorstoß auf die Mittellandbahn ein Hindernis entgegengesetzt.

Vorsicht war in dieser Beziehung geboten, da aus allen Maßnahmen der Engländer hervorging, daß irgend etwas im Werden sei. Das erneute englische Vorgehen in der Richtung auf den Longido sprach dafür, und glaubwürdige Spähernachrichten gaben Grund zu der Annahme, daß eine größere geschlossene Streitmacht im Anzuge sei. Der überraschend schnelle Zusammenbruch des deutsch-südwestafrikanischen Widerstandes im Juni 1915 bestärkte diese Anschauung, da man annehmen konnte, daß die dort frei gewordenen Truppen der südafrikanischen Union, die nur wenig gelitten hatten, sofort nach Ostafrika überführt worden seien. Damals wurde vom Kommando den Frauen und Kindern der im Felde stehenden Pflanzer der Rat gegeben, sich eilends aus dem bedrohten Gebiet zurückzuziehen, ohne daß man ihnen Beförderungsmittel und Zufluchtsstätten nachweisen konnte. Es war eine Zeit ängstlicher Besorgnis und Bestürzung, die man als den ersten „Bauernschreck" bezeichnete. Die Frauen und Kinder blieben, weil sie nicht fortkonnten, wo sie waren, was ja später auch im Augenblick der wirklichen Entscheidung als das Vernünftigste angeordnet wurde, und sorgten für Haus und Hof sowie für die Verpflegung der Truppen.

Die Gefahr erwies sich zunächst als übertrieben, aber wir bemerkten alsbald, daß der Feind in seiner alten Stellung auf dem Longido sich wieder eingenistet hatte und größere Unternehmungslust als zuvor bezeigte. Eine starke Offizierspatrouille unter Leutnant d. R. Trappe, die mit der leider eingerissenen Achtlosigkeit ihren Weg durch die Steppe machte, wurde beim Abkochen am „Schwarzen Stein“ fast völlig aufgerieben, alle Reittiere, für uns so kostbar, gingen verloren, und nur zwei Mann, der Unteroffizier d. L. Thiele und der Bur Botha, kehrten zurück.

Zu gleicher Zeit wurde der Posten bei Engaruka angegriffen, der am Grabenrand gelegen und dazu bestimmt war, feindliche Versuche, die vom Ende der Magadibahn ausgehen konnten, zu beobachten. Von hier aus hatten die Engländer einen verhältnismäßig nahen Weg auf die Linie, welche Aruscha über Ufiome und Kondoa-Irangi mit der Mittellandbahn bei Dodoma verbindet. Es schien danach, als ob sie hier den Weg auf diese suchen wollten. Die starke indische Reiterabteilung, die hier erschien, wurde von 3 deutschen und 8 farbigen Soldaten unter erheblichen Verlusten zurückgewiesen.

Damit nahm vorläufig diese erneute Angriffsneigung der Engländer ein Ende. Im Westen nicht allein, sondern auch im Osten des Kilimandjaro verhielten sie sich ruhig; offenbar waren sie ausschließlich bestrebt, die für die Zwecke des spätern umfassenden Angriffs bestimmte Kriegsbahn von Voi an der Ugandabahn vorzuschieben und vor unsern Zerstörungsversuchen zu schützen.

Auch an all den andern weit gestreckten Grenzen unsers Gebietes trat keine ernstliche Bedrohung unsers Besitzstandes in Erscheinung. Im Gegenteil, wo Unternehmungen stattfanden, waren wir fast ausschließlich der angreifende Teil und, abgesehen von dem Verluste des Longido, hatten wir nirgendwo den Gegner im Lande, sondern standen unsererseits an mehreren Stellen auf feindlichem Boden. So ruhig war es, daß wir Truppen genug übrig hatten, einen Vorstoß an die Ugandabahn auf einem Wege zu versuchen, der bislang noch gar nicht in Betracht gekommen war. Die 9. berittene Schützenkompagnie unter Oberleutnant Büchsel erhielt den Auftrag, den Grabenrand zu ersteigen und durch die auf dessen Höhe gelegenen Steppen gegen Naiwascha, den Hauptort des englischen Farmbezirkes, vorzugehen. Der Weg führte westlich von Aruscha in das wunderbare Hochland der Riesenkrater und von hier aus nördlich durch die Serengeti- und Ndassekerasteppen in das englische Massaireservat. Der eigentliche Zweck des Zuges wurde nicht erreicht, weil die zahlreichen Eingeborenen den Anmarsch zu frühzeitig bemerkten und verrieten. Büchsel mußte umkehren, vollzog aber auf dem Rückmarsche die Bestrafung der am Grabenrand wohnenden Wasonjo, welche im Beginn des Krieges den Feldwebel Bast an die

Engländer verraten hatten. Besondere Ereignisse fielen nicht vor, wohl aber versuchten die bisherigen alleinigen Herren der unbewohnten wildreichen Hochsteppen, der Löwe und das Nashorn, ihr Hausrecht zu wahren. Mehrfach durchbrach das letztere die Marschreihen der Kompagnie mit seinem stürmischen nicht rechts noch links blickenden Angriff. Von einer reitenden Patrouille aufgescheucht, warf sich eine alte Löwin auf den Führer der Abteilung, der nach einem Fehlschuß vom Pferde herab von ihr verfolgt wurde. Es handelte sich nur noch um Augenblicke, die ihn von dem Prankenhiebe trennten, als eine Kugel des Buren Botha dem langen Sprunge der Bestie im rechten Augenblick ein Ziel setzte.

Als die zahlreichen Farmer der 9. Berittenen in ihrem damaligen Standquartier, dem weiten waldumgebenen Ngorongorokrater, wieder ankamen, gaben sie ihrer Verwunderung Ausdruck darüber, daß es bisher gelungen sei, die Vortrefflichkeit des von ihnen durchzogenen deutschen Gebietes geheimzuhalten. Hier erst sei das wahre Siedelungsland der Kolonie, wie geschaffen zur Rinderhaltung und Zucht des Wollschafes, besser dafür geeignet als irgendeine Gegend von Südafrika, das einzelne kannten.

Doch es mußte bei der Bewunderung bleiben, denn der nimmer endenwollende Krieg forderte sein Recht. Die Kompagnie bekam in dem Leutnant Freiherrn v. Lynker einen ehemaligen Reiteroffizier zum Führer, der die durchaus notwendige bis jetzt nicht in Angriff genommene kavalleristische Ausbildung in einem Standlager am Meru durchzuführen hatte.

Im Verlaufe der nächsten Zeit machte sich der nordwestlich vom Kilimandjaro sitzende Feind wieder bemerkbarer. Ein Zug der 8. Feldkompagnie unter Oberleutnant Bauer und Oberveterinär d. R. Huber stieß am „Schwarzen Stein“ in der Longidosteppe auf zwei Kompagnien Inder, die mit starken Verlusten an Toten und Gefangenen geschlagen wurden, indes wir wesentlich geringere Einbußen hatten, darunter allerdings die beiden Führer schwer verletzt. Es war dieses offenbar nur eine Erkundungsabteilung des Feindes gewesen, denn der Longido war damals noch nicht wieder in stärkerem Maße vom Feinde besetzt. Dies geschah erst ungefähr um den Wechsel des Jahres herum, nachdem schon einige Zeit vorher durch unsere Patrouillen immer mehr anwachsende Truppenmassen des Gegners in den Lagern am Erok festgestellt waren. Im Januar 1916 traf eine zehn Mann starke Streifabteilung unter Oberleutnant Freund auf die nach dem Longido zu in der Stärke von 1000 Mann vormarschierenden Engländer. Im nächtlichen Feuerüberfall schoß er ihnen die Spitze weg, aber die erneute massenhafte Besetzung des deutschen Berges war mit den zur Verfügung stehenden Truppen nicht zu verhindern, und damit hatten die Engländer eine Stellung gewonnen, von der aus sie später die für den Krieg in der Kolonie entscheidende Umgehungsbewegung antreten konnten.

Major Fischer änderte deshalb jetzt seine Aufstellung, er legte sein Hauptaugenmerk wieder auf die Einsattelung zwischen Kilimandjaro und Meru, durch welche die Engländer hindurchstoßen konnten, wenn sie dem bei Moschi liegenden Hauptteil der Schutztruppe in die Flanke oder gar in den Rücken zu fallen gedachten: die 9. Schützenkompagnie erhielt den am meisten vorgeschobenen Posten nordwärts vom Meru am Nanjukisumpf, indem sie so als Sicherung für Aruscha diente, zusammen mit der aus Europäern und farbigen Polizeisoldaten zusammengesetzten „Abteilung Aruscha“ unter dem Leutnant d. R. Bezirksamtmann Kaempfe. Die 8. Schützenkompagnie lag am Nordausgang der Einsattelung in Geraragua nahe dem Hange des Kilimandjaro; dahinter war die übrige Streitmacht gestaffelt, die inzwischen um weitere fünf Feldkompagnien verstärkt war. Wieder stiegen kecke Patrouillengänger wie die schon genannten Buren, ferner die Reiter Truppel, Dornier, die Palästinenser G. und B. Blaich nächtens in die Waldschluchten des Longido, um Stärke und etwaige Absichten des Feindes durch Augenschein zu erkunden. Die alten Vorposten vor dem Longido in der Steppe wurden wieder besetzt und zahlreiche Streifabteilungen weit über den Berg hinaus geführt, bei denen die Unteroffiziere und Reiter Obst, Fritz König, Mittag sich besonders auszeichneten. Im Februar 1916 aber begannen die Engländer sich auch ihrerseits weiter vorzuwagen. Der kleine Posten Ngasserai in der Longidosteppe, der von Oberleutnant Freund und Unteroffizier Fritz König mit wenigen Leuten besetzt war, wurde von einer starken indischen Abteilung überfallen. In erbittertem Kampfe hielten die wenigen Leute sich so lange, bis durch Heliosignal die 24 Kilometer rückwärts stehende Kompagnie herangerufen werden konnte. Die vortreffliche kavalleristische Ausbildung dieser Lynkerschen Abteilung zeigte sich darin, daß sie, noch ehe zwei Stunden vergangen waren, den Feind in der Flanke und im Rücken faßte und mit schweren Verlusten aus seinen Stellungen herauswarf. Bereits dieser Vorstoß, der anscheinend noch viel weiter hatte gehen sollen, und alle Erkundungen unsererseits, die im Laufe des Februar angestellt wurden, deuteten darauf hin, daß ein Vormarsch mit starken Kräften bevorstehe.

Während der Westkilimandjaro in den Novembertagen besetzt geblieben war, hatte die Schlacht bei Tanga fast die gesamte deutsche Truppenmacht aus der östlichen Steppe an die Küste gezogen. Es war ein Glück, daß die Engländer damals ihre Aufmerksamkeit ausschließlich dieser großen Unternehmung zuwandten, und daß ihr ungeheurer Mißerfolg ihre Kräfte für eine gewisse Zeit lahmgelegt hatte, denn erst allmählich im Zusammenhang mit der Neubildung von Schützen- und Askarikompagnien konnten wir die Besetzung dieses Gebiets wieder zu einem erheblichen Umfange bringen. Trotz dieser zeitweisen Schwäche der Truppe aber war die ganze Zeit ausgefüllt gewesen durch die Bewegungen von kleinen Streifabteilungen, welche

neben der Beobachtung des Feindes eine gute Kartenaufnahme des Geländes zum Zweck hatten. Einer der tätigsten Offiziere in dieser Beziehung, der Leutnant d. R. Landmesser Knorr, fiel auf einem seiner Patrouillengänge mit dem Vizefeldwebel Wehner und einigen Askari. Da unsre Leute längere Zeit die abgelegene Gegend, in der der mutige und erfolgreiche Führer seinen Tod gefunden hatte, nicht aufsuchen konnten, erkundigte man sich bei einem in andern Angelegenheiten erscheinenden englischen Parlamentär nach dem Schicksal der Toten. Jener gab an, daß sie gefunden und mit allen militärischen Ehren bestattet seien. Tatsächlich aber entdeckten unsere Patrouillen Monate später die an den Goldfüllungen der Zähne kenntlichen Überreste des Offiziers an dem Platze, an dem das Unglück sich ereignet hatte, und erst jetzt wurde ihm mit dem Gefährten durch die eigenen Kameraden ein Grab in der Steppe zuteil.

Der Kampf um Jassin am 18. Januar zwang, zum zweiten Male die ganze Gegend zu entblößen; doch war es damals mit weniger Gefahr verbunden, da Taveta inzwischen befestigt worden war. Drei nebeneinander befindliche, nördlich von dem eigentlichen Ort gelegene Hügel wurden durch eine Linie von Schützengräben umzogen; Laufgräben und bombensichere Unterstände für Maschinengewehre, unterirdische Vorratsräume und Verbandplätze sicherten die Verteidiger, alles in den festen Lavaboden eingegraben oder hineingehöhlt; mit der Wünschelrute festgestellte, reichliches Wasser liefernde Brunnen wurden angelegt und alles getan, um den wichtigen Punkt möglichst uneinnehmbar zu machen. Anfang März 1915 waren diese Arbeiten im großen und ganzen vollendet.

Um diese Zeit scheinen die Engländer ihrerseits daran gedacht zu haben, auch hier eine größere Vorwärtsbewegung zu machen; wenigstens zeigte sich bei ihnen eine wenn auch geringe, so doch ungewohnte Tätigkeit, und später aufgefundene Briefe ließen erkennen, daß man tatsächlich Anfang März einen Vorstoß beabsichtigt, aber wieder aufgegeben hatte. Dieser hatte sich, wie es schien, auf das Gebiet um Rombo, also den deutschen Ausgangspunkt für die Linie des Tsavoflusses, richten sollen, der gerade um diese Zeit von jeder stärkern Besatzung unsererseits entblößt war. Die Engländer mußten wohl durch Spione gut von diesem Zustande unterrichtet sein, als sie sich anschickten, auf diesem Wege unsere Tavetastellung zu umfassen. Gegen ihr Erwarten fanden sie jedoch einen Gegner; die kleine Patrouillenabteilung des kriegsfreiwilligen Oberstleutnants a. D. v. Bock, der mit drei Europäern und 1½ Dutzend Askari der heranrückenden indischen Kompagnie von 150 Mann Stärke in dichtem Dornbusch entgegentrat. Die englischen Führer und sieben Inder fielen, mehrere wurden gefangen, der Rest aber flüchtete unaufhaltsam zurück, eine zweite gleich große Abteilung, die in einiger Entfernung dahinterlag, mit sich fortreißend. Damit fand diese Vorwärtsbewegung des Gegners ein vorläufiges Ende.

Von unserer Seite wurde jetzt von Marangu, über Rombo den Engare Len abwärts von zwei Kompagnien eine Automobilstraße gebaut, die uns an die Hauptstellung des Feindes am Tsavo und, wenn möglich, an die große Tsavobrücke der Ugandabahn hinanführen sollte. Gedeckt wurde dieser Straßenbau durch die vorgeschobene 3. und 13. Feldkompagnie, denen später noch die 4. beigegeben wurde. In der nächsten Nähe des großen englischen Lagers am obern Tsavo in der Nyiristeppe spielten sich in den Monaten April und Mai eine fast gar nicht abreißende Kette kleinerer Gefechte ab, in denen die Engländer dauernd starke Verluste an Europäern, wir dagegen nur einen Deutschen als tot zu beklagen hatten. Durch diese Unternehmungen, an denen besonders Hauptmann Dörings 3. Feldkompagnie beteiligt war, wurden die hier noch stehenden Inderabteilungen vertrieben, und mit ihnen verschwanden auch die Massai, welche teilweise als Spione des Feindes, teilweise auch wegen der Weide sich hier aufgehalten hatten.

Die ganze Nyiristeppe bis an die Ongoleaberge wurde damit vollständig frei von Menschen, so daß nun die Möglichkeit gegeben war, bis auf die Höhen zu gelangen, ohne daß dem Feind die Annäherung an die Ugandabahn kund wurde. Das Gelände jenseits des Gebirgszuges war vollkommen unbekannt; die Wasserverhältnisse diesseits überall schlecht; trotzdem war es östlich vom Kilimandjaro die beste Gelegenheit, vorzustoßen, die Hauptmann a. D. Augar mit der 13. Feldkompagnie auszunutzen Ende April 1915 den Befehl erhielt. Von der letzten Wasserstelle, die sich am Loosoitofluß, ein Tagemarsch nordwärts von dem Lager Casseni bei Rombo, befand, mußte im günstigsten Falle auf eine viertägige Abwesenheit in der völlig unbekannten und voraussichtlich wasserlosen Gegend gerechnet werden. Es durfte also nicht eine allzu große Anzahl Menschen dazu verwandt, und für deren Unterhalt mußte aufs sorgfältigste alles vorbereitet werden. Hauptmann Augar suchte seine besten Leute aus: 4 Deutsche, 20 Askari und ebensoviel Träger. Da man unterwegs, um sich nicht zu verraten, nicht kochen durfte, mußte fertiges Essen mitgenommen werden, ebenso Wasser, und zwar zwei Liter auf den Kopf und den Tag. Am 25. April nachmittags wurde der Marsch angetreten in der Richtung auf eine paßartige Einsenkung der Ongoleaberge, die zugleich als Wegemarke diente; der Marsch führte durch eine völlig wegelose, prachtvolle, lichte Baumsteppe, die dem Vorankommen keine Hindernisse bot, wenn man die eingestreuten Flächen rauhen Lavabodens umging. Alles war belebt von einer schier unglaublichen Menge Wild, denn hier war englisches Jagdreservat; aber geschossen durfte nicht werden, weil der Knall der Büchsen doch hätte zum Verräter werden können. Nur einmal ließ es sich nicht umgehen: ein schuppiges Nashorn versperrte drohend den Pfad und gab ihn erst frei, als eine kleine Salve es in den Sand gestreckt. Am 26. Mai mittags wurde die Paßhöhe

erreicht; auch hier kein Weg, dagegen ein paar Pfützen Regenwasser, das trotz zweifelhaftesten Aussehens eine willkommene Ergänzung des dahinschwindenden Vorrats war. Von hier aus mußte die Station Kibwezi rund zehn Marschstunden genau östlich liegen. Weithin schweifte der Blick über grünes, unendlich scheinendes Buschland; doch genau östlich, also in der Richtung, die gegangen werden mußte, ragte ein Berg von unverkennbarer Form empor, auf seiner Spitze eine englische Signaleinrichtung tragend; er wurde als Wegemarke ausersehen, und hinunter ging's in das unbekannte weithin verschwimmende Grün. Bald aber zeigte sich, daß die Ongoleavulkane der Vorzeit ihr hellblaues Magma mit größter Wucht nach dieser östlichen Seite ergossen hatten. Ununterbrochen ging der Marsch über die Lavafelder, die nicht umgangen werden konnten; ohne Weg und Steg, bis man einem stärker ausgetretenen Nashornpfade zu folgen vermochte, offenbar die einzige Tierart, deren Ruppigkeit dieser Grund und Boden zusagte. Die Lavafelder waren von tiefen Furchen durchzogen, aus denen Buschgrün aufsproßte: so blieb die kleine Abteilung zwar gegen Sicht gedeckt, aber verlor auch die Wegemarke vollständig aus den Augen. Die Sandalen der Träger, die Stiefel der Askari und Europäer gingen in Fetzen an den scharfen Lavabrocken, aber trotz wunder Füße hielt die ausgesuchte Mannschaft aus. Plötzlich stieß man nachmittags am 26. Mai, eingebettet in das ununterbrochene Lavafeld, wie eine Oase in der Wüste, auf einige Hütten inmitten eines kleinen Feldes. Es gelang, einen alten Mann zu ergreifen, der als Führer dienen mußte, aber um so ängstlicher war, als er eine keinem unserer Farbigen bekannte Sprache redete; doch es gelang, ihm klar zu machen, was man von ihm verlangte. Um 6 Uhr abends wurde auf einer ähnlichen, nur größern Lavamasse eine Ansiedlung der Wakamba erreicht, die gerade dabei waren, mit Tanz und Trommelschlag ein Fest zu feiern; hier wurde drei Stunden lang gerastet, verborgen im Busch, damit nicht die aufgescheuchte Bevölkerung dem Feinde Kunde bringe. Nach Aufgehen des Mondes ging es unter Führung des Alten weiter, jetzt aber in südöstlicher Richtung, die schon längst zum Ziele hätte geführt haben müssen, als gegen 2 Uhr nachts die Ermüdung der Leute eine längere Rast notwendig machte. Früh am Morgen wandte Hauptmann Augar sich nach dem Wakambadorfe zurück; die Männer liefen davon, zwei Frauen wurden ergriffen, denen man klarmachte, daß man als fromme Pilgerschar der Mission Kibwezi Geschenke bringen wolle, und die man um Führung ersuchte. Zuvor aber bat man um Wasser, das bei dem Dorfe unbedingt vorhanden sein mußte, zumal hier der Verlauf des Kibweziflusses anzunehmen war. Doch hatte dieser sich seinen Weg unter der Lava gebahnt, und man hätte wohl lange danach zu suchen gehabt, wenn nicht die dunkelfarbigen Damen die Stelle gezeigt hätten, wo der verborgene

Lauf auf eine kurze Strecke zutage trat und köstlich klares, frisches Naß darbot. Noch einige Stunden führte der Weg über Lavafelder, dann kam lichte herrliche Parksteppe mit weichem Sandboden. Plötzlich meldete der Spitzenführer Gefreiter Vandeck das Auftauchen der Telegraphenleitung. Da lief der Schienenstrang der langersehnten Ugandabahn, die man bei einer kleinen Brücke etwas östlich der Station Kibwezi endlich erreicht hatte. Die Drahtleitung wurde rasch zerstört, und emsig war man daran, die bei Tanga erbeuteten englischen Sprengkörper an der englischen Eisenbahnüberführung einzubauen, als plötzlich die vorgeschickten Deckungen das Herannahen eines Zuges ankündigten. Leider war der Unteroffizier Winkler mit seiner Minenarbeit noch nicht fertig, so daß man den Zug selber nicht vernichten konnte. Langsam fuhr dieser, einen Gleisbogen nehmend, daher. Hauptmann Augar erkannte, daß er militärischen Inhalt von Reittieren sowie Indern führte und ließ auf 150 Meter Feuer geben; 4 Inder und 11 Maultiere waren, wie später erbeutete Zeitungen meldeten, die Opfer, aber der Zugführer, der bis dahin achtlos mit den Beinen baumelnd auf der Plattform seiner Maschine gesessen hatte, riß die Ventile zu und jagte trotz Kurve mit vollem Dampf davon. Unteroffizier Winkler vollendete seine Arbeit, die Brücke flog in die Luft, die Arbeit war getan; die erste Infanteriepatrouille hatte die Ugandabahn erreicht und deren Betrieb gestört. Dann ging es den gleichen Weg zurück.

Die dauernden kleinen Angriffe von unserer Seite hatten aber schließlich den Nachteil, daß die Engländer aus Furcht vor einer nachhaltigen Störung des Ugandabahnverkehrs auf diesen Abschnitt ihrer Stellungen unter Verstärkung ihrer befestigten Lagerplätze ganz erhebliche Kräfte ansammelten; die Folge davon war, daß es um Mitte Mai aussichtslos erscheinen mußte, hier weitere größere Unternehmungen vorzutreiben.

Inzwischen war die Richtung von Taveta nach Voi, wo Major Kraut das Kommando übernommen hatte, besonders beachtenswert geworden. Am 28. März hatten die Engländer einen Vorstoß gegen Taveta versucht, in dem sie den Posten El Oldorobbo, 20 Kilometer nördlich von Taveta, überraschend mit großen Kräften angriffen. 400 Mann indischer Truppen mit sechs Automobilen, Geschützen und Maschinengewehren warfen sich auf die 20 Mann starke Besatzung unter Leutnant d. R. Schnecko.

Aber vergebens; noch ehe sie sich auf einigermaßen schußgerechte Entfernung hinarbeiten konnten, hatte der Fernsprecher, den durch eine Patrouille zu zerstören, man sich nicht die Mühe gegeben hatte, die Besatzung von Taveta herbeigerufen. Drei Stunden nach Beginn des Kampfes rückten zwei Kompagnien von beiden Seiten umfassend heran, und eine kopflose Flucht der Inder beschloß das Schauspiel, obwohl deren Verluste sich nur auf 10 Mann beliefen. Ein Auto, zwei Maschinengewehre, viel Munition

und Kriegsgerät war die billige Beute, die mit leichten Verwundungen von 4 Askari gewonnen wurde

Dies aber blieb die einzigste Angriffsbewegung des Feindes in dieser Gegend, und sie war es auch nicht, die unsere Aufmerksamkeit jetzt hier stärker fesselte. Hierfür lag die Veranlassung in dem Bahnbau, den die Engländer von Voi über Mwatate, Buraberge gegen Makatau und Taveta heraufzuführen versuchten. Schwarze Spione hatten schon seit einiger Zeit berichtet, daß der Bau tatsächlich unternommen und bis an die Buraberge fortgeschritten sei, Beobachtungen, die alsbald durch unsere Streifabteilungen bestätigt werden konnten. Makatau, etwa 20 Kilometer südlich der Buraberge gelegen, diente als vorläufiger Schutz der Gleisspitze, die diesen Platz zwar noch nicht erreicht hatte, aber sich ihm näherte, indes die Vorarbeiten schon darüber hinaus gediehen waren. Makatau war von den Engländern stark befestigt, mit einer Wasserleitung versehen und mit einem fast kilometerbreiten freigeschlagenen Schußfeld umgeben; es anzugreifen, fehlte uns jedes Mittel, da ja auch der Blockadebrecher „Rubens" für solche Zwecke geeignete Geschütze uns nicht mitgebracht hatte. Auch auf eine längere Belagerung konnte die Schutztruppe sich nicht einlassen, da die Engländer mit stärkern Abteilungen an dieser Baulinie standen, als wir in der ganzen Kolonie zu Verfügung hatten, und mit ihren Bahnen jederzeit noch überlegene Kräfte hätten heranziehen können. Die 50 Kilometer breite wasserlose Steppe zwischen Taveta und Makatau machte die Wasserversorgung und Verpflegung größerer von uns vorgeschobener Truppenmengen auf längere Zeit zu einer Unmöglichkeit. Trotzdem war eine dauernde Belästigung der Bauspitze eine Notwendigkeit, wenn wir den Feind verhindern wollten, eines Tages mit ganz überlegenen Angriffskräften vor Taveta zu stehen, dessen Besitz, wie an anderer Stelle bereits ausgeführt, die Beherrschung des gesamten Kilimandjarogebietes in sich schloß. Wir besetzten daher Anfang Juni Mbujuni, 20 Kilometer südlich von Makatau, woselbst sich aus der Regenzeit her noch etwas Wasser in einer sumpfigen Niederung fand, und störten den Bahnbau durch immer wiederholte kleine Angriffe. Am 14. Juni sprengte Leutnant d. R. Schnecko die Bahn zwischen Mwatate und Bura; am 27. Juni wurde durch eine andere Patrouille die Strecke zwischen Bura und Makatau mittels Dynamit zerstört, obwohl überall in nächster Nähe englische Kompagnien standen, und die Linie durch Draht- und Dornverhaue in ihrer ganzen Ausdehnung geschützt war. Zu gleicher Zeit wurden die Engländer durch immer wiederholte Belästigungen an der Fortführung der Gleise verhindert. Besonders erfolgreich waren darin Leutnant d. R. R. Osterhage und Leutnant v. Liebermann, welche beide in den ersten Tagen des Juni durch kecken Überfall auf große Abteilungen dem Feinde empfindliche Verluste zufügten. Die Folge davon war, daß die Arbeiten an der Bauspitze im

Juni völlig eingestellt wurden, und die Engländer sich lediglich mit der Verstärkung der Befestigungen von Makatau befaßten.

Als sie aber mit dem Bahnbau bis nach diesem Platze vorgeschritten waren und ohne besonders große Schwierigkeiten größere Truppenaufgebote heranzuführen vermochten, griff der General Malleson am 14. Juli mit 1600 Mann und 3 Geschützen unsere drei bei Mbujuni stehenden Kompagnien an; er wurde völlig geschlagen und ließ eine erhebliche Anzahl von Farbigen sowie drei Offiziere auf dem Kampfplatz liegen. Ein Maschinengewehr, eine Anzahl Gewehre und 70 000 Patronen wurden erbeutet.

Leider war es nicht angängig, dauernd diese Stelle zu verteidigen, weil das Wasser, von dem die Möglichkeit der Besetzung abhängig war, wie alljährlich auch in dieser Trockenzeit, vollständig versiegte. Von den vorgeschobenen Posten konnte nur der El-Oldorobbo-Berg gehalten werden, und auch dieser nur, indem die Wasservorräte täglich auf den Köpfen der Träger von Taveta nach dort geschafft wurden.

Damit wurde es für uns erheblich schwieriger, die Engländer bei dem Bau stärker zu beunruhigen, zumal seit Beginn des Jahres 1916 der englische Kommandeur durch ein weitausgedehntes Netz von starken Posten und zahlreiche Patrouillen sowohl den Neubau wie auch die Hauptbahnlinie nachhaltiger als je zuvor zu schützen versuchte. Fast an jedem Telegraphenpfahl standen in dem gefährdeten Umkreis einzelne Posten und kleine Abteilungen.

Nachrichten, die um diese Zeit über unsern Konsul in Mosambik an das Kommando gelangten, ließen es als gewiß erscheinen, daß die südafrikanische Union mit ihren Vorbereitungen für eine große Unternehmung gegen Deutsch-Ostafrika zum Abschluß gelangt sei. Um so wertvoller war es daher, von irgendeiner Stelle aus den Aufmarsch der Angriffsarmee nachhaltig stören zu können, was von Taveta aus nicht mehr in genügendem Maße möglich erschien. Dazu wurde der Bergstock Kasigao ausersehen; er liegt in der Mitte des wasserlosen Gebietes, welches sich zwischen dem Nordrande des deutschen Paregebirges und der englischen Ugandabahn erstreckt, 40 Kilometer südlich der letztern, und konnte als ein vortrefflicher Rückhalt für unsere Zwecke dienen, wenn er erst vom Feinde, der die Wichtigkeit selbstverständlich auch erkannt hatte, befreit war.

Die Abteilung des Hauptmanns Döring, bestehend aus der 3. und 21. Feldkompagnie, erhielt den Befehl, die mit Wasserstellen versehene weitausgedehnte Höhe zu besetzen. Der Oberleutnant v. Ruckteschell und Leutnant Freiherr Grote erkundeten und umstellten das feindliche Lager, welches der erstere durch einen Sturmangriff mit 12 Askari nahm. 8 feindliche Askari fielen, 5 wurden gefangen, der Rest in die wasserlose Steppe hinein zersprengt. Da durch diese Überraschung viel Feldgerät und Verpflegung erbeutet wurden, so war es möglich, den Berg zu halten und eine Reihe von Unternehmungen

gegen die englischen Truppentransporte auf der Ugandabahn durchzuführen, bei denen sich ganz besonders der Oberleutnant v. Busse auszeichnete.

Einen durchschlagenden Erfolg aber hatte dieses Vorgehen nicht. Die Engländer wußten schließlich sich hier ebensowohl zu decken, wie ihnen auch die Weiterführung der Kriegsbahn von Voi aus gelang. Nur eine nicht gut abzuschätzende Verzögerung der Mobilmachungsvorbereitungen für den großen Gesamtangriff wurde erreicht, das aber tat dem hohen sittlichen Mut, der in diesen Unternehmungen von deutscher Seite gezeigt wurde, keinerlei Abbruch. Jeder dieser Patrouillengänge, vom Kasigao sowie von Taveta aus an die Ugandabahn, war wirklich ein Stück Heldenmut. Die wasserlose Unwirtlichkeit der Steppe mit all ihren Schrecken verband sich mit der Gefahr, die von seiten des Feindes drohte. Mehr als einer der tapfern Männer, welche diese gefahrvollen Wege gingen, ist in der Durststeppe spurlos verschollen, aber immer wieder fanden sich Freiwillige, die den gleichen Pfad zu gehen bereit waren. Die Engländer konnten sich den sittlichen Antrieb, der diesen Entschließungen zugrunde lag, gar nicht erklären. Ihnen war die ganze Furchtbarkeit der zu überwindenden Widerstände bekannt, und nach ihrer Meinung waren alle diese unternehmungskräftigen Männer solche, die durch militärische Vergehen sich schwerer Strafen schuldig gemacht hatten und nur durch die Ausführung solcher fast unmöglich erscheinenden Unternehmungen sich Straffreiheit erwerben konnten. Daß freier Mannesmut das Letzte wagt, um seiner Pflicht zu genügen, schien ihnen ein unbekannter Grundsatz zu sein.

Die Entscheidung über das Schicksal des Schutzgebiets.

Den gewaltigen gegen Deutsch-Ostafrika aufgebotenen Machtmitteln gegenüber war aller Opfermut am letzten Ende vergebens. Hätte das Häuflein der Verteidiger auch noch der Überzahl der Menschen sich erwehren können, die Fülle des Kriegsgeräts war erdrückend. So gelang es denn der englischen Oberführung, ihre Verbindungslinien so sorgfältig auszubauen, wie es die britische Kriegführung von jeher zu tun gewohnt gewesen ist; die Bahnlinie von Voi aus wurde allen Hinderungen zum Trotz so weit vorgeschoben, daß der entscheidende Hauptangriff eingeleitet werden konnte. Das erste Ziel dieser Bewegung war der vorgeschobene Posten auf dem El-Oldorobbo-Hügel, der in dieser Zeit von drei unserer Kompagnien unter Führung des Majors Kraut besetzt war. Mehrmals im Beginn des Februars hatten die Engländer ihn unter das Feuer ihrer schweren Geschütze genommen, ohne in dem gut ausgebauten Verteidigungssystem Schaden anrichten zu können. Am 12. Februar glaubten sie die Befestigung sturmreif zu haben und setzten

ihre Truppen zum Infanterieangriff an, denn der Hügel mußte in ihre Gewalt kommen, wenn sie überhaupt in die Lage versetzt sein wollten, unsere in und hinter Taveta eingenommene Stellung angreifen zu können. Er deckte sowohl den Anmarschweg auf unsern an die Höhe des Kilimandjaro gelehnten linken Flügel wie auch unsere hinter Taveta zwischen dem Dschipe- und dem Dschalasee eingenommene Stellung, welche den durch die Latemaberge führenden Reatapaß verteidigte.

Morgens um 9 Uhr nach schwerer Artilleriebeschießung sah Major Kraut die dichten Schützenlinien der Feinde, die ausschließlich aus europäischen Mannschaften sich zusammensetzten, herannahen. Die gute Stellung, die er einnahm und die ausgezeichnete Verfassung seiner Leute setzte dem Vordrängen des Feindes sehr bald ein Ziel. Die von Taveta auf die Fernsprechmeldung hin abgegangene Abteilung Schultz konnte schon bald nach 10 Uhr morgens die Flanke des Feindes umfassend angreifen, während zu gleicher Zeit die Besatzung des Hügels, aus ihren Befestigungen hervorbrechend, den Gegner überall zurückwarf. Vor der Abteilung Schulz und der Kompagnie Lincke flutete der Feind schon um die Mittagszeit fluchtartig zurück, und über den ganzen Nachmittag dauerte das tatkräftig durchgeführte Verfolgungsgefecht an. Die Engländer hatten sehr große Verluste gehabt. Man konnte in der baumlosen Steppe beobachten, wie sie mit ihren Kraftfahrzeugen Verwundete und Tote dauernd zurückbeförderten. Trotzdem konnten wir noch 30 Engländer selbst beerdigen und machten erhebliche Beute an Feldmaterial und Patronen. Die Gesamtverluste wurden von den Engländern selbst auf etwa 300 Tote und Verwundete angegeben. Der Name „Devilshill", den sie dem Hügel gaben, bezeugt die Hochachtung, die sie vor dieser deutschen Stellung hatten. Sie griffen sie daher auch nicht von neuem an, sondern umgingen die Stellung in weitausholender nördlicher Bewegung und machten es durch die am 8. März vorgenommene Besetzung der Landschaft Rombo am Kilimandjaro uns unmöglich, diesen weit vorgeschobenen Posten fernerhin zu halten. Der Hügel wurde geräumt, ebenso in der Nacht vom 7. auf 8. März Taveta, das seit Beginn der Kriegsereignisse in unserer Hand verblieben war.

Die deutsche Stellung war nunmehr die folgende: Hauptmann Stemmermann mit der 11. Feldkompagnie und der Abteilung Rombo stand in Marangu, um die beiden Wege oberhalb und unterhalb des Urwaldgürtels von Rombo nach dort zu decken und damit eine Umgehung über die Hänge des Kilimandjaro zu verhindern; daran nach rechts anschließend lag die Abteilung Schulz, fünf Kompagnien stark, an dem Wege, der von Taveta nach dem Himolager führte. Sie reichte mit ihrem rechten Flügel bis an den Latemaberg, auf dem Kraut zum Schutze des Reatapasses seine Stellung genommen hatte; in der Mitte stand die Wangonikompagnie, links davon die 30., rechts

Dschala-See.
Lumi
Nduiya Warombo.
El-Olaroba
Nord Kitowo
Ost Kitowo
Taveta
Wasserstelle
Latema
Mittel Kitowo
Reata
Süd Kitowo.
Brückenweg
Schutz-Br.
Otto-Br.
Umgehungs-Weg.
Bura
Lanjora ndogo.
Verbindungs-Weg
Gedeckter Weg
Kitowo.
Girigan.
Jumbe Salehe
Doering-Weg.
Doeringlager.
Lanjora mueba.
El Dorro
Mokini
Kiggarunga.
Munyoni
Nashornhügel.
Makange
Djipe-See.
Vilima viwili.

die 18. Feldkompagnie in langausgedehnter Schützenlinie; dazwischen eingestreut die drei 6-cm-Kolonialgeschütze der Batterie Sternheim. Am Austritt des Panganiflusses aus dem Dschipesee bildete die 27. Feldkompagnie unter Oberleutnant d. L. Weise die rechte Flügeldeckung. Es war dies eine ausgezeichnete natürliche Stellung, die den Durchgang zwischen Kilimandjaro und Paregebirge vollständig abschloß, doch war sie in keiner Weise durch Ausbau von Schützengräben, durch Anlage von Hindernissen oder sonstwie für die Verteidigung vorbereitet worden.

Als Reserven standen etwa 5 Kilometer rückwärts im Himolager die Abteilung Adler (3., 16., 17. Feldkompagnie) und Demuth (14. Feld- und 6. Schützenkompagnie). Was überhaupt irgendwo entbehrlich war von Kompagnien war hier zusammengezogen worden, weil man jetzt dem entscheidenden Hauptangriff des starken Gegners entgegensah.

Major Kraut konnte von dieser seiner neuen Stellung aus beobachten, welch eine Achtung er dem Feinde vor dem El-Oldorobbo-Hügel beigebracht hatte. Denn dieser beschoß am 8. März einen ganzen Tag lang mit großem Munitionsaufwand den völlig leeren Berg, ehe er sich zu genauerer Untersuchung an ihn herantraute. Dann wandte er sich gegen das von uns bereits geräumte Lager von Taveta, um hier sein Standquartier für weitere Bewegungen zu nehmen.

Am 9. und 10. März beschränkten sich die Engländer auf eine wirkungslose Beschießung des Reatapasses und auf oft wiederholte Fliegerbelästigungen. Ein Versuch der Umflügelung durch Kavallerieabteilungen am Nachmittage des 10. März mißlang den Engländern und brachte ihnen einige Verluste an Toten und Gefangenen ein.

Da diese Bewegungen auf eine größere Unternehmung hindeuteten, die sich gegen die auf dem Paß stehende schwache Abteilung Kraut richten mußte, wurde die 16. Feldkompagnie (Oberleutnant v. Brandis von der Abteilung Adler) und die 6. Schützenkompagnie (Hauptmann Köhl von der Abteilung Schulz) in der Nacht vom 10. auf 11. März nach dem Orte des Jumben Salehe, 3/4 Stunden südwestlich des Reatapasses, vorgeschoben.

Um 11.55 Uhr sah sich Kraut von feindlichen Schützenlinien in der Stärke von etwa 1500 Mann angegriffen, denen dichte und starke Kolonnen auf dem Fuße folgten. Während die ganz frei vor Taveta aufgestellte feindliche Artillerie unsere Stellungen stark eindeckte, waren unsere kümmerlichen Geschütze nicht in der Lage, dieses Feuer erwidern zu können, weil ihnen die dazu nötige Reichweite fehlte. Um 1 Uhr stand Kraut gegen 4000 Mann im Gefecht, konnte aber um 1.40 Uhr melden: „Es steht vorläufig gut, der Feind geht zurück.“ Am späten Nachmittag entwickelte sich eine neue erheblich stärkere Unternehmung des Feindes. 8000 Mann, ausschließlich europäische Soldaten, setzten auf etwa 2000 Meter Entfernung zum Sturm-

angriff auf die drei schwachen Kompagnien an. Der Hauptdruck des Feindes lenkte sich gegen die auf dem linken Flügel stehende 30. Feldkompagnie und warf diese teilweise aus ihren Stellungen. Major Kraut richtete seine Geschütze auf den jetzt nahe genug herangekommenen Feind, auf dessen Stäbe, Kolonnen und dichte Schützenlinien, und als der Gegner stutzte, ließ er um 6.20 Uhr zur Entlastung der 30. Feldkompagnie die Wangoni- und die 18. Feldkompagnie zum Sturm antreten, dem sich aus freien Stücken sämtliche Europäer und Bedienungsmannschaften der Geschütze anschlossen. Vor den Bajonetten der wenigen 100 farbigen Soldaten wandten sich die Tausende der europäischen Gegner zur Flucht.

Am Vormittag, bei Beginn des englischen Angriffes, hatte Major Kraut geglaubt, daß der Feind ihn auf seiner rechten Flanke umfassen wolle, und hatte die hinter ihm bei Salehe aufgestellte Abteilung Köhl zu seiner Unterstützung dorthin beordert. Die auf dem Marsch durch wegelosen, furchtbaren Dornbusch verwandte Mühe war vergebens, da ja der Gegner diese Bewegung tatsächlich gar nicht ausgeführt hatte; Hauptmann Köhl fand vom Feinde nichts vor, wohl aber hatte er seit Mittag 12 Uhr vom Reatapaß her dauernd das Einschlagen schwerer Geschosse und lebhaftes Maschinengewehrfeuer gehört. Nach kurzer Ruhe folgte er daher um 5 Uhr nachmittags dem Kampfgetöse, um an der Hauptstellung Krauts noch mit eingreifen zu können. Wieder war es ein beschwerlicher Marsch ohne Weg durch dichtes, starres Dorngebüsch; und erst um 7 Uhr abends konnte sich Oberleutnant von Brandis mit Teilen seiner 16. Kompagnie im Reatapaß bei Major Kraut melden, der gerade im Gegenangriff den Feind die Höhen hinab geworfen hatte. Unter Ausnutzung der jetzt eintreffenden Verstärkungen wollte er durch einen kräftigen Nachstoß den Sieg vervollständigen.

7 Uhr 15 traten unter der Führung des Oberleutnants v. Brandis die bis dahin angelangten zwei Züge der 16. und ein Zug der 18. unter Leutnant d. L. Baum und Vizefeldwebel d. R. v. Stosch sowie Teile der Wangonikompagnie unter Unteroffizier Beselin mit insgesamt drei Maschinengewehren zu diesem Zwecke an. 1500 Meter vor der Stellung Krauts ging man durch dichten Busch gedeckt vor, dann kam eine 1000 Meter breite ganz offene Grassteppe, nach Suahelisprachgebrauch „Buga" genannt. In dem dichtern Busch, der den jenseitigen Rand umsäumte, vernahm man Stimmenlärm und das Geräusch fahrender Kraftwagen; da dieses die Vermutung veranlaßte, daß es sich hier um den Abzug der englischen Nachhut handelte, nahm man bei eben aufgehendem Monde die dunkle Randlinie erst unter Feuer und beschloß dann, sie im Bajonettangriff zu stürmen. Im Schritt ging es bis auf 200 Meter heran; dann mit „Marsch, marsch, hurra!" drauf, aber gegen Erwarten begrüßt von einem rasenden Feuer mehrerer Maschinengewehre und von mindestens 500 Einzelschützen. Sofort warf sich die Sturmabteilung

in Stellung; unsere Maschinengewehre traten in Tätigkeit und brachten die des Gegners zum Schweigen; das Gewehrfeuer von der feindlichen Seite raste dagegen in wilder Schnelligkeit weiter, von unserer nur 100 Meter davorliegenden Schützenlinie langsam und bedächtig erwidert. Der Gegner schoß schlecht; neben einigen getroffenen Askari war der einzige Europäer, der auf unserer Seite leicht verwundet wurde, der Leutnant d. R. Tiedgen von der 16. Feldkompagnie, obwohl bei dem gewaltigen Feuerlärm die Führer durch Zuruf ihre Leute nicht leiten konnten, sondern hinter der Front gehend, die einzelnen Gruppen mit Befehlen versehen mußten. Eine halbe Stunde lagen die trefflich geschulten Askari, ohne die Ruhe zu verlieren, in ihrer gefährlichen Stellung. Dann kam die Meldung, daß der Gegner am Latemaberg gegen die linke Flanke vordränge, und machte den Rückzug notwendig, den unsere Leute in mustergültiger Weise, immer wieder sich setzend und feuernd, durchführten; sogar zwei im ersten Vorgehen gemachte englische Gefangene wurden mitgenommen. Alles vollzog sich so sicher und ruhig wie bei der Felddienstübung. Oberleutnant v. Brandis und Vizefeldwebel v. Stosch blieben noch eine halbe Stunde vorn im Grase liegen, um abzuwarten, was etwa nachkommen werde. Dann gingen auch sie zurück in den Paß, wo inzwischen der Rest der beiden Kompagnien des Hauptmanns Köhl eingetroffen war und Stellung zu beiden Seiten des hindurchführenden Weges genommen hatte.

Eben sollte Köhl gegen 9½ Uhr aufbrechen, um den Berg der 30. Feldkompagnie von etwa noch vorhandenen Resten des Feindes zu säubern, und war mit seiner Mannschaft schon teilweise in Bewegung, als lebhaftes Schützenfeuer in der Front einsetzte und der Feind Anstalten machte, in unsere Linie einzudringen. Er wurde abgewiesen. Gegen 11 Uhr in der Nacht erfolgte ein neuer Angriff des Gegners, der erst ganz dicht vor unserer Schützenlinie mit einer rasenden Schießerei sich bemerkbar machte und zugleich ein wild tosendes Gebrüll erhob, als ob der halbe schwarze Kontinent betrunken heranstürme; etwas Ähnliches, tatsächlich geeignet, Grauen zu erregen, haben die Beteiligten in dem ganzen langen Kriege nicht wieder erlebt, obwohl sie noch manchmal dem Feinde gegenüberstanden. Es sollte und konnte auch wohl Furcht erwecken bei unsern farbigen Soldaten, die fast ausschließlich Bantu, ohnehin ihren religiösen Anschauungen zufolge geneigt sind, die Nacht als die Quelle alles Schrecklichen aufzufassen. Aber noch saß in unsern durch keinen Mißerfolg erschütterten Kompagnien die deutsche Disziplin, aufrechterhalten auch während des Krieges durch ununterbrochene tägliche Übung. Scharf und hell übertönte die Stimme des Leutnants Tiedgen den tosenden Lärm, um die Askari zu lenken; das Knattern der sicher geleiteten Maschinengewehre gab ihnen einen weitern Rückhalt; sie ließen sich's nicht anfechten und erwiderten das Getobe und das sich überhastende Feuer planvoll und

sicher, als ob sie auf dem Exerzierplatz arbeiteten. Sie waren so fest in der Hand des Führers, daß sie mitten im Gefecht zu Salvenfeuer zusammengehalten werden konnten, obwohl bei wieder verfinstertem Monde ganz dunkle Nacht, und die Stellung nur sehr dünn besetzt war: auf etwa 10 Meter nur ein Askari. So konnte es auch kommen, zumal Schützengräben und Hindernisse nicht vorhanden waren, daß an einer besonders schwach gedeckten Stelle eine Gruppe von Engländern durchstieß, denn ihr Angriff war stürmisch und ungewöhnlich heftig; und am Gewehrfeuer war Freund und Feind nicht zu unterscheiden, weil die 16. Feldkompagnie mit selbst eroberten englischen Gewehren bewaffnet war. Plötzlich aber brach eine Rotte in den Stand des deutschen Führers ein; erst beim Schein der Fernsprechlaterne wird der Feind erkannt; Schüsse krachen, die Lampe wird zertrümmert und erlischt — ins Dunkel der stachligen Dornbüsche springt alles, was springen kann.

Doch es war nur ein Übergang, ein Zufall, der allerdings ein böses Ende hätte nehmen können; der kecke Gegner verschwindet wieder in der Tiefe der Nacht. Auch dieser Angriff wird abgewiesen.

Trotzdem gab Major Kraut den Befehl zur Räumung noch vor Tagesanbruch und ging auf Salehes Dorf zurück, weil die Nachricht einlief, daß die 18. Feldkompagnie am rechten Flügel habe weichen müssen, was glaubhaft erschien, da deren Linie bis an den Führerstand gereicht hatte, wo ja der Feind durchgebrochen gewesen war. Doch die Mitteilung war falsch, die 18. Feldkompagnie hatte sich gehalten, auch war der Befehl zum Rückzug nicht durchgedrungen, so daß auch die übrigen Kompagnien gruppenweise in ihren Schützenlinien verblieben waren. Noch vor Sonnenaufgang wurde der Paß wieder besetzt, und man sah, wie vor Taveta am Hospital die letzten Züge des geworfenen Feindes verschwanden. Er war völlig geschlagen; sechzehn seiner Verwundeten hatte er dicht vor unsern Linien liegengelassen; unsere verloren geglaubten Geschütze, an denen die Bedienung tot und verwundet, darunter der treffliche Vizefeldwebel d. L. Ali Hoffmann, zusammengebrochen war, fanden sich unberührt wieder vor; auch die Stellungen der 30. Kompagnie waren wieder in unserer Hand. Unter der Beute waren 150 Gewehre, so daß nunmehr der Rest der 16. Feldkompagnie und der 6. Schützenkompagnie ganz mit englischen Handwaffen ausgerüstet werden konnte. Um 8.30 Uhr vormittags kamen aufs neue feindliche Abteilungen von Taveta vor, aber Major Kraut war bereit und fähig, ihnen einen ebenso heißen Empfang zu bereiten, wie tags zuvor. Da, als der Feind bis auf 2000 Meter heran war, erging ganz überraschend — der Befehl des Kommandeurs von Lettow-Vorbeck zur Räumung der gesamten Stellung. Wohl hatte dieser noch persönlich Reserven aus dem Himolager herangeführt, doch er entschloß sich trotz der örtlichen günstigen Gefechtslage zum Abmarsch, weil er die Nachricht erhielt, daß der General Maxwell gegenüber

Major Fischer am Meru durchgebrochen sei, und daß unsere Flanke sowie die Rückzugslinie auf der Nordbahn bedroht erscheine.

Der auf der Westseite des Kilimandjaro nach den beobachteten Vorzeichen zu erwartende Vormarsch der Engländer hatte inzwischen eingesetzt; am 6. März begann er und kam genau auf dem Wege, den die verschiedenen Patrouillenführer, insbesondere der Bur Nieuwenhuizen, vorausgesagt hatten. Vom Longido her durch die offne kahle Steppe bewegte sich weithin sichtbar ein langgedehnter Zug von Reiterei, Fußvolk, Geschützen, Kraftfahrzeugen und Burenwagen. Plötzlich standen die Engländer mit ihrer Hauptmacht vor unsern kleinen Posten in der Steppe, die nach kurzem Kampfgeplänkel aufgegeben werden mußten. Die 8. und 9. berittene Schützenkompagnie räumten ihre Stellungen bei dem Nanjukisumpf sowie bei Geraragua und wurden von Major Fischer auf unsere weiter rückwärts in der Sattelsteppe gestaffelte Hauptmacht zurückgezogen. In zwei Arme geteilt folgte der Feind über beide Plätze und ließ am Abend des 7. März gewaltige Steppenfeuer auflodern, die dazu bestimmt waren, während der folgenden Tage uns der Fernsicht auf die Bewegung des Feindes zu berauben.

Doch konnten wir feststellen, daß der Gegner hauptsächlich sich in Geraragua niedergelassen und seine fahrbaren Funkenvorrichtungen in Betrieb gesetzt hatte. Er mochte zwischen 2500 bis 4000 Gewehre stark sein, denen Major Fischer nur etwa 1200 Mann entgegenzustellen hatte. Es war das ja eine bedeutende zahlenmäßige Unterlegenheit, aber es waren gute Kompagnien, und der Askari, in der Zeit der Ruhe gut genährt und fest gedrillt, befand sich in bester Stimmung und Verfassung. So war doch Aussicht dazu vorhanden, daß es gelingen mußte, die wichtige Aufgabe, die hier gestellt war, zu lösen, nämlich den Rücken unserer Hauptmacht unter dem Kommandeur v. Lettow, die den Angriff des Generals Smuts von Osten über Taveta her erwartete, zu decken. Der Gegner ging nur sehr langsam und vorsichtig voran. Er vermied, wo es irgend angängig war, die buschbestandenen Flächen und zog auf der kahlen gelben Steppe entlang, um so einen unvermuteten Feuerüberfall zu vermeiden. Die Unserigen konnten von den Hängen des Kilimandjaro und Meru aus jede Bewegung des Feindes mit bloßem Auge verfolgen. Auch hier machte sich wieder die ganz und gar mangelhafte militärische Ausrüstung der Schutztruppe bemerkbar, nur ein oder zwei moderne weittragende Feldgeschütze — und der Anmarsch des Feindes hätte ein ganz anderes Bild bieten müssen. Es wäre ihm nicht so leicht geworden, heranzukommen. So gelangte er unangefochten bis in die Höhe der Farm Krantz, wo die ganze Quere der Sattelsteppe von unsichtigem Gelände durchzogen ist. Eine Anzahl kleiner Seen, vulkanische Hügel und zerrissene Ränder alter kleiner Krater, die mit dornigem Buschwerk bestanden sind, bildeten ein nicht zu verachtendes Hindernis, das wohl

hätte verteidigt werden können. Dem feindlichen Führer, General Maxwell, war dieser unsichtige Gürtel anscheinend sehr unangenehm; er fürchtete wohl, hier den zu erwartenden Widerstand zu finden, und bezog für die nächsten zwei Tage (den 8. und 9. März) ein befestigtes Lager in der Nähe der genannten Farm.

Major Fischer hatte indes offenbar einen andern Plan zur Abwehr des Gegners. Er scheint geglaubt zu haben, daß er ihn durch Bedrohung von dessen linker Flanke werde aufhalten können; das muß die Ursache gewesen sein, weshalb er seine Kompagnien alle an den Hang des Kilimandjaro heranzog und sie ungefähr auf der Linie des Sanjaflusses ıhielt. Der Gegner aber tat ihm nicht den Gefallen, er ging nicht in der Nähe des Kilimandjarohanges vor, sondern wandte sich in die Richtung auf den südöstlichen Hang des Meruberges nach der hier gelegenen Farm Kaufmann und fand dabei keinen Widerstand. Nur die 8. berittene Schützenkompagnie hatte ein kleineres Gefecht mit einer feindlichen Abteilung, die diesen Abmarsch des Feindes gegen den Kilimandjaro zu sicherte und auch wohl den Auftrag hatte, den Major Fischer über die wahren Absichten des Generals Maxwell zu täuschen. Ein Zug der 9. Berittenen unter Vizefeldwebel d. L. Kinzelbach warf diese englische Abteilung unter starken Verlusten auf die Farm Krantz zurück, doch fiel der tapfere und verdienstvolle Führer dabei. Auch an der Südostecke des Meru traf der Feind nicht auf Widerstand, weil die von Aruscha in diese Gegend vorgezogene 28. Feldkompagnie mit dem Feinde nicht in Berührung kam.

Am 11. März stand es fest, daß der Haupttrupp des Generals Maxwell den Anfang seines Zweckes, nämlich zwischen Kilimandjaro und Meru durchzubrechen, erreicht hatte. Zweifelhaft war es noch, wohin die Reise gehen würde, ob nach Moschi zu, um unserer Hauptmacht in den Rücken zu fallen, oder aber in die Richtung nach Kahe, wo bei der Bahnüberführung über den Ruvufluß die Rückzugslinie des Obersten v. Lettow würde abgeschnitten worden sein. Das letztere glaubte Major Fischer; da er außerdem die durchgebrochene englische Abteilung für wesentlich stärker hielt, als sie war, so entschloß er sich leider nicht dazu, deren linke Flanke und Rücken zu bedrohen, sondern er ging geradezu östlich auf die Kikafubrücke zurück, um über Moschi den Anschluß an den Kommandeur zu suchen. Daran änderte es auch nichts, daß eine Patrouille, die der Unteroffizier Fritz König mit dem Palästinenser B. Blaich, dem Buren de Beer und einigen Askari ritt, feststellte, der Feind sei, nur etwa 2000 Mann stark, anscheinend gleichfalls in die Richtung Moschi gezogen. So war die Räumung des Kilimandjarogebiets unvermeidlich geworden.

Nach spätern Aussagen eines englischen Parlamentäroffiziers, der am Reatapaß im Stabe des Generals Smuts sich befand, hat letzterer nicht allein

in diesem Entscheidungskampfe, sondern schon vorher seine später so oft geübte Taktik der Umgehung anwenden wollen, um ohne große Verluste zum Ziel zu gelangen. Bereits im Februar hätte der Angriff auf den El-Oldorobbo-Hügel nicht im Plane des Generals gelegen und wäre gegen dessen Willen von einem Unterführer angesetzt worden. Damals schon hätte er die Absicht gehabt, auch diese Stellung durch Umgehung über den Dschalasee unhaltbar zu machen, wie er es ja auch vor dem Reatagefecht ohne besondere Schwierigkeiten durchführte. Ebenso sollte dieses letztere nicht den Verlauf nehmen, wie es geschah. Der General hatte nur den einen Teil seiner Angriffstruppen im Tavetalager versammelt gehabt; ein anderer lag am Dschalasee, um von hier aus über Rombo und Marangu (woselbst unsererseits Hauptmann Stemmermann zur Abwehr aufgestellt war) unsere Gesamtstellung in der linken Flanke zu umfassen und dadurch unhaltbar zu machen. Der Angriff auf den Reatapaß war nur als eine Festhaltung unserer Fronttruppen gedacht und sollte nicht zu den verlustreichen Kämpfen führen, die sich tatsächlich ereigneten. Der feindliche Führer hatte gehofft, daß er nach der zweitägigen heftigen Artillerievorbereitung daselbst großen Widerstand nicht mehr finden würde. Durch das Gegenteil, welches eintrat, wurde sein Plan gestört; er sah sich in seiner Erwartung getäuscht, denn nach vergeblichem Ansturm konnte seine Angriffstruppe sich nicht vom Feinde lösen, so daß er in aller Eile einige 1000 Mann vom Dschalasee heranholen mußte. Dieses war der Feind, den Oberleutnant v. Brandis bei seinem abendlichen Vorstoß am 11. März im Gebüsch jenseits der offenen Grasfläche vor Krauts Stellung anstatt der im Rückzug vermuteten Abteilungen antraf. Als dann auch die abendlichen Angriffe zusammengebrochen waren, wurden noch in der Nacht mit Kraftwagen und andern Fahrzeugen weitere Mannschaften sowohl vom Dschalasee wie von den Reserven in Mbujuni herangebracht, die dann am Morgen des 12. März zu erneutem Ansturm vor Taveta sichtbar wurden, gerade als bei uns der allgemeine Rückzugsbefehl gegeben wurde. Auf diese Weise war das englische Dschalalager so geschwächt worden, daß nur etwa 400 Reiter über Rombo in unsere linke Flanke hatten vordringen können und nun dort ganz auf sich selbst gestellt waren. Hauptmann Stemmermann hatte dies erkannt, wurde aber im Augenblick, als er am 12. März morgens im Begriff war, zu deren Abschneidung vorzustoßen, durch den Befehl zum Abmarsch in die Kahestellung abberufen.

Erst aus diesen Mitteilungen wird ersichtlich, welch schweren Kampf die Kompagnien des Majors Kraut zu bestehen hatten; mit der Verstärkung, die Hauptmann Köhl am Abend des 11. März hinzuführte, dürften an der entscheidenden Stelle auf unserer Seite kaum 1000 Gewehre im Gefecht gestanden haben. Während diese durch die für unsere kleinen 6-cm-Kolonialgeschütze völlig unerreichbare schwere Artillerie des Feindes eingedeckt wurden,

erfolgte der Angriff auf die kleine farbige Truppe durch europäische Regimenter, die zu der jeweils vielfachen zahlenmäßigen Überlegenheit und neben der bessern Handwaffenausrüstung noch den ungeheuren Vorteil hatte, daß gegen die übermüdeten Askari immer wieder frische Truppenteile mit noch unverbrauchten Kräften kämpften.

Diese Leistung der Unserigen kann gar nicht hoch genug veranschlagt werden: ja, trotz des mangelnden endlichen Erfolges ist sie höher zu bewerten als diejenige von Tanga, wo doch in der Hauptsache gegen Inder gefochten wurde, die der Askari an sich nicht höher einschätzt als andere Farbige auch. Sie ist ein Beweis dafür, wie vortrefflich die Durchbildung unserer Soldaten war und welch guter Geist die deutschen Führer, aktive wie eingezogene, Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften beseelte. Was man nicht für möglich gehalten hätte, war eingetreten: Einer modernen, entschlossenen, gut ausgerüsteten Armee von weißer Hautfarbe gegenüber hatte die farbige Schutztruppe am Reatapaß trotz ihrer erheblichen Minderzahl in hartem, lang andauerndem Kampf einen taktischen Erfolg errungen.

Darüber aber kann kein Zweifel bestehen, daß, hätten wir am 11. März eine einigermaßen gleichwertige kriegerische Ausrüstung besessen, die Engländer bei der Kriegführung, die sie damals beliebten, den Kilimandjaro nicht genommen haben würden, den sie besetzen wollten und mußten, weil er wie eine Festung in ihre Kolonie hineinragte und eine ständige Bedrohung ihrer Hauptetappenstraße und militärischen Lebensader, der Ugandabahn, war.

Man muß sich nur einmal vorstellen, daß die Maxwellschen Umgehungstruppen am Meru vor den Augen unserer Kompagnien tagelang unbehelligt durch die offene Steppe sich heranpürschen konnten, weil wir keine Stellung fanden, von der aus wir sie mit den vorhandenen Kanonen hätten erreichen können. Wie anders hätte sich alles gestalten müssen, wenn wir nur ein paar neue weitreichende Geschütze besessen hätten!

Aber sie waren nicht vorhanden, und noch manches andere fehlte außerdem, weil eine kurzsichtige Politik in der Furcht vor der Unfreundlichkeit einflußreicher Parteiführer es nicht gewagt hatte, von vornherein für eine genügende kriegerische Ausrüstung der Kolonien zu sorgen, im Gegenteil immer bereit gewesen war, dem Andringen nach weiterer Herabsetzung der Schutztruppe möglichst geneigt sich zu zeigen. Es hätte auch jetzt noch anders kommen können, wenn der sehnlichst erwartete Hilfsdampfer einige Monate früher eingetroffen wäre; aus welchen Ursachen dieses nicht geschah, hat niemand in der vollständig sich verlassen fühlenden Kolonie zu ergründen vermocht.

Der Kampf um den Reatapaß war die Entscheidung über den Besitz der Kolonie.

Trotz des Erfolges, den die Abteilung Kraut über die zehnfach überlegene Macht des Feindes davongetragen hatte, war durch die Gestaltung der Lage

der Rückzug eine unabwendbare Notwendigkeit geworden. Die einzelnen Abteilungen konnten sich in aller Ruhe vom Feinde lösen, da die Engländer zwar in die verlassenen Stellungen einrückten, aber nicht nachstießen, sondern sich darauf beschränkten, vom Reatapaß aus auf die langsam zurückweichenden Truppen der Abteilungen Kraut und Adler ein wirkungsloses Feuer zu unterhalten.

Im übrigen hatte man allerdings kaum mit der Notwendigkeit einer so raschen Aufgabe des Kilimandjarogebiets gerechnet, denn mit der Abführung des Kriegsguts aus dem zunächst ja auch ziemlich weit vom Schuß gelegenen Moschi war nicht rechtzeitig begonnen worden. Der Hauptort des Bezirks mußte jetzt dem Feinde preisgegeben werden, da die Gesamtlinie gewissermaßen eine Linksschwenkung nach rückwärts machte, bei welcher der Posten am Dschipesee der stehenbleibende Punkt war. Es handelte sich nur um ein Zurückweichen von nicht allzu großer Ausdehnung, so daß die neuen Stellungen bereits am gleichen Tage, dem 12. März, bezogen werden konnten.

Sie befanden sich an und in den Waldungen, welche den hier annähernd ostwestlich verlaufenden Ruvu begleiten, teils auf dessen linkem, teils auf dessen rechtem Ufer, und erstreckten sich über die Bahnstation Kahe hinaus bis an das Knie des hier sich halbwegs südlich wendenden Flusses. Einige Hügel sind in das Gelände eingestreut, das von mehreren vom Kilimandjaro her strebenden Bächen durchzogen ist. Die Linie der Usambarabahn und die alte Burenstraße, die früher dem Ochsenwagenverkehr diente, überschritten den Fluß auf zwei Brücken, die einige Kilometer voneinander entfernt lagen; zwischen beiden war auf dem linken Ufer das 10,5-cm-„Königsberg"-geschütz unter Korvettenkapitän Schönfeld aufgestellt.

Am 13. März gingen zunächst starke feindliche Reiterabteilungen und später auch Fußvolk auf der Straße von Himo nach Moschi vor. Sie besetzten das Himolager und erreichten mit ihrer Spitze bereits an diesem Tage die Bezirkshauptstadt. Während der folgenden Tage breitete sich dann der Feind in diesem unter dem Kilimandjaro hin gelegenen Gebiete weiter aus und rückte näher an unsere Linien heran. Auf dem vor diesem befindlichen Hügelgelände nistete er sich ein und drängte unsere Aufstellungen längs der Burenstraße zurück. Da er zunächst keinen erheblichen Widerstand fand, versuchte er am 16. März in der Richtung auf die Abteilung Schulz einen entschiedenen Vorstoß zu machen, der aber blutig abgewiesen wurde.

Diesem Vordringen wollte der Kommandeur durch einen Gegenstoß, wenn irgend möglich, ein Ende machen und entschied sich für einen Nachtangriff auf die feindlichen Abteilungen, welche nördlich des Sokobaches an der Burenstraße lagen. Man glaubte durch Patrouillen festgestellt zu haben, daß hier lediglich farbige Truppen sich befänden, und daß diese in nur

verhältnismäßig geringer Anzahl flüchtig eingegraben seien. Es wurden für diesen Zweck zusammengezogen die Abteilungen Schulz, Stemmermann und Oberstleutnant a. D. v. Bock, welch letzterer von dem linken Flügel weggenommen wurde. Einige Kompagnien des Majors Kraut dienten als Reserve. Der Angriff sollte am Abend stattfinden, nach völligem Eintritt der Dunkelheit, und, wenn irgend möglich, zu einer entscheidenden Unternehmung gestaltet werden.

Nun aber war, wie Gefangene später aussagten, der General Smuts durch unsere lebhafte Erkundungstätigkeit in dieser Gegend auf unsern Plan aufmerksam gemacht worden. Er war in die Lage versetzt, da ihm ja alle Hilfsmittel zur Verfügung standen, rechtzeitig noch jegliche Vorbereitung durch Anhäufung von Truppen und Maschinengewehren in gut angelegten Schützengräben zu treffen. Gegen diese liefen unsere braven Askari in dunkler Nacht an, vergebens zwar, aber doch mit solch rücksichtslosem Angriffsgeist, daß die Engländer am andern Morgen den Leutnant Schönebeck mitsamt 18 Askari tot in ihren eignen Schützengräben vorfanden. Der gesamte Nachtangriff aber wurde mit nicht unerheblichen Verlusten für uns abgeschlagen, und wir mußten in unsere alten Stellungen zurückgehen.

Das Mißlingen dieses ersten größern Nachtgefechtes ist zu einem Teil herzuleiten aus der mangelhaften Übung der Unterführer in der Zusammenarbeit und in der Leitung größerer Truppenkörper; die aktiven Offiziere der Schutztruppe — von den eingezogenen gar nicht zu reden — haben, da sie zumeist ganz jung nach Ostafrika herauskamen, zu Hause noch keine Gelegenheit zu solcher Tätigkeit gehabt. Draußen in Deutsch-Ostafrika aber war das noch weniger der Fall, auch wenn sie älter wurden, weil die Kompagnien einzeln verteilt waren, so daß es zu den seltensten Ausnahmefällen gehört haben dürfte, wenn einmal der Zufall bei Ablösungen oder ähnlichen Vorgängen mehrere davon auf den gleichen Platz zusammengeführt hatte. Erst der jetzige Schutztruppenkommandeur, der damalige Oberstleutnant v. Lettow, hatte Versuche gemacht, diesen Fehler zu beheben. Aber auch er war damit an der Kürze der ihm vor dem Kriege verbliebenen Zeit und an der Unmöglichkeit der Zusammenziehung größerer Truppenmassen gescheitert. Ein Vorwurf dieserhalb ist deswegen gegen niemand zu erheben als gegen das Haushaltsgesetz für die Schutzgebiete, das ja niemals geneigt war, auf eine wirkliche Vorbereitung der Verteidigung der Kolonie Rücksicht zu nehmen.

Aber auch noch ein anderer Grund war maßgebend für das Mißlingen dieser Unternehmung: schon auf europäischen Kriegsschauplätzen pflegt man sich nicht gern mit Nachtkämpfen zu befassen, weil es sehr schwierig ist, die dazu angesetzten Truppen in der Hand des Führers zu erhalten. Ganz besonders unangenehm aber gestaltet sich dieses in der Verwendung der

farbigen Askari in Ostafrika, die, wie bereits erwähnt, sich ganz und gar nicht zu den nächtlichen Unternehmungen eignen.

Immerhin hatten die Engländer auch vor diesem Teile unserer Stellung in der Nacht vom 20. zum 21. März erfahren, daß troß unseres vorangegangenen Mißgeschicks ihnen eine Truppe gegenüberstand, deren Kampfkraft bis dahin keineswegs geschwächt war. Als zweifellos wird es aber andererseits von solchen Führern unserer Truppen, die durch langen Verkehr mit den Eingeborenen mit deren Sinnesart vertraut waren, bezeichnet, daß das Mißlingen gerade dieses Nachtgefechts nachteiliger auf unsere farbigen Jungen eingewirkt habe als der gesamte übrige Rückzug und erst allmählich einigermaßen überwunden werden konnte. Außerdem waren es nicht die schlechtesten Mannschaften, die hier zugleich mit dem Leutnant Schönebeck und dem Oberleutnant Freiherrn Grote, einem ganz hervorragend tüchtigen Führer, ihr Leben eingebüßt haben.

Die einmal verlorenen Stellungen hatte uns der Kampf nicht wiederbringen können. Es wurde aber auch bis zu einem gewissen Grade verderblich für die Möglichkeit, die nach dem Reatagefecht neu eingenommenen zu halten, denn es stellte sich als ein schwerer Nachteil heraus, daß die Abteilung des Oberstleutnants v. Bock von dem linken Flügel unserer Stellung weggezogen worden war, wo sie dem Anmarsch des zwischen Meru und Kilimandjaro durchgebrochenen Feindes hätte Widerstand leisten können. Dieser erschien jetzt mit seinen Reitergeschwadern und überschritt den Fluß abwärts von dessen Knie; er besetzte den Kahehügel, der hier gerade in der Biegung des Flusses liegt, und verteidigte ihn erfolgreich gegen den Angriff der 4. Schützenkompagnie und einer kleinen berittenen Abteilung. Allerdings wurde er verhindert, weiter vorzukommen, und mußte sogar zurückgehen, als Korvettenkapitän Schönfeld mit seinem 10,5-cm-Geschütz eingriff; es wurde dadurch aber nur die Räumung des Hügels erzwungen, ohne erreichen zu können, daß die hinter diesem sich deckenden Engländer wieder von dem linken Flußufer vertrieben werden konnten. Zu gleicher Zeit hatte ein von der feindlichen Hauptstellung ausgehender Angriff die Abteilungen Stemmermann und v. Bock in ein schweres Gefecht verwickelt; Teile der Kompagnien von Hauptmann Adler und Schulz griffen ein und schlugen nachmittags den Hauptansturm der Engländer unter schweren Verlusten zurück, vortrefflich unterstützt durch Schönfelds lange 10,5-cm-Kanone.

Dauernden Nutzen konnte aber dieser schöne Erfolg nicht bringen, wei der Feind auf unserm linken Flügel freie Bahn hatte. Hier zogen dessen Reiterscharen, die in größerer Anzahl sichtbar wurden, ungehindert vorüber und rückten am rechten Ufer des Ruvuflusses vor; sie konnten unter dem Schutze der englischen Stellung am Kahehügel talwärts davon den Fluß ungehindert überschreiten, mit der offenbaren Absicht, auf die erheblich hinter unserer Front gelegene Bahnstation Lembeni vorzugehen.

Damit war das Kilimandjarogebiet endgültig verloren, denn unsere Rückzugslinie war auf das schwerste bedroht. Schleunigst wurde die 1. Feldkompagnie mit der Bahn nach dort befördert, um den Platz zu decken, und die gesamte Truppe trat in der Nacht den Abmarsch in der gleichen Richtung an. Sämtliche Brücken über den Fluß wurden zerstört, das 10,5-cm-Geschütz, welches fest eingebaut und daher nicht bewegungsfähig war, wurde gesprengt. Die verlassenen Stellungen wurden sogleich von den Engländern besetzt, die jedoch nicht nachstießen, sondern zunächst hier längere Zeit unbeweglich verharrten.

Dieser Stillstand trat wohl deswegen ein, weil die jetzt mit aller Kraft einsetzende Regenzeit umfangreiche Unternehmungen in dem Stile, wie die Engländer sie angesetzt hatten, in dieser Gegend nicht zuließ. Gerade dieser Umstand läßt es so außerordentlich bedauerlich erscheinen, daß wir infolge des zu spät einlaufenden Hilfsdampfers nicht in der Lage gewesen waren, die Stellung am Kilimandjaro auch nur 14 Tage länger zu halten. Es würde bei der Art des Geländes alsdann für die Engländer kaum möglich gewesen sein, für dieses Frühjahr ihre Angriffe auf unsere dortige Stellung fortzusetzen und zu einem Ende zu führen. Wie sich alsdann der weitere Krieg abgewickelt haben würde, kann man zwar nicht absehen; das eine aber könnte wohl als sicher betrachtet werden, daß wir um eine erheblich längere Zeit in der Lage gewesen wären, den wichtigen, ja fast unentbehrlichen Norden der Kolonie in unserm Besitz zu erhalten.

Von der Usambarabahn bis an den Rufidji.

Auf dem rechten Ufer des Flusses besetzten die Engländer zunächst nur den Kahehügel, der als Brückenkopf für den spätern Flußübergang stark befestigt wurde. Außerdem bauten sie ihrer Gewohnheit gemäß ihre rückwärtigen Verbindungen vollständig aus, indem sie ihre Kriegsbahn bis an die deutsche Linie verlängerten und sie, diese kreuzend, auf Aruscha vorschoben, um hier für die Fortsetzung ihres Angriffs auf das Mittelstück der Tanganjikabahn eine geeignete Grundlage zu schaffen.

Dadurch gewannen auch wir Zeit, uns in unsern neuen Stellungen einzurichten, die sich mit ihren Vorpostenlinien immer noch vom Dschipesee über den Nashornhügel und Njattaberg bei der Bahnstation Kissangire bis an den Pangani — so wird der Ruvufluß in seinem weitern Verlauf genannt — hinzogen.

Wir blieben also ganz dicht am Feinde. Die Abteilung des Hauptmanns Otto mit drei Kompagnien stand im Nordparegebirge bei der Mission Tschingantini, Hauptmann Stemmermann mit vier Kompagnien etwa zwei Stunden nördlich Lembeni. Köhl mit drei Kompagnien links von letzterm

auf der gleichen Höhe. Als Reserve befanden sich die Abteilungen Schulz und Adler mit im ganzen neun Kompagnien bei der Station Lembeni selbst, während Major Kraut mit zwei Kompagnien den Ngulupaß etwas ostwärts von Lembeni und Oberstleutnant von Bock mit vier Kompagnien den Durchgang zwischen dem Mittel- und Südparegebirge bei Same hüteten.

In dieser Stellung verblieb die gesamte Truppenmacht, die unter dem Kommandeur am Kilimandjaro gekämpft hatte, in ihrer alten Stärke bis zum 21. April. Während dieser Zeit fanden nur kleinere Patrouillengefechte statt, weil die heftig sich ausbreitende Regenzeit größere Unternehmungen auf beiden Seiten unmöglich machte. Unsererseits hoffte man, daß bis zu deren vollständigem Ende, das etwa im Juni anzunehmen war, ernstere Ereignisse überhaupt nicht eintreten würden. Vor allen Dingen glaubte das Kommando nicht recht daran, daß General Smuts etwa die Absicht habe, über Aruscha, Ufiome und Kondoa-Irangi hinweg einen Vorstoß auf unsere Mittellandbahn zu machen, obwohl mancherlei Erwägungen dafür sprechen mußten.

Diese große Verkehrsader der Kolonie war die Hauptgrundlage einer erfolgreichen Verteidigung; auf ihr vollzogen sich die Truppenverschiebungen vom Westende des großen Gebietes zum Osten; nur durch sie war eine regelrechte Verpflegung großer Truppenansammlungen möglich, und zwar auch derjenigen im Norden; denn so reich dieses Gebiet auch war, so vermochte es doch allein nicht die Menge der unter dem Kommandeur dort aufgehäuften Menschen, die mit Trägern auf mindestens 25 000 Köpfe zu beziffern war, zu ernähren. Von den in den reicheren Ackerbaugebieten der Mittellandbahn gesammelten Vorräten wurden monatlich mindestens 240 000 Kilo nach dem Norden überführt. Leider mußte dieses auf den Köpfen der Träger geschehen, so daß in jedem Monat deren mindestens 16 000 den Weg zwischen beiden Bahnlinien hin und zurück zu machen hatten, wobei sie selber genau soviel verzehrten, wie sie hintrugen. Jetzt rächte es sich, daß wir eine Verbindung beider großen Schienenstränge noch nicht einmal durch eine ordentliche für Kraftfahrzeuge benutzbare Straße besaßen. Leider reichlich spät war man auf den Gedanken gekommen, von der Station Mombo im Norden bis nach Kimamba in der Nähe von Kilossa, eine Feldbahnlinie zu legen, zu der man das Material aus den Pflanzungen requirierte. Aber nur bis zu dem Orte Derema bei Handeni, also etwa auf ein Drittel der Gesamtstrecke, hatte der Bau durchgeführt werden können. Es war also nur mit einem ungeheuern Mehraufwand an Zeit, Menschen und Verpflegungsmaterial möglich, den Überfluß der Mitte des Schutzgebietes nach dem bedürftigen Norden zu überführen.

Bei alledem war es Lebensfrage für die Verteidigung des gesamten Nordens, daß die Engländer die Mittellandbahn an keiner Stelle erreichten. Geschah dieses, so war nicht allein unser ganzes Verteidigungssystem

durchbrochen, sondern es war auch die Usambarabahn nicht mehr zu halten, und mit ihr ging das reiche Siedlungsgelände des Nordens verloren, das soviel wertvolle Erzeugnisse für die Verpflegung der Europäer zu liefern imstande war, unendlich viel mehr als die gesamte übrige Kolonie.

Dieses wußte natürlich auch General Smuts. Zwar konnte es ihm verlockend erscheinen, die im Norden gesammelte Truppenmacht des Schutzgebietes anzugreifen, um sie mit einem Schlage zu vernichten und so dem Krieg um Ostafrika ein rasches Ende zu bereiten. Andererseits lag ihm daran, ohne besonders große Verluste sein Ziel zu erreichen. Die Anwerbungen gegen Deutsch-Ostafrika waren ihm nur deswegen in der Union möglich gewesen, weil er unter Hinweis auf den leichtern Erfolg in Deutsch-Südwest seinen Leuten den neuen Feldzug als eine bequeme „Picknickpartie" hatte ausmalen können. Jetzt hatten aber die Kämpfe um den Kilimandjaro schon erheblich mehr Menschen verbraucht als die gesamte südwestafrikanische Unternehmung, so daß es ihm bedenklich erscheinen mußte, den Stier fernerhin bei den Hörnern zu fassen. So hatte er denn nach den Märzkämpfen unverzüglich alles eingeleitet, um einen Vorstoß über die weite Steppe unter dem Grabenrand gegen die Mittellandbahn hin vorzutragen. Ein kühner Erkundungsritt, der die Palästinenser Gebrüder Blaich bis in das vom Feind besetzte Aruscha geführt hatte, brachte Nachrichten, die mit einiger Gewißheit darauf schließen ließen, daß in dieser Richtung etwas im Werke war; sei es auch nur zum Zwecke einer Demonstration, die aber, wenn sie gelang und einen Widerstand nicht fand, zur Haupthandlung erhoben werden konnte, indes die Schutztruppe den entscheidenden Angriff im Norden vergebens erwartete.

Das Kommando glaubte nicht recht an dies Unternehmen, da die Regenzeit den Gebrauch der Kraftfahrzeuge verhinderte, und weite Tsetsegebiete sich dem Vormarsch der feindlichen Reiterei entgegenstellten. Erst als am Lolkisale, zwei Tage südlich Aruscha die 28. Feldkompagnie eingeschlossen und vernichtet worden war, bequemte man sich zögernd zu der Anschauung, daß zum wenigsten eine immerhin nicht ungefährliche Seitenbewegung des Feindes hier stattfinde. Die 1. und 2. Schützenkompagnie, die von Daressalam rasch herangebracht wurden, vermochten den Vormarsch auch südlich Ufiome nicht zum Stehen zu bringen, da die fernerweit herbeigerufene Unterstützung, die 23. und 25. Feldkompagnie unter Hauptmann a. D. Klinckhardt, nur mit großem Zeitverluste vom Kivu-See herangezogen werden konnte. Sie wie die von Lembeni durch die Massaisteppe entsandte 13. Feldkompagnie unter Oberleutnant Langen trafen erst ein, als Kondoa-Irangi sich bereits in Feindeshand befand. Sie konnten nur hoffen, daß es ihnen in den südlich davon gelegenen Burungibergen gelingen werde, den Feind so lange aufzuhalten, bis ganz erhebliche Verstärkungen eingetroffen waren.

Denn jetzt schien es, als ob tatsächlich hier der entscheidende Angriff erfolgen werde. Am 21. April entschloß sich der Kommandeur, mit dem größeren Teile seiner Truppen den Marsch nach Kondoa-Irangi anzutreten. Von der Nordbahnstation Mombo mußte auf der Höhe einer fürchterlichen Regenzeit unter unsagbaren Strapazen der Weg bis an die Mittellandbahn zu Fuß zurückgelegt werden; auf ihr ging es von Kimamba nach Dodoma und von hier aus wieder zu Fuß gegen den vom Norden aus drohenden Feind, dessen bereits gegen die Burungiberge vorgeschobene Streifabteilungen vor dem Anmarsch des Kommandeurs auf die Hauptstellung bei Kondoa-Irangi zurückfielen.

Die jetzt bei Lembeni unter dem Befehl des Majors Kraut zurückgelassene Abteilung setzte sich in folgender Weise zusammen:

Der Stab:

Major Kraut, Hauptmann v. Brandis, Stabsarzt Dr. Vorwerk; die Feldwebel Czeczatka, Herfurth, Lehnhardt; die Gefreiten Schubert und Muthwill sowie als Landeskundiger der Ersatzreservist Wandelt und Unteroffizier d. L. Steinbach.

Die Truppe:

An der Lembenifront: 1. Feldkompagnie, Oberleutnant d. L. Merensky, 3. Feldkompagnie, Oberleutnant v. Busse, 16. Feldkompagnie, Oberleutnant Naumann, 17. Feldkompagnie, Leutnant d. R. Kempner, 30. Feldkompagnie, Hauptmann v. Heyden-Linden, Wangonikompagnie, Leutnant d. Sw. Volkmar, 5. Schützenkompagnie, Hauptmann Döring, 7. Schützenkompagnie, Hauptmann d. L. Demuth; Abteilung Rombo, Unteroffizier Richards, bei Kibaraschi; Rekrutendepot, Unteroffizier v. Zawatzki, bei Mkalamo. Batterie Sternheim mit einem 8,8-cm-Schiffsgeschütz, einem c/73 und zwei 6,0-cm-Kolonialkanonen; Batterie Fromme mit zwei kleinen Feld- und zwei Revolverkanonen zu 3,7 cm.

Als Grenzschutz: „Linie K", Hauptmann d. L. v. Bodecker; Abteilung Wilhelmstal, Hauptmann a. D. v. Ledebur.

Im Tangabezirk: Unter Major v. Boemcken: 4. Schützenkompagnie, Oberleutnant d. L. Methner, Abteilung v. Lekow (40 Gewehre und 1 Maschinengewehr) an der nordwestlichen küstennahen Grenze; Landsturm Tanga unter Oberleutnant d. R. Auracher; Küstenschutz unter Oberleutnant d. L. Lehn; Rekrutendepot Magila unter Kapitänleutnant a. D. Niemeyer; ein 10-cm-Schiffsgeschütz in Tanga; Batterie Hengstenberg: ein c/73 und zwei 3,7 cm-Kanonen.

Als Bahnschutz: eine kleine Anzahl an der Linie verteilter Gruppen unter Oberleutnant d. R. Kluge.

Feldlazarette: Buiko (Stabsarzt Dr. Marschall), Korogwe (Stabsarzt Dr. Müller), Mauri (Dr. Deppe), Mombo (Dr. Gothein), Tanga (Stabsarzt Dr. Greisert).

Feldintendantur „Nord“ unter Schatteburg.

Bahn: Linienkommandant Leutnant d. R. Dietrich; Leitung Gefreiter d. L. Eisenbahndirektor Kühlwein; Betrieb: Kontrolleur Gürke.

Im ganzen waren das etwa 3000 Gewehre, von denen die Hälfte nur an der Lembeni-Front stand, die übrigen zu den verschiedensten Zwecken weithin über den ausgedehnten Befehlsbereich zerstreut waren. Die Bewaffnung war besonders bunt und mangelhaft; nur 1⅔ Kompagnien hatten unser modernes rauchschwaches Gewehr Modell 98; drei Kompagnien waren mit eroberten englischen rauchschwachen Gewehren ausgerüstet; alle übrigen führten das alte rauchstarke Modell 71, denen sämtlich die Seitengewehre fehlten. Schanzzeug war so gut wie gar nicht vorhanden. Erst im Verlauf des Kampfes an der Nordbahn wurden zwei weitere Kompagnien mit dem neuen rauchschwachen S-Gewehr ausgerüstet.

Die ganze Abteilung verpflegte sich aus dem Lande unter Leitung einer eigenen Feldintendantur, die getrennt von der Gesamtetappenleitung selbständig arbeitete und, solange man sich an der Bahn befand, für gute und ausreichende Ernährung zu sorgen verstand, denn für diese verkleinerte Truppe genügte das Vorhandene vollauf. Überall war ein reichlicher Anbau von Mais durchgeführt, der durch Dampfmühlen, besonders diejenige des Pflanzers Werner in Hale, in Mehl verwandelt wurde. Das Usambaragebirge lieferte Kartoffeln, Gemüse, Weizen, Roggen, Kaffee, ja selbst Kakao, die Küste Zucker, Salz, Öl und manches andere Genußmittel.

Die Sicherung der Etappenlinie nach der Mittellandbahn zu in ihrem nördlichen Teile von Mombo bis Handeni gegen räuberische Überfälle der Massai, die geschlossen zum Feinde hielten, wurde von dem Rekrutendepot Mkomasi, diejenige des Weges von Handeni nach Kondoa-Irangi durch die Abteilung Rombo besorgt.

Auch jetzt verblieb unsere Linie nahe am Feind, sich hinziehend vom Dschipesee über das Nordparegebirge bis an den Pangani dicht unterhalb des Knies. Doch waren die Übergangsstellen der Bahn und des Burenweges in den Händen der Engländer, ebenso der Kahe- und Baumannhügel auf dem linken Ufer.

Die nördlich der Pare- und Usambaraberge verlaufende Landesgrenze vom Dschipesee bis Jassin an der Küste war teilweise durch die dieser Gegend eigene Unwegsamkeit des Geländes, teilweise durch Posten gesichert; als Kern des hier stehenden Schutzes hatte die 4. Schützenkompagnie bei Kwakinjembe zu gelten.

Nur 1500 Gewehre hatte Major Kraut nach Abzug des Kommandeurs zur freien Verfügung; mußte aber die gleiche lange Linie besetzt halten und durch seine Tätigkeit beim Feinde den Glauben erwecken, als ob noch die Gesamttruppe diesem gegenüberstände. Bemerkte dieser den Abmarsch und warf seinerseits einen größern Teil seiner Abteilungen auf Kondoa-Irangi

und darüber hinaus, ehe der Kommandeur sein Ziel erreicht hatte, so war der Durchbruch auf die Mittellandbahn nicht zu verhindern. Diese Festhaltung des Gegners im Norden war also ein äußerst wichtiger Teil des dem Major Kraut gegebenen Auftrages, dessen Erfüllung, wie wir sehen werden, ihm nach Maßgabe der Verhältnisse gelang, wenn anders General Smuts damals überhaupt die Absicht gehabt haben sollte, sich mit mehr als einer geringern Abzweigung seiner Macht bei Kondoa zu betätigen. Dann mußte dem etwaigen Vordrängen der Engländer an der Nordbahn gegen die Küste Widerstand entgegengesetzt werden, was man auch der nur noch so gering bemessenen Truppe zutrauen zu dürfen glaubte, da man eben der Anschauung geworden war, daß der Hauptstoß sich nicht gegen diese, sondern über Kondoa-Irangi hinaus richten werde. Dabei mußte Major Kraut sein Augenmerk auch darauf lenken, daß eine Umgehung seiner Stellung vom Norden des Gebirges her, durch die verschiedenen Pässe, möglich war und er auf diesem Wege würde ausmarschiert werden können. Kurz, es war eine Fülle schwerwiegender Verpflichtungen, die ihm und seiner Handvoll Leute aufgebürdet wurde, denn einer großen Übermacht würde er, mochte es kommen, wie es wollte, auf jeden Fall gegenüberzustehen haben mit seinen wenigen Kompagnien, die unter der bisherigen Gesamtheit der Truppen des Kommandeurs als die am wenigsten gut ausgerüsteten bezeichnet werden mußten.

Zunächst blieb nach dem Abmarsch des Kommandeurs noch eine Zeitlang alles ruhig, sei es, daß der Feind sich tatsächlich täuschen ließ, sei es, daß die klimatischen Einflüsse der Regenzeit oder der noch nicht beendete Ausbau seiner rückwärtigen Verbindungen und sonst welche Ursachen ihn dazu veranlaßten. Daß er kommen würde, einerlei, ob im Hauptunternehmen oder in einem mit dem Vorgehen auf Kondoa zusammenarbeitenden Nebenangriff, war sicher. Denn hatte der Feind diese reichen und zum Teil überaus gesunden Gebiete in seiner Hand, so durfte er damit rechnen, daß eine Hauptstütze längern Widerstandes beseitigt sei, auch wenn es nicht gelingen sollte, der bewaffneten Macht einen vernichtenden Schlag beizubringen.

Am 5. April sahen unsere Vorposten am Dschipesee die erste Lokomotive durch den Reatapaß fahren; nicht lange dauerte es, und die Züge der Ugandalinie liefen in den Schienenstrang unserer Usambarabahn einige Kilometer nördlich Kahe ein. Am 20. Mai waren unter dem Schutze der Stellungen auf dem Kahe- und Baumannhügel die Übergänge über den Ruvufluß bereits wiederhergestellt, in einem Augenblick, in dem nach Aufhören der Hauptregen an größere kriegerische Tätigkeit gedacht werden konnte.

Das Gelände war nicht so schwierig, daß es Hindernisse unüberwindlicher Natur gesetzt hätte; und hatten die mächtigen Panzerauto erst einmal auf dem an sich ebenen Boden Bahn gebrochen, so war der Weg fast überall für Kriegsmaterial jeder Art in diesem Gelände frei. Auch die Kette der

Pare- und Usambaraberge bildete keinen Schutz, wenigstens bei weitem nicht einen solchen, wie man in vergangener Zeit vielleicht davon erhofft hatte, denn es stellte sich heraus, daß die Engländer auch in größern Verbänden imstande waren, diese Höhen auf allen möglichen Pfaden zu überwinden; dazu gewährten die Senkungen zwischen Nord- und Mittelpare bei Ngulu, zwischen Mittel- und Südpare bei Same sowie zwischen Südpare und Westusambara bei Mkomasi gute Übergänge. Der letztere war noch außerdem mit einer vortrefflichen Fahrstraße versehen, die einst unter dem Gouverneur Freiherrn v. Rechenberg erbaut, um die Zwecklosigkeit der Fortführung der Nordbahn zu erweisen, einen wirtschaftlichen Nutzen nicht gestiftet hatte, jetzt aber dem Feinde sehr zustatten kommen konnte. Die verhältnismäßig beste Sicherung nordwärts der Berge war noch die dort befindliche unbewohnte, unwegsame und in der Trockenheit fast wasserlose Wildnis; doch war, jetzt kurz nach dem Abschluß der Regenzeit, der Reiterei sowie dem mächtigen Kraftwagenpark des Feindes auch hier ein wirkliches Hindernis nicht gegeben.

Die Abteilung Kraut hatte demnach eine ungeheure Aufgabe gestellt bekommen, zumal sie, wie sich alsbald herausstellte, gegen einen zehnfach stärkern Gegner zu kämpfen hatte. Dabei muß man in Anschlag bringen, daß diese Übermacht ausschließlich fechtende Truppe von durchweg weißer Farbe war, indes alle andern hinter der Linie unentbehrlichen Arbeiten durch weitere Hilfsmannschaften des Feindes erledigt wurden. So war General Smuts imstande, seine eigentlichen Angriffstruppen täglich, ja in den einzelnen Gefechten zwischen den verschiedenen Vorstößen auszuwechseln und auf diese Weise immer wieder frische Massen gegen unsere übermüdeten und mangelhaft bewaffneten Kompagnien vorzuführen.

Dem Feinde fehlte nichts an modernem Kriegsmaterial. Besonders waren es die Flieger, die um so mehr einen unheimlichen Eindruck auf unsere Askari machten, als wir nichts besaßen, um ihnen entgegenzuwirken. Für diesen Zweck hatte auch der am 17. März eingetroffene Hilfsdampfer „Marie von Stettin“ gar nichts mitgebracht.

Die Truppenlager der Feinde hatten sich fortwährend vergrößert, und am 20. Mai konnten unsere Erkundungsabteilungen berichten, daß starke Ansammlungen von Kraftfahrzeugen und Ochsenwagen auf einen nahen Vorstoß hindeuteten.

Major Krauts Stellung war annähernd die gleiche geblieben, wie sie war beim Abmarsch des Kommandeurs. Nur die Vorposten am Dschipesee hatten zurückgenommen werden müssen. Der Haupttrupp stand bei der Station Lembeni, indes am Ngulupaß, etwa drei Stunden westlich von Kilometer 278, zwei Kompagnien den Rücken deckten gegen einen Vorstoß vom Dschipesee her. Auf dem linken Flügel dieser Front aber war keine genügende Deckung, denn hier lag der Pangani etwa 25 Kilometer vom Gebirge ab, ließ also

genügend freien Raum für Umgehungen, da er auf beiden Ufern von offener Grassteppe begleitet war, nicht allein für Fußvolk, sondern auch für Reiterei und Kraftwagen jede nur wünschenswerte Bewegungsfreiheit bietend. Daß der Feind sich diese gute Gelegenheit nicht würde entgehen lassen, darauf ließen zahlreiche, schon seit längerer Zeit unternommene Fliegererkundungen in dieser Gegend schließen.

Am 22. Mai setzte der Angriff ein; die Engländer überschritten den Panganifluß auf den hergestellten Brücken. Zwei Tage dauerte der Übergang; immer neue Truppenteile, die sich herüberschoben, konnte der Beobachtungsposten melden; es war, als wollten sie gar kein Ende nehmen. Trotzdem griff der Feind nicht an der Front an; nur bis an die Station Kissangire schob er sich vor, besetzte den dort liegenden Luamiberg, aber hielt sich vorsichtig außerhalb der Reichweite des 10,5-cm-Geschützes, indem er wohl zunächst erst einmal die Wirkung seines Flankenstoßes auf den Ngulupaß abwarten wollte, wo unsere Besatzung durch eine von Lembeni entsandte Kompagnie verstärkt worden war. Doch kam auch hier der Feind nicht voran, obwohl es infolge von vorgelagerten Sümpfen noch nicht einmal möglich gewesen war, unsere Geschütze bis an einen im Paß gelegenen und die Gegend beherrschenden Hügel zu bringen. Ein Versuch englischer Reiter, an der Deckung des Ngulupasses vorbei gleich auf den Samepaß vorzustoßen, scheiterte an dem tapfern Widerstand, den der Unteroffizier d. L. Förster Näpfe den Angriffen zweier feindlicher Abteilungen entgegensetzte. Nun erst sandte General Smuts 1500 bis 2000 Reiter, also mehr, als die ganze Streitmacht Krauts Gewehre aufwies, vom Baumannhügel den Pangani abwärts, die sich alsbald in der Höhe unserer Lembenistellung befanden und, wenn sie gewollt oder den Antrieb dazu gehabt hätten, vor den Unserigen Same würden haben erreichen können, um hier den Rückzug in die zunächst für die Verteidigung vorgesehene Stellung bei Kilometer 190 abzuschneiden.

Kein Schuß war gefallen, außer in einem belanglosen Patrouillengefecht; die zahlenmäßige Überlegenheit und der gewaltige Vorteil, der in dem Besitze der Fülle moderner Kriegsmittel beruhte, gestattete eben dem Gegner, unblutige Siege zu erringen, wenn nicht durch zweck- und nutzloses Ausharren der Bestand unserer gesamten Truppe mit einem Schlage aufs Spiel gesetzt werden sollte. Dank der mangelhaften Vorbereitung der Kolonie für den Ernstfall und dank der Nichtbeachtung, mit der auch während des Krieges das Schutzgebiet bedacht war, fand sich das kleine Häuflein verlassener Soldaten fast in der Lage, wie etwa ein Landsknechthaufen des braven Georg Frundsberg es gewesen sein würde, der, wiedererweckt aus den Gefilden von Pavia, nun plötzlich nicht mehr gegen Franz des Ersten von Frankreich gleichgeartete Scharen, sondern gegen die französische Armee von heute vor den Toren von Verdun geführt werden sollte. Nur wenn man dieses ungeheuerliche Mißverhältnis

sich immer wieder vor Augen führt, kann man sich darüber klar werden, wie groß die Leistung der ostafrikanischen Schutztruppe im Verlauf dieses ganzen ungleichen Kampfes gewesen ist.

Mit einem Schlage mußte jetzt die Verteidigungslinie um rund 80 Kilometer zurückverlegt werden, weil das dazwischenliegende Gelände eine brauchbare Stellung bei dem ungleichen Zahlenverhältnis nicht darbot. Der Pangani fließt auf dieser ganzen Strecke weitab vom Gebirge in einem offnen, für den Feind überall gangbaren Gelände, das für Umgehung außerhalb der Reichweite auch unsers großen Geschützes an allen Stellen vortrefflich geeignet war. Die Truppe, die sich unbedingt, um den rechten Flügel wenigstens zu schützen, an das Gebirge anlehnen mußte, würde auf ihrer linken Seite gar keine Deckung gehabt haben und außerdem noch in der Gefahr gestanden haben, durch den Samepaß auch von Norden her umgangen zu werden. Erst bei Kilometer 190 dicht vor Buiko näherte sich der Fluß den Höhen wieder bis auf 2 Kilometer, auf diese Weise eine Enge bildend, die sich um so mehr für eine Verteidigung eignete, als das rechte Ufer mit schwerem, für größere Abteilungen kaum gangbaren Dornbusch bestanden ist.

Die Truppen wurden mit der Bahn nach dem neugewählten Kampfgefilde befördert, doch wurde das zuvor befindliche Gelände nicht ohne weiteres aufgegeben, sondern durch die Nachhut unter Hauptmann Demuth zäh verteidigt, damit sowohl die Bahn gründlich zerstört, wie die neue Linie genügend vorbereitet werden konnten. Zunächst hielt er bei Same stand; dann bei Makanja und Hedaru. Letztere Bahnstation wurde gegen wiederholten Frontangriff gehalten, mußte aber schließlich am 29. Mai früh morgens geräumt werden, nachdem der Feind mit 3000 Reitern und Kraftwagen die Stellung auf der Flußseite überflügelt hatte. So dicht war der Feind ihm auf den Fersen, daß er von dem letzten Wagen des Zuges aus, der ihn beförderte, mit einem 3,5-cm-Geschütz sich der eilig nachdrängenden Kavallerie erwehren mußte, und am Ziel seiner Fahrt führte der Weg mitten durch ein Feuergefecht, das sich bei Kilometer 190 bereits zwischen der Vorpostenabteilung des Hauptmanns Döring und englischen Reitern entwickelt hatte.

Döring mußte hier mit vier Kompagnien den übergewaltigen Ansturm aushalten, um den weitern Rückzug der Gesamtabteilungen zu decken, denn die befürchtete englische Umgehung von Norden her auf der Rechenbergstraße bei der Bahnstation Mkomasi trat in Erscheinung, und die beiden hier aufgestellten großen Geschütze (ein 8,8 cm und ein 10,5 cm) unter Korvettenkapitän Schönfeld, gedeckt durch zwei Feldkompagnien, konnten den auch hier weit überlegenen Gegner nicht allzulange am Vormarsch hindern. Döring hatte sich bei Kilometer 190 gegen den Frontangriff am 30. Mai vom frühen Morgen an mit Erfolg verteidigt, mußte aber nach elfstündigem Kampfe weichen, weil es dem Feinde möglich war, vier Geschütze auf die Höhen des

deutschen rechten Flügels zu bringen, welche mit den zur Verfügung stehenden geringen Mitteln nicht hatten besetzt werden können. Es gelang, die Kompagnien ohne großen Verlust vom Feinde zu lösen, sie gingen mit der Bahn bis in die Nähe der Station Mkumbara, wohin die schweren Geschütze Schönfelds mit ihrer Bedeckung rechtzeitig folgen konnten. Auch die 16. Feldkompagnie mit einem Geschütz der Batterie Sternheim, die bei Kilometer 190 zum Schutze des linken Flügels auf das rechte Flußufer gebracht worden war, fand sich unbeschädigt hier ein.

*

Nach Aufgabe der Stellung von Buiko war der Führer der Nordabteilung vor einen folgenschweren Entschluß gestellt, worüber vom Kommando dem Major Kraut die Entscheidung vollständig überlassen war, obwohl sie eine grundsätzliche Bedeutung für den weitern Verlauf der Gesamtkriegführung haben konnte. Es handelte sich darum, ob auf dem fernern unausbleiblichen Rückzuge dem Laufe der Nordbahn fernerhin zu folgen sei, und somit Tanga sowie das Küstengebiet gedeckt und gehalten werden solle, oder ob es notwendiger sei, nach Süden abschwenkend, sich zwischen die Mittellandbahn und den Feind zu schieben.

Von Mombo, der zweitnächsten Station hinter Mkumbara, zweigt sich die auf 90 Kilometer mit einer kleinen Feldbahn versehene Hauptetappenstraße zwischen Nord- und Mittellandbahn ab, die bei Handeni mit der alten Verkehrsstraße Korogwe-Morogoro zusammentrifft. Hier war also den Engländern die Gelegenheit geboten, auf dem unter den gegebenen Umständen bequemsten, für Reiterei und Kraftfahrzeuge durchweg brauchbaren Wege die Mittellandbahn zu erreichen und sich wie ein Keil zwischen den Haupthafen Daressalam und das Innere, zwischen die Haupttruppe des Kommandeurs und die Küste zu drängen, sowie Morogoro zu erreichen, welches in dieser Zeit als Mittelpunkt der militärischen und zivilen Verwaltung zu gelten hatte.

Major Kraut mußte annehmen, daß die Erreichung dieses Zieles die vornehmste Absicht des Feindes sein werde. Trotzdem hätte sein Verbleiben an der Usambarabahn das militärisch Richtige genannt werden müssen, wenn dadurch der Rest des wichtigen Nordgebietes noch auf einige Zeit gehalten werden konnte. Das war aber nur dann möglich, wenn er die Gesamtheit der ihm bisher gegenüberstehenden Gegner auf sich zog, oder diese doch zum mindesten nicht stark genug waren, die Schwenkung auf die Mittellandbahn zu wagen, solange er ihnen in der Flanke und im Rücken stand. Zweifel darüber, was zu tun, konnten nur so lange obwalten, wie man annahm, was damals beim Kommando noch der Fall, daß General Smuts die größere Menge seiner Streitkräfte nach Kondoa-Irangi geworfen habe, den Kampf im Norden aber nur mit einer verhältnismäßig kleinen Abteilung

durchführen lasse. Kraut war überzeugt davon, daß er mit seinen wenigen Gewehren die 10- bis 20fach überlegene Hauptmacht des Feindes sich gegenüber habe; er war also zu schwach, um beide Aufgaben zu lösen; er entschloß sich daher und, wie die Folgezeit ergab, mit Recht, den Norden aufzugeben, um die Mittellandbahn verteidigen zu können.

Am 4. Juni nachmittags wurde es aus den Meldungen klar, daß Smuts den Rechtsabmarsch auf diese als sein Ziel betrachte; man beobachtete, daß die großen Truppenabteilungen, die sich bei Buiko angesammelt hatten — etwa 15000 Mann —, sich flußabwärts in Bewegung setzten. Gelang es ihnen, den Brückenübergang bei Mkalamo, der bis dahin nur schwach besetzt war, vor dem Eintreffen unserer Verstärkungen zu erreichen, so wäre Major Kraut gegen seine Absicht das zu tun gezwungen gewesen, was er gerade vermeiden wollte, nämlich an der Nordbahn zu verbleiben, oder er hätte versuchen müssen, weiter östlich auf dem nicht vorbereiteten Wege über Korogwe-Hale die Mittellandbahn zu erreichen, was ihm voraussichtlich aber nicht vor dem Gegner hätte gelingen können.

Während die schwere Artillerie am 4. Juni unter Deckung durch die Abteilung Kempner (17. Feld- und Wangonikompagnie) zur Verschleierung des Abmarsches die feindlichen Lager bei Buiko und am Mankasee beschoß, wurde der Rest der Truppe mit der Bahn von Mkumbara nach Mombo und von hier auf der Feldbahnstraße nach dem Brückenübergang bei Mkalamo geführt. Am 5. Juni morgens vor Tagesanbruch wurde dann auch das Geschütz in Sicherheit gebracht, nachdem es unter Kapitän Schönfelds Leitung bis zum letzten Augenblick ausgeharrt hatte.

Möglich war all dies nur durch eine außerordentliche Leistung der Angestellten der Usambarabahn — die Zugführer mußten ohne Ruhepause 48 Stunden auf der Lokomotive stehen — unter Leitung des Bahnkontrolleurs Gürke und des Ingenieurs Springer, welch letzterer unter Beihilfe des Leutnants d. R. Kluge eine gründliche Zerstörung des Oberbaues durchführte; alle diese Maßnahmen wurden gesichert durch die von Mkumbara langsam zurückgehende Abteilung Kempner.

Am 7. Juni abends waren die Truppen unter dauernder Belästigung durch Flieger bei Mkalamo in ihren Verteidigungsstellungen eingerichtet, je etwa zur Hälfte auf jedem Ufer, da man noch nicht wußte, welchen Weg General Smuts wählen würde. Am 8. Juni erkannte man aus dessen Bewegungen, daß er das linke Panganiufer, wo der Masi- und Ngaiberg uns zu guter Beobachtungsstellung und Flankendeckung dienen konnten, zu vermeiden beabsichtige, um auf dem rechten durch das offne Gelände auf die Feldbahn und Etappenstraße vorzustoßen. Noch am 8. Juni wurden daher fast alle unsere hier verbliebenen Kompagnien hinübergenommen. Am 9. Juni setzte der Angriff ein, stieß aber, da er durch ein vom Masiberg aus arbeitendes

6-cm-Geschütz erheblich aufgehalten wurde, erst gegen 12 Uhr mittags auf den linken Flügel der Abteilung Döring, und zwar auf die an den Fluß angelehnte 3. Schützenkompagnie. Unter heftigem Feuergefecht tastete der Feind sich an dieser entlang, um auf die anschließende 16. Feldkompagnie zu stoßen, die ihn gleichfalls zurückwies. Er glitt an dieser weiter nach rechts und traf hier auf eine Lücke, die sich zwischen ihr und der 1. Feldkompagnie gebildet hatte. Fast gelang es ihm, hier in unsere Linie einzudringen, aber noch im entscheidenden Augenblick warf Döring die letzte ihm verbliebene Reserve, einen Zug der 5. Schützenkompagnie unter Feldwebel Giese, entgegen, der unter der Leitung seines umsichtigen Führers das Loch verstopfte. Doch war die 1. Feldkompagnie durch diese Vorgänge nicht unbeeinflußt geblieben; sie geriet ins Schwanken und mußte durch Eingreifen einmal des Stabes selbst, das andere Mal durch dasjenige des Stabsarztes Dr. Vorwerk wieder vorgeführt werden; der Ansturm des Feindes gegen diese und die benachbarten Kompagnien wiederholte sich dreimal, und zwar immer mit frischen Sturmkolonnen, die der Feind im hohen Grase gegen die erschöpften eintauschte. Diese Vorgänge an der Grenze der 16. und 1. Feldkompagnie waren Augenblicke höchster Spannung; stieß der Feind hier durch unsere Linie hindurch, so gab es für uns keine Reserven mehr zu versenden, um ihn daran zu verhindern, daß er nicht unsere Linie durch Sturmangriff von der linken Flanke her aufrollte und die ganze Stellung gegen und in den Pangani warf. Es wäre um die Nordabteilung geschehen gewesen, wenn nicht die Umsicht des Hauptmanns Döring und die Entschlossenheit des Feldwebels Giese der Sache eine günstige Wendung gegeben hätten.

Auch die Engländer hatten das richtige Gefühl, daß hier etwas für sie zu erreichen war; in immer wiederholtem Andrängen richteten sie ihren Angriff gegen die 1. und 16. Feldkompagnie, von denen die letzte sich fast vollständig verschossen hatte; die Askari kamen zu ihrem Leutnant Tiedgens und wünschten zurückzugehen, um die Munition zu ergänzen, er aber gab, im richtigen Gefühl der Lage, anstatt dessen den Befehl: „Seitengewehr pflanzt auf!" Das Kommando lief die Front entlang; die Leute blieben ruhig liegen, den Befehl zum Sturmangriff erwartend, und wehrten mit einzelnen Schüssen den Gegner ab, unterstützt durch das Maschinengewehr, das der Feldwebel Lange im schärfsten Feuer des Feindes an die gefährdete Stelle brachte. Das alles zusammen rettete die Lage; der Feind ließ ab und glitt weiter die Front entlang, traf auf die 3. Feldkompagnie und an deren linken Flügel auf einige vorgeschobene Patrouillen. Dann brach die Dunkelheit herein, weitern Unternehmungen ein Ziel setzend.

Der Tag von Mkalamo war für uns keine Niederlage; vor den paar schwachen Kompagnien hatte die Gesamtmacht des Feindes sich blutige Köpfe geholt; der Zweck des Gefechts, den Rückzug auf der Etappenstraße

ungehindert fortsetzen zu können, war erreicht worden. Aber es war auch kein Sieg, der die Gemüter hätte erheben können, denn das Gefühl wurde unwiderstehlich verstärkt, daß schließlich das Kämpfen mit ungleichen Waffen gegen die ungeheure Übermacht doch immer, wie auch jetzt, trotz aller Tapferkeit und Ausdauer mit einem Rückzuge werde enden müssen. Dieser mußte auch jetzt angetreten werden, da eine unsern linken Flügel von weither umfassende Bewegung englischer Reitermassen festgestellt wurde.

Die Abteilung Kempner hatte sich zur Deckung der Gesamtbewegung unter kleinern Gefechten bei Mkumbara gehalten. Sie ging, jeden Fußbreit Landes in steten Kämpfen verteidigend, langsam rückwärts. Erst als Kempner sich nach Räumung der Mkalamostellung völlig ausmarschiert sah, vernichtete er am 11. Juni die große Panganibrücke bei der Bahnstation Maurui und zog sich auf Umwegen wieder an die Hauptabteilung heran.

Sein Widerstand hatte die Zeit geschaffen, die an der Küste stehenden Gruppen unter Major v. Boemcken heranzuziehen, damit sie an seiner Stelle die Flankenbedrohung der Engländer übernehmen könnten. Es war dies zunächst die 4. Schützenkompagnie (Methner), die, von der Nordgrenze herangeholt, diese den nachdrängenden indischen Truppen überlassen mußte; dann die Landsturmabteilung Wilhelmstal, welche bisher den Luengerapaß zwischen Ost- und Westusambara besetzt gehalten hatte. Zu ihnen stieß ferner die zur Kompagnie Tanga umgebildete Landsturmabteilung Tanga, wodurch dieser im Beginn des Krieges so glänzend verteidigte Hafenort der alsbald in der Mansabucht landenden feindlichen Marine fast kampflos überlassen wurde, da die dort verbliebene kleine Abteilung v. Lekow Widerstand nicht leisten konnte. Nur der sehr kleine „Landsturm Pangani“ blieb zur Beobachtung der feindlichen Bewegungen an der Küste zurück.

Major v. Boemckens Truppe war alles in allem nur 400 Gewehre stark, aber sie hielt sich lange Zeit in der linken Flanke, ja geradezu im Rücken des auf die Mittellandbahn vordringenden Feindes. Noch am 14. Juli griff Oberleutnant d. L. Methner in einer kecken Bewegung die längst in der Hand des Gegners befindliche Bahnstation Korogwe an, indem er diesem dabei schwere Verluste zufügte. Es waren dies fast zu kühne Unternehmungen, die wohl für den vortrefflichen Geist der Truppe und die Opferwilligkeit der Europäer ein glänzendes Zeugnis ablegten, aber schließlich doch einen merkbaren Nutzen nicht erzielten. Aus den schwierigsten Lagen zogen sich v. Boemcken und Methner immer wieder heraus, aber schließlich mußten sie, in Wahrheit nur Schritt vor Schritt weichend, sich doch, für längere Zeit ganz getrennt von Kraut, auf der Straße Hale—Mandera auf die Mittellandbahn zurückziehen. Dabei konnte es gar nicht verhindert werden, daß nacheinander die Küstenplätze Pangani, Sadani und Bagamojo in Feindeshand fielen, welche die Engländer von der See aus besetzten, indem sie jedesmal

starke Abteilungen unter dem Schutze von Kriegsschiffen landeten. Nur um Bagamojo wurde durch Truppen, die in der Hauptsache von Daressalam aus entsandt waren, gekämpft, doch erfolglos und unter schweren Verlusten für uns an Askari und Europäern, darunter der Führer der Deutschen, Hauptmann Bock v. Wülfingen.

Die Hauptabteilung unter Major Kraut war in der fast ganz offnen Steppe in steter Fühlung mit dem Feinde und unter dauernden Gefechten vor der großen Übermacht bis an die Handenihöhen zurückgewichen, wo sie am 15. Juni mit der kleinen Abteilung Kempner wieder zusammentraf.

Hier liegt Derema, das Ende der Feldbahn, ungefähr auf gleicher Höhe mit Handeni, etwa 5 Kilometer davon entfernt; die über den erstern Ort sich hinziehende neue Etappenstraße, welcher der Rückzug Krauts bisher gefolgt war, vereinigt sich, weiterhin über Kwediboma und Pongwe verlaufend, bei Kangata mit dem über Handeni kommenden alten Karawanenweg von Korogwe. Diese beiden Straßen sollten verteidigt werden; hinter Handeni wurde das 10,5-, hinter Derema das 8,8-cm-Geschütz aufgebaut, doch konnte die Gesamtstellung nur als eine höchst unsichere bezeichnet werden, da zwar ziemlich dicht bestandenes, aber doch ganz gut gangbares Gelände ringsum sich ausbreitete, und die zur Verfügung stehenden Kompagnien nicht genügten, um eine geschlossene Verteidigungslinie zu bilden.

Am 16. Juni trat der Feind in Erscheinung, indem er auf unserm linken Flügel quer durch den Busch vorkam, kenntlich nur an den Feuer- und Rauchzeichen, durch die seine einzelnen Gruppen in dem unsichtigen Gelände die Verbindung miteinander aufrechterhielten. Als er in den Bereich unserer großen Geschütze kam, schwenkte er, seiner alten Taktik getreu, nach rechts ab, um unsere linke Flanke in einem großen Bogen zu umgehen. Kraut mußte dieser Umflügelung weichen; gedachte aber in Kangata die hier vereinigt verlaufenden Straßen dem Feinde streitig zu machen. Doch auch hier nahm dieser den Kampf nicht an, sondern griff wiederum, weit nach Westen ausholend, um den deutschen linken Flügel herum. Wieder mußte Major Kraut zurück, um über den Msihafluß vor dem Feinde den Ort Kanga zu erreichen, wo sumpfiges Steppengebiet mit den Unguubergen eine Art von leicht zu verteidigenden Engpaß bildeten.

Er ließ bei Kangata die 3., 16. und 30. Feldkompagnie sowie die Abteilung Pangani unter Hauptmann v. Bodecker zurück, mit dem Auftrag, die auf der Straße vorkommende feindliche Gruppe zur Entwicklung und zum Gefecht zu zwingen. Bei Ngeru njuu am Likugurafluß, wo die beiden Straßen sich auf eine kurze Strecke wieder trennen, brachte er die 5. und 7. Schützenkompagnie sowie die 1. Feldkompagnie unter Hauptmann Döring in Stellung, der jedoch nicht auf ein Gefecht sich einlassen, sondern nur als Verschleierung dienen sollte für die beabsichtigte eigentliche Verteidigungslinie an dem

10 Kilometer weiter rückwärts gelegenen Msihafluß bei Mlembule. Nach hier sollten auch die Kompagnien von Kangata, sobald sie daselbst ihre Aufgabe erfüllt hatten, über den Likugura zurückgehen. Zu gleicher Zeit wurden zwei Kompagnien unter Oberleutnant d. R. Kempner westlich in die Berge nach dem Orte Kimbi gesandt. Er mußte die hier durch die Höhen nach Süden führenden Wege in Verbindung mit der Abteilung Rombo verschließen, aber doch bereit sein, im Falle eines Gefechtes am Likugura oder am Msihafluß in der rechten Flanke des Gegners einzugreifen.

Die Engländer ließen der Abteilung v. Bodecker bei Kangata einen vollen Tag Zeit; erst am 19. Juni erschienen sie, auf der Straße sorglos dahinmarschierend, da sie offenbar einen Widerstand an dieser Stelle anzutreffen nicht erwarteten. Aus naher Entfernung mähten die Maschinengewehre der verdeckt stehenden Kompagnien in die Marschkolonne hinein; 30 bis 40 Gegner blieben auf Anhieb liegen, und der Feind sah sich gezwungen, in nächster Nähe seine Linien zum Feuergefecht zu entwickeln, so daß er, bis zum Abend aufgehalten, auch hierin noch starke Verluste zu verzeichnen hatte. Nach Erfüllung seiner Aufgabe ging Hauptmann v. Bodecker in der Dunkelheit vor einer auf seinen beiden Flügeln einsetzenden Umgehung auf Mlembule zurück.

Hauptmann Döring wurde am 22. Juni völlig überraschend und mit einem bisher nicht beobachteten Ungestüm bei Ngeru njuu angegriffen. Der erste auf die etwas vorgeschobene 5. Schützenkompagnie gerichtete Ansturm wurde abgewiesen und wiederholte sich nicht. Schon wollte Döring seinem Auftrag gemäß sich auf die Hauptabteilung zurückziehen, als der Gegner, gedeckt durch hügeliges Gelände und zwei Meter hohes Gras, plötzlich auf unserm linken Flügel wieder zum Vorschein kam, wo zwei Züge der 1. Feldkompagnie unter Oberleutnant d. L. Merensky den Kampf aufnahmen. Nach einstündigem Feuergefecht, als man auch hier schon glaubte, des Gegners Herr geworden zu sein, erfolgte plötzlich auf 50 Meter Entfernung aus dem hohen Schilfgras heraus ein wilder Sturmangriff des Feindes, nur Europäer, in Tuchfühlung. Es war dies eine der schneidigsten Unternehmungen der Engländer im ganzen bisherigen Verlauf des Feldzuges. Ohne sich um die Verluste zu kümmern, gingen sie drauf; unsere Linie wurde von der großen Übermacht überrannt. Sie eroberten hier das einzige (3,7-cm-) Feldgeschütz, das wir im offenen Gefecht verloren, ohne es, wegen Trägermangel aufgegeben, zerstört zu haben, und ein Maschinengewehr. Sie fanden aber auch einen Gegner, eines solchen Ansturms würdig; bis zum letzten Augenblick feuernd, fiel die deutsche Bedienungsmannschaft an den Lafetten, Unteroffiziere d. L. Turn und Krüger am Geschütz sowie am Maschinengewehr der Unteroffizier d. L. Pflanzer Taube, der schwer verwundet, durch den Bauch geschossen, in Feindeshand geriet. Ein englischer Parlamentär teilte später mit, sie seien

wie Helden gefallen, und General Smuts habe befohlen, sie mit militärischen Ehren zu bestatten.

Zwei südafrikanische Regimenter hatten gegen alles in allem drei schwache Kompagnien im Gefecht gestanden; vor dem entscheidenden Ansturm hatte der Feind seine im vorangegangenen Feuergefecht erschöpften Mannschaften im hohen Grase durch frische Europäer ersetzt — das war die Gefechtspause, als Merensky glaubte, es sei zu Ende — und nur zwei Askarizüge der völlig erschöpften Truppe hatte er an dieser Stelle sich gegenüber gehabt. Unsere Verluste waren nicht gering, aber die der Engländer müssen sehr schwer gewesen sein, denn nach Angabe des erwähnten Parlamentärs hatten zwei auf unserm Verbandplatz in Feindeshand geratene Sanitätsunteroffiziere, Bause und Schubert, bis tief in die Nacht hinein geholfen, die englischen Verwundeten zu verbinden.

Die Erstürmung ging so schnell vor sich, daß die zur Unterstützung bereits angesetzte Abteilung v. Heyden-Linden nur mehr mit einem Zuge der 3. Feldkompagnie von Msiha aus heranzukommen vermochte, und diese auch nur, um den Zurückweichenden als Aufnahme zu dienen.

Während Teile der Döringschen Abteilung erst auf Umwegen wieder zur Haupttruppe gelangten, trafen die 5. Schützenkompagnie und Teile der 1. Feldkompagnie auf dem geraden Wege in den vorbereiteten Stellungen am Msihafluß ein. Hier erschien, der ihm gewordenen Vorschrift gemäß, auch Oberleutnant Kempner von Kimbi her, gleichfalls infolge der Schnelligkeit des ganzen Vorganges für ein Eingreifen zu spät.

Doch auch die Stellung am Msihafluß erwies sich als nicht besonders geeignet zur Verteidigung; sie hatte den Nachteil, sich in einem Gelände zu befinden, das weithin für alle Waffengattungen des Feindes gut gangbar und doch wiederum derart dicht bestanden war, daß dessen unbemerktes Herankommen selbst durch den eifrigsten Vorposten- und Erkennungsdienst nicht hätte mit einiger Sicherheit verhindert werden können. Es war außerdem hier eine weit ausgedehnte Front zu halten, die in ihrer ganzen Länge durch die kleine deutsche Truppe nur in einem ganz lockern Verbande würde haben besetzt werden können. Ein nächtlicher Durchbruch wäre bei der Gesamtlage der Verhältnisse hier möglich gewesen, wenn es der Feind einigermaßen geschickt anlegte, ohne daß die Truppe überhaupt etwas davon zu merken brauchte.

Da nach den erlittenen schweren Verlusten General Smuts nicht sofort nachdrängte, fand Major Kraut die Zeit, wie beabsichtigt, eine neue bessere Stellung zu suchen und einzurichten, etwa 8 bis 9 Kilometer rückwärts, dicht südlich des Punktes, wo sich Etappenstraße und alter Karawanenweg wieder vereinigen. Hier fällt das Unguugebirge in dem vorspringenden Kangaberge steil gegen die Ebene ab. An diesen Hang, von dessen Höhen ein vortrefflicher Einblick

in das Vorgelände möglich war, wurde der linke Flügel der neuen Front angelehnt; nur 2 Kilometer war sie lang und wurde auf dem rechten Flügel durch ein buschbedecktes und bachdurchflossenes Sumpfgelände gedeckt. Sie konnte von drei schwachen Kompagnien vollauf gehalten werden; der Rest der Krautschen Abteilung wurde rechts rückwärts gegen eine etwa doch von dieser Seite her versuchte Umfassung in Bereitschaft gestellt. Als Flankendeckung stand außerdem im Osten die Abteilung Wilhelmstal, mit ihren Vorposten in Msente, etwa 15 Kilometer entfernt, in dem zwar noch hügeldurchzogenen, aber doch allmählich nach der Küste zu sich absenkenden Gelände. Der linke Flügel wurde durch die Abteilung Rombo gedeckt, die, weit nach Nordwesten vorgeschoben, in Kimbi und Mahasi die von Nord nach Süd durch die Berge nach Mission Mhonda und Etappenstation Tuliani führenden Flußtäler verschloß.

Diese Stellung, die am 25. Juni bezogen wurde, war so vortrefflich gewählt, daß sie den Vorstoß der Engländer bis auf weiteres zum Stehen brachte und endlich einmal der Abteilung Kraut die langersehnte Gelegenheit gab, sich auszuruhen. Sie war am Ende ihrer Leistungsfähigkeit angekommen; Europäer wie Askari waren vollständig aufgerieben. Einen vollen Monat lang hatte sie eine mehr als zehnfache zahlenmäßige Übermacht vor sich gehabt; in ununterbrochenen Kämpfen war sie, jeden Fußbreit Bodens verteidigend, zurückgewichen, immerfort und bei jeder Gelegenheit in der Gefahr,

von dem durch Reiterei und Kraftfahrzeuge leicht beweglichen Gegner überflügelt und abgeschnitten zu werden. Außerdem war es nötig, die Bewegungen des Feindes durch einen starken Vorpostendienst und eine nie unterbrochene Patrouillentätigkeit zu erkunden, die auch nicht ausgesetzt werden durfte, wenn hier und da einige Tage ohne Kampf und Marsch zugebracht werden konnten. Dazu die fortwährende durch nichts zu bekämpfende Belästigung durch Flieger; schutzbietende Unterstände zu bauen, fehlte es an Zeit; glaubte man nach harten Kämpfen und erschöpfenden Märschen endlich einmal Ruhe zu haben, so erschienen die Flugzeuge, Tag für Tag, bald vier zu gleicher Zeit, bald Stunde um Stunde ein neuer, der in aller Ruhe kreiste und eine günstige Gelegenheit für seine Würfe aussuchte. Diese ganze Maßnahme war darauf berechnet, nicht allein Schaden zu stiften, sondern eben durch Störung der Ruhe die Kräfte aufzureiben, denn waren die vier Bomben verbraucht, so folgten zahllose Handgranaten. War es verboten, nachts Kochfeuer zu haben, damit die Stellung nicht sichtbar werde, so waren am Tage Rauchsäulen die Verräter für die Flieger. Es wurde ungeheuer erschwert, rechtzeitig und regelmäßig das Essen fertigzustellen, das ohnehin seit Verlassen der Nordbahn sehr knapp war und nur unsicher geliefert werden konnte. Alles dies, die Kämpfe, die ermüdenden Märsche, die erschöpfende Arbeit und Unruhe bei Tag und Nacht, mußte ertragen werden in dem Bewußtsein, daß gegen diesen übermächtigen Feind mit den gewaltigen Hilfsmitteln alle Aufopferung am Ende doch einen Zweck nicht habe, ein wirklicher Sieg nicht erfochten werden könne; immer wieder ging es trotz erfolgreicher Gefechte rückwärts, immer zurück; das drückte schwer auf die Gemüter aller, und nicht zum wenigsten auf die Stimmung der Askari. Aber trotzdem hielt die Truppe sich vortrefflich und war immer bereit, den Führern zu erneutem Kampf zu folgen. Es war das schwerste Stück Arbeit, das in diesem afrikanischen Feldzug von irgendeinem Teile der Schutztruppe geleistet worden ist, und auch auf den europäischen Kriegsschauplätzen wird man vielleicht lange suchen müssen, bis man eine Leistung findet, die derjenigen dieses „verlorenen Haufens" gleichzustellen ist; um so mehr, als er nicht allein äußerlich fast unbeschädigt aus allen Gefahren hervorging, sondern auch noch alles Kriegsmaterial von der Nordbahn in Sicherheit brachte.

Jetzt endlich konnte man ruhen; die neue Stellung war ohne große Vorbereitungen nicht zu umgehen, und ein Angriff auf die schmale Front wurde nicht versucht. Man war in der Lage, Unterstände zu bauen gegen die täglich sich wiederholenden Fliegerbesuche; Grashütten wurden für die Unterkunft errichtet, denn auch für die Europäer hatten Zelte nicht mitgeführt werden können. Doch war auch dieses nicht etwa eine Zeit vollständiger Tatenlosigkeit, sondern durch eine rege Patrouillentätigkeit wurde der Feind umschwärmt; seine rückwärtigen Verbindungen wurden in dauernder Be-

unruhigung gehalten, und manch ein Kraftwagen ward abgeschossen, oder durch nachts in die Wege eingebaute Minen in die Luft gesprengt, teils durch die Streifabteilungen der Abteilung Kraut, teils durch solche der Tangatruppe unter Major Boemcken, die an der westlich gelegenen Straße Hale-Mandera-Kidugalla (Station der Mittellandbahn) lag, die Wege nach Pangani und Sadani deckend. Die Engländer, die sich am Msiha und in Mlembule festgesetzt hatten, blieben auch nicht ganz ruhig; ihren Europäern ließen sie Zeit, sich zu verschnaufen, aber durch indische Truppen drückten sie nach Osten, wodurch die Abteilung Boemcken veranlaßt wurde, allmählich bis Mission Mandera am Wami zurückzugehen, doch nicht ohne daß, wie früher erwähnt, noch Mitte Juli Korogwe im Rücken der Engländer den Angriffen der Kompagnie Methner ausgesetzt war.

Anfang Juli erschien der Kommandeur selbst und übernahm die Führung an der Kangafront, indem er elf Kompagnien von Kondoa-Irangi als Verstärkung heranführte. Damit wurde durch die Tat zugegeben, was man bisher entgegen den Berichten des Majors Kraut geglaubt hatte bezweifeln zu sollen, daß nämlich der Hauptstoß der Engländer nicht gegen Kondoa geführt worden war, sondern daß Kraut die gefährliche Ehre gehabt hatte, einen Monat lang mit einer Macht, kaum so stark wie zwei heimische Bataillone, die Hauptarmee unter General Smuts selber bekämpfen zu müssen. Der anerkennende Dank, welchen der Kommandeur Oberst v. Lettow den Europäern und Askari der hart mitgenommenen Truppe aussprach, war daher gewiß ein wohlverdienter.

Die von Korvettenkapitän Schönfeld und Hauptmann v. Brandis ausgesuchte Kangastellung wurde beibehalten, jetzt aber nach jeder Richtung hin verstärkt. Die küstennahen Teile der Bezirke Tanga und Sadani wurden aufgegeben, damit die sämtlichen Gruppen der Abteilung v. Boemcken zur Deckung des äußersten rechten Flügels aufgestellt werden konnten in Fühlung mit der Abteilung Wilhelmstal bei Msente und in Verbindung mit der Abteilung Stemmermann, die als Reserve der Kangastellung etwas rechts rückwärts von dieser lagerte. Die Berge auf dem linken Flügel, bisher nur durch die Abteilungen Kempner und Rombo gedeckt, wurden stärker besetzt durch Hauptmann Schulz mit drei Kompagnien am Wege Mlembule-Mahasi am Nordabfall des Kangaberges und, in Mahasi anschließend, durch die Abteilung Otto.

Auch in der nächsten Zukunft versuchte es der Feind nicht, diese Stellung anzugreifen, oder durch eine Flankierung in deren näherer Umgebung unhaltbar zu machen; dazu war sie auf der einen Seite zu stark, auf der andern zu weit ausgedehnt. Es mag sein, daß er weiter ausholende Umflügelungsbewegungen vorbereitete, oder vielleicht auch die Wirkung seiner Maßnahmen von Kondoa-Irangi aus gegen unsere nunmehr ja erheblich geschwächte dortige Verteidigungslinie abwarten wollte.

Vor allem aber war es die glänzende Leistung unserer Artillerie unter Korvettenkapitän Schönfeld, welcher die langdauernde Aufrechterhaltung der Stellung bei Kanga zu verdanken war. Am 25. Juni 1916 war sie mit der Abteilung Kraut in die Kangastellung eingerückt. Das Rückgrat dieser buntgemischten Artillerie bildete eins der langen 10,5-cm-Geschütze, welche der Kapitän Schönfeld derzeit im Rufidji-Delta nach Beendigung der dortigen Kämpfe vom Wrack der „Königsberg" geborgen und zur Hafenverteidigung zunächst nach Tanga und Daressalam geschafft hatte. Das Geschütz war beim Einbruch der Südafrikaner auf in der Kolonie hergestellten Lafetten bis in die Nähe des Kilimandjaro gewandert und hatte seither an allen größern Gefechten der Nordtruppen teilgenommen. Deren Artillerie bestand damals außer dem 10,5-cm-Geschütz, zu welchem später noch ein zweites trat, aus einem 8,8-cm-Schiffsgeschütz, einem alten Feldgeschütz C/73, einer 3,7-cm-Feld- und einer 3,7-cm-Revolverkanone. Das 10,5-cm-Geschütz und später auch das zweite erhielten ihre Stellung ca. 1,5 Kilometer hinter dem linken, das 8,8 hinter dem rechten Flügel. Die Kleinartillerie war in der Nähe der Straße in die Infanteriefront eingebaut, um hauptsächlich gegen Panzerautos zu wirken, mit welchen der Gegner besonders gern gegen uns arbeitete. Schönfeld hatte die Stellung der schweren Artillerie so gewählt, daß Mlembule, die einzige zwischen dem Likugura und Kanga an der Straße gelegene Wasserstelle, noch gut im Feuerbereich des 10,5-cm-Geschützes lag. Am 1. Juli rückten tatsächlich die ersten feindlichen Vortruppen daselbst ein, und schon am 2. Juli meldeten unsere Patrouillen den Beginn umfangreicher Lagerarbeiten.

Inzwischen war Schönfeld sich darüber klar geworden, daß die Beobachtung vom Kangaberge, so ausgezeichnet sie zur Feuerleitung gegen einen Angriff war, zu einer wirklich wirksamen Beschießung des feindlichen Lagers nicht genügen würde, weil die Mlembule südlich vorgelagerten Höhen dieses größtenteils der Sicht entzogen. Sollten wirklich gute Ergebnisse erzielt werden, so mußte ein durch Fernsprecher angeschlossener Beobachtungsplatz weit vor unsern Vorposten und seitlich von Mlembule gefunden und eingerichtet werden, um einen einwandfreien Einblick hinter die Hügel zu gewinnen. Von dem Auffinden eines solchen Platzes hing zunächst alles Weitere ab. Infolgedessen begab sich der Artilleriekommandant am 3. Juli, begleitet von Leutnant d. Sw. v. Eucken-Addenhausen und gefolgt von zwei Unteroffizieren, welche die Leitung legen sollten, auf eine Erkundigung. Der westlich der Straße sich nach Norden ziehende Gebirgshang zeigte den Weg, auf welchem allein das Erstrebte gefunden werden konnte. An dessen Fuße, gegen Kanga vorgeschoben, stand, wie unsere Streifpatrouillen festgestellt hatten, eine starke feindliche Feldwache; ferner fand regelmäßiger feindlicher Patrouillengang dicht am Gebirgshange nach Süden statt. Daß der Gegner so vorsichtig gewesen sein würde, auch auf dem Gebirgshang Posten auszustellen, mußte

angenommen werden. Es war daher äußerste Vorsicht nötig, sollte die Aufgabe gelingen. Auf mancherlei Umwegen wurde nach dreitägiger harter Arbeit am 6. Juli nachmittags mit der Fernsprechleitung unbemerkt ein Platz gewonnen, welcher schon einen befriedigenden Einblick in einen Teil des feindlichen Lagers bot. Um den erreichten Vorteil erst einmal auszunutzen, ehe ein unglücklicher Zufall den Lohn der Mühe raubte, fand am 6. Juli gegen Abend die erste kurze Beschießung statt, welcher ein Nachtschießen folgte. Der Erfolg war ein über Erwarten guter: der Feind beförderte am folgenden Tage, wie eine nördlich von Mlembule an der Straße liegende Beobachtungspatrouille feststellte, über 100 Schwerverwundete in Kraftwagen nach rückwärts ab. Die Erfahrung bei der Leitung dieser Beschießung hatte jedoch gezeigt, daß wir noch erheblich weiter vor und höher am Gebirge hinauf mußten, und so wurde denn täglich weiter vorgerückt. Von den jedesmal erreichten Endpunkten des Fernsprechers wurden am 7., 9. und 10. Juli erneute kurze Tag- und Nachtschießen geleitet, um Zeit und Gunst der Lage möglichst auszunutzen, denn Zerstörung des Drahtes und Aushebung des Beobachtungspostens war bei der kecken Unternehmung jeden Tag zu befürchten. Eine feindliche Patrouille stieß in der Tat sehr bald auf einen Teil unserer Leitung, wo diese ein mit hohem Schilf bestandenes Tal durchqueren mußte, und zerstörte sie. Eine neue Linie wurde gelegt, indes die alte, wiederholt zerstört, zur Täuschung des Feindes immer wieder hergerichtet wurde. Das ist leichter erzählt, als es ausführbar war, denn an all und jedem Material dazu litten wir empfindlichen Mangel.

Die Leitung bestand schließlich aus dickem und dünnem Eisendraht, allen möglichen Arten Kupferdraht, aufgedrehtem Stacheldraht und für die schwierigsten Stellen aus isoliertem Kabeldraht verschiedener Stärken. Auch Isolatoren gab es kaum mehr; Flaschen waren längst aufgebraucht oder wurden für die Magazine zu Verpflegungszwecken dringend benötigt. Deshalb wurde in dünne Platten geschnittener Rohkautschuk aus den Pflanzungen um die zugespitzten Leitungspfähle, welche auf der Strecke mit dem Buschmesser geschlagen wurden, oder um passend gewachsene Äste lebender Bäume befestigt, und um diese notdürftige Isolierschicht der blanke Draht gelegt. In der Heimat wird man sich kaum einen Begriff machen können, mit was für urweltlichen Mitteln wir uns hier gegen einen mit allen Erfindungen moderner Kriegstechnik aufs reichlichste ausgerüsteten Gegner behelfen mußten. Das Heraussenden eines guten, so dringend nötigen Feldfernsprechgeräts mit dem Hilfsdampfer soll dem Hörensagen nach, ebenso wie die Mitgabe guter Ferngläser, vom Reichskolonialamt als zu teuer und überflüssig abgelehnt worden sein.

Am 16. Juli war alles bereit; mit den Geschützen verbunden, lag der Beobachtungsstand unmittelbar über dem feindlichen Lager, so daß man jede Einzelheit darin einsehen konnte.

Dem unermüdlichen Schönfeld sowie seinen Gehilfen v. Eucken und den beiden tüchtigen Unteroffizieren Schwampe und Meinhard lachte das Herz im Leibe. Die ganze Lage hatte trotz ihrer Gefahr für die Beobachter etwas entschieden Komisches: unter ihnen die feindliche Feldwache und Postierungen auf allen Mlembule umgebenden Höhen, welche fleißig ihre Patrouillen abschickten, damit auch ja der Lagerfrieden nicht gestört würde, und über ihnen der böse Feind mit vollem Blick auf das ganze Tun und Treiben, den Schlüssel zu dem Lagerfrieden in Gestalt des Fernsprechers in der Hand, in welchen nur das Kommando „Feuer" gegeben zu werden brauchte, um dem Bilde der Ruhe mit einem Schlage ein jähes Ende zu machen.

Am 16., 17., 19. und 20. Juli fanden Beschießungen statt. Immer nur kurz, da wir sehr mit Munition sparen mußten, und der Nachschub wegen Trägermangels oft ganz stockte. Jedesmal entstand im Lager große Verwirrung. Menschen, Pferde, Vieh, Auto, Radfahrer, Reiter, Maultierwagen, Ochsenkarren flohen nach allen Seiten in die Richtung nach Norden und in die anliegenden dichten Wälder. Es war jetzt für uns kein unsicheres Tasten mehr, wir trafen nur die Plätze, die wir treffen wollten. Nach solchen Beschießungen lag das Lager für den Rest des Tages jedesmal verödet da. Aber auch nachts ließen wir ihnen keine Ruhe. Die Reihe der Sanitätskraftwagen, welche nach solchen Beschießungen ihren Weg aus dem Lager suchten, ließen uns jedesmal einen Schluß auf die erzielten Erfolge ziehen. Der Artilleriewirkung suchte der Gegner, abgesehen vom Bau zahlreicher Unterstände, durch Verlegung der besonders in Mitleidenschaft gezogenen Lagerteile an, wie er glaubte, geschütztern Plätzen zu begegnen, während er unsere Beschießungen durch fast tägliche heftige Fliegerangriffe erwiderte. Hierbei gelang es den Flugzeugen am 17. Juli trotz der guten Maskierung des 10,5-cm-Geschützes, einige Bomben in so bedenkliche Nähe davon zu werfen, daß es vorsichtshalber in der folgenden Nacht einen Platzwechsel vornahm. Am 22. Juli konnte das durch Leutnant z. S. d. R. Frankenberg herangeführte zweite 10,5-cm-Geschütz in Stellung gebracht und mit dem von Kapitän Schönfeld hergestellten Richtgeräte für indirekten Schuß ausgestattet werden, was eine kleine fliegende Schlosserwerkstatt schnellstens besorgte.

Zur kräftigern Ausnutzung der nunmehr verstärkten Artillerie fand gegen Abend (Zeit des Abkochens) des 25. Juli eine besonders heftige Beschießung Mlembules statt. Um die Feuerwirkung möglichst zu erhöhen, wurde auch das 8,8-cm-Geschütz hinzugezogen, welches, um mit seiner erheblich kürzern Schußweite das Ziel erreichen zu können, vor dem Beginn der Feuereröffnung unter dem Schutz einer schnell vorgeschobenen Kompagnie etwa 1,5 Kilometer vor die Infanteriestellung geschafft wurde. Während die beiden 10,5-cm-Geschütze Schrapnellsalven über das Lager legten, deckte das 8,8-cm-Geschütz, welches nur Granaten hatte, einen ihm besonders zugewiesenen Lagerteil

ein. Kurz nach Beginn dieser Beschießung erhob sich über Mlembule eine ungeheure, alles verhüllende Staubwolke, zerrissen und durchzuckt von den in ihr krepierenden Schrapnells und Granaten.

Am 26. Juli erfolgte als Gegengabe ein besonders heftiger und ausgedehnter Fliegerangriff, jedoch ohne jeden Erfolg, da überall gute Unterstände gebaut waren. Der Gegner ging von jetzt ab dazu über, seine Flieger nicht mehr in einem Geschwader gleichzeitig angreifen zu lassen, sondern die Flugzeuge lösten sich ab, auf diese Weise unsere Artillerie möglichst lange zur Ruhe zwingend.

Einige in der Folge eintretende trübe Tage erschwerten die Beobachtung, ferner aber griff der Feind zu dem Mittel, durch viele in der Umgebung von Mlembule ständig unterhaltene Rauchfeuer einen dichten Schleier über die ganze Gegend zu legen, was bei Windstille gut gelang. Daher konnte erst am 29. Juli wieder ein klarer Einblick in das Lager gewonnen werden. Da zeigte sich dann große Veränderung. Das bisherige Inderlager und Teile des Europäerlagers waren gänzlich verschwunden, nur Reste niedergelegter Hütten bezeichneten den Platz. Pferde- und Viehkrale waren nicht mehr zu sehen oder leer. Die Kraftwagen fuhren auf einem neuangelegten Wege in das südliche Lager ein, welches sich in enge Schluchten verzogen und zusammengedrückt hatte, im Glauben, dort gedeckt zu sein. Die bisherigen Tränkstellen für die Tiere wurden nicht mehr benutzt. Um Mlembule herum war in weitem Umkreis der Wald niedergelegt und Schußfeld freigeschlagen. Schützengräben zogen sich um einen großen Teil des Geländes.

Da trotz eifrigen Absuchens des Geländes nicht festgestellt werden konnte, wo die nicht mehr sichtbaren Teile des Inderlagers und die Krale hingekommen waren, wurde der Beobachtungsstand noch 4 Kilometer weiter nach Mlembule vorgeschoben. Die Fernsprechleitung hatte mit all den Umwegen, welche unvermeidlich waren, nun schon die ansehnliche Länge von rund 20 Kilometer erreicht. Aber die neue Arbeit hatte Erfolg, denn es gelang, von neuem Einblick zu gewinnen.

Am 30. Juli und in den ersten Augusttagen erfolgten noch mehrere Beschießungen, sobald sich Ziele zeigten, doch hielt der Gegner nun sein Verbleiben in Mlembule nicht mehr für ratsam. Am 2. August begann ein großer Auszug. Lange Lastautozüge und viele, teils sechsspännige Maultierwagen verließen in der dunstigen Morgenfrühe der kommenden Tage Mlembule nach Norden, von manchem Schrapnell verfolgt; dann wurde es öde und leer. Nur im östlichen Walde weidete noch eine kleine Schlachtviehherde, zu unscheinbar, um als Ziel lohnend zu sein. Sie sollte offenbar zur Ernährung der zurückgebliebenen kleinen Besatzung dienen, welche sich aber nicht sehen ließ und wohl in den Unterständen hauste. Die Geschützarbeit war getan. Rund einen Monat hatte Kapitän Schönfeld über dem

feindlichen Lager gesessen, ohne daß der Gegner auf den Gedanken gekommen war, sich an der rechten Stelle umzusehen. Unzweifelhaft hat diese kühne und wohlberechnete Artillerieunternehmung den Vorstoß des Generals Smuts auf dieser Seite in erster Linie aufgehalten. Unerklärlich aber erschien trotzdem nach dem anfänglichen raschen Vordrängen diese Zurückhaltung der Engländer sowohl hier wie bei Kondoa-Irangi und gab, wie an anderer Stelle ausgeführt, zu den wunderlichsten Gerüchten im Schutzgebiet und ausschweifenden Hoffnungen auf einen endgültig erfolgreichen Widerstand Anlaß.

Beim Kommando dürfte diese Meinung kaum geteilt worden sein, denn von Mitte Juli ab glaubte man hier annehmen zu sollen, daß General Smuts eine weit angelegte Umgehung um die rechte Flanke der Kangastellung herum beabsichtige. Es wurde vermutet, daß eine Kraftwagenstraße in Arbeit sei, bestimmt, in einem weiten, küstenwärts gerichteten Bogen den Wamifluß bei der Missionsstation Mandera zu erreichen. Gleichzeitiger lebhafter Schiffsverkehr an der Bagamojoküste ließ eine Landung in dieser Gegend in Aussicht erscheinen, so daß eine Bewegung auf die Mittellandbahn, die von Bagamojo aus in wenigen Tagemärschen zu erreichen ist, nicht ausgeschlossen erschien. Damit wäre auf der Bahn entlang, wo wir fast gar keine Truppen stehen hatten, Morogoro und der Rücken der Kangastellung gefährdet gewesen.

Unmöglich ist es nicht, daß General Smuts, um vor der festen Front, vor der er nun schon wochenlang bewegungslos festgehalten wurde, keine Opfer bringen zu müssen, diesen Plan hatte; denkbar aber auch, daß er diese Bewegung nur vortäuschte, um eine Schwächung dieser Stellung zu veranlassen.

Unsererseits glaubte man, dieser Gefahr größere Aufmerksamkeit widmen zu sollen. Die 27. und 16. Feldkompagnie wurden zusammen mit der Wangonikompagnie nach Morogoro verlegt; ebenso die Batterie Kaltenborn, bestehend aus zwei 10,5-cm-Haubitzen, und die Batterie Köhl mit zwei 7,5-cm-Berggeschützen: vortrefflich brauchbare Kanonen, die uns das Hilfsschiff — aber leider eben nicht mehr als zwei — mitgebracht hatte. Desgleichen wurde die Abteilung Schulz aus der linken Flankendeckung in den Bergen weggenommen und rückwärts hinter den rechten Flügel nach der Wamibrücke bei Djerkawa verbracht.

Anfang August stand also nunmehr Hauptmann Poppe nur noch mit der 6. Feldkompagnie und der Abteilung Rombo etwa 15 bis 20 Kilometer westlich der Kangafront in den Bergen bei Kwatschengo, um die hier auf Mission Mhonda und damit in den Rücken der Kangafront verlaufenden Wege zu verschließen. Die Stellung von Mahasi war auf Anordnung des Kommandos geräumt worden; hier befand sich nur noch eine Art Feldwache,

die sich durch einen kleinen Posten in dem weiter nördlich gelegenen Kimbe deckte. In der eigentlichen Kangafront lag die Abteilung Kraut, dem zur Reserve die rechts hinter ihm stehenden drei Kompagnien des Hauptmanns Stemmermann dienten.

*

Die Schwächung unserer Kangastellung war zu dem Zeitpunkt eingetreten, als von Kondoa-Irangi her das englische Vorgehen auf die Mittellandbahn von Erfolg gekrönt war. Es ist daher nötig, den Blick auf die Ereignisse in dieser Gegend zurückzuwenden.

Hier war der schon bis an die Burungiberge streifende Feind vor den von der Usambarabahn herangeführten Kompagnien auf Kondoa zurückgefallen, als der Kommandeur am 7. Mai mit einigen schweren Geschützen vor diesem Platze eintraf.

Die Höhen um den Kondoasee wurden besetzt, und der Feind sollte durch einen Angriff auf seine Stellungen gezwungen werden, seine Kräfte zu zeigen. Bei schon einbrechender Dunkelheit wurden die Abteilungen des Oberstleutnants v. Bock sowie der Hauptleute Otto und v. Kornatzki zu diesem Zwecke angesetzt, holten sich aber vor unvermutet angetroffenen, gut eingebauten Stellungen der Engländer blutige Köpfe; Oberstleutnant v. Bock wurde schwer verwundet, v. Kornatzki und Leutnant d. R. Baum fielen dicht vor der englischen Front.

Die Sachlage war höchst unangenehm, da die Askari der sonst so vortrefflichen Kompagnien auch hier wieder zeigten, daß sie ihrer bekannten seelischen Anlage nach sich für Nachtkämpfe ganz und gar nicht eignen. 3 Uhr nachts mußte das Gefecht nach sehr erheblichen Verlusten an Deutschen und Farbigen, erfolglos in jeder Beziehung, abgebrochen werden, denn man hatte weder die Stellung genommen, noch eine Entwicklung der feindlichen Kräfte erzwungen.

Das war bedauerlich, weil in spätern Abschnitten des Krieges gemachte Gefangene behauptet haben sollen, daß die englischen Steitkräfte in Kondoa-Irangi um diese Zeit noch sehr schwach gewesen und erst im Verlauf der nächsten Wochen auf eine erheblich höhere Zahl gebracht worden seien.

Nun lag man den ganzen Mai hindurch und bis Ende Juni im Stellungskampfe einander gegenüber. Zuerst war die artilleristische Überlegenheit auf unserer Seite; die Engländer waren eines guten Tages sehr überrascht, als sie plötzlich durch das Feuer der 10,5-cm-Haubitzen, die der Hilfsdampfer mitgebracht hatte, eingedeckt wurden. Das hatten sie nicht vermutet; man konnte beobachten, wie sie überrascht um ihre Zelttüren lugten, als die großen Kanonen zu brummen begannen, um dann mitsamt ihrem Zeltlager schleunigst volle Deckung zu nehmen. Später glichen die Feinde diesen Nachteil aus, indem sie die 12-cm-Geschütze des auf der Reede von Sansibar in den Grund gebohrten „Pegasus“ heranbrachten. Außerdem aber belästigten

sie uns dauernd mit einer regen von uns weder zu erwidernden noch zu verhindernden Tätigkeit ihrer zahlreichen Flieger. Dabei aber auch hier die nicht abreißenwollende Reihe von kleinen Unternehmungen, hin und wieder unterbrochen durch größere Gefechte, von denen besonders das eine erwähnenswert ist, in dem der Feind um Mitte Juni versuchte, unsere Linien zu durchbrechen, aber unter schweren Verlusten zurückgewiesen wurde.

Am 22. Juni, als die Lage des Majors Kraut, der ja tatsächlich die Hauptmacht des Gegners dauernd vor sich gehabt hatte, bedenklich wurde, ging der Kommandeur zu dessen Unterstützung und zur Verteidigung unsers damaligen Hauptwaffenplatzes Morogoro mit dem größern Teile seiner Kompagnien wieder nach dem östlichen Kriegsschauplatze hinüber.

Unter allmählichem Abbau wurden die Abteilungen Schulz, Otto und Stemmermann aus den Stellungen vor Kondoa weggenommen, die aber zunächst in ihrer ganzen Ausdehnung besetzt gehalten wurden durch die zurückbleibenden Gruppen Klinckhardt und Lincke; deren letztere umfaßte die 15., 19., 25. Feldkompagnie, die 6. Schützenkompagnie und die Abteilung Aruscha, deren erstere die 1. und 2. Schützenkompagnie, die 8. und 9. berittene Schützenkompagnie und die 14. Reservekompagnie.

Auch sie räumten allmählich die Kondoastellungen, indem sie durch zurückgelassene Patrouillen und unterhaltene Lagerfeuer den Gegner drei Tage lang über die vollzogene Tatsache hinwegtäuschten. Sie gingen vorläufig auf der alten Karawanenstraße bis an die Burungiberge zurück, und von dort Lincke langsam unter kleinern Gefechten über Aneti nach Chinene auf Dodoma, Klinckhardt dagegen in der Richtung auf Mpapua. Der Feind folgte nicht allzu eilig, so daß unsere Patrouillen weit zurückgreifen konnten, ohne doch auf jenen zu stoßen.

Daraus entwickelte sich derzeit im Schutzgebiet das Gerücht, die Engländer seien wieder im Zurückweichen, weil sie irgendwo in Afrika besondere Schwierigkeiten hätten, deren sie nicht Herr zu werden vermöchten. Was die geschäftige Fama, durch die schwüle Tropenluft dahinfahrend, als Veranlassung kundgab, war schon haarsträubend und spricht dafür, daß die Einbildungskraft mancher Gemüter unter der Hitze besonders treibkräftig wird. Es wurden genannt: Neuer Aufstand der Buren, Kriegserklärung Abessiniens an England, Einbruch der Somalistämme in englisches Gebiet, ja, der Herzog von Mecklenburg sollte mit 45 000 Mann in Britisch-Ostafrika gelandet sein; nichts war wunderlich genug — es gab Leute, die es glaubten.

Auch die einfache Tatsache war nicht richtig; der Feind hatte wohl nur erst Verstärkungen herangezogen, ehe er sich anschickte, nachzustoßen; und das geschah bald genug.

Abteilung Lincke hatte von Chinene aus, wo sie am 28. Juli angelangt war, die westlichen, von Kondoa-Irangi her auf die Bahnstation Dodoma

und Saranda führenden Wege zu sichern; die Abteilung Klinckhardt hütete diejenigen Straßen, welche mehr östlich über den Njangallo- und Tschuniopaß auf Mpapua und dessen Bahnhaltepunkt Gulwe gerichtet sind. Am 18. Juli erst erhielt man bestimmte Nachrichten über den englischen Vormarsch; er vollzog sich auf drei Straßen; die westlichste war diejenige auf Saranda, auf der 1500 Mann gemeldet wurden, denen allein die 2. Schützenkompagnie (Altmann, Oberleutnant d. R.) mit 120 Gewehren gegenüberstand; auf der mittlern, der Dodomastraße, wurde der anmarschierende Feind auf 2000 Mann geschätzt, denen der Rest der kleinen, in ihrem Bestande mehrfach geänderten Abteilung Lincke das Vordringen wehren sollte. Die von vornherein sehr schwache Truppe Klinckhardts hatte das zweifelhafte Vergnügen, einen auf Mpapua herannahenden Feind von 1500 Köpfen erwarten zu dürfen. Es mag sein, daß diese Schätzungen etwas zu hoch sind; auf jeden Fall waren es an allen Stellen Feindesmengen, die um das Vielfache überlegen waren und die ihre zahlreiche Reiterei in dem allerseits ziemlich offnen Gelände ebenso trefflich wie ihre Panzerkraftfahrzeuge ausnutzen konnten. Den letztern hätte man das Leben schwer machen können, wenn man genügend Minen gehabt hätte. Davon besaß aber die Abteilung Lincke z. B. nur zwei, von denen eine den einem Panzerauto vorauffahrenden Motorradfahrer so gründlich in die Luft blies, daß unsere beobachtende Lauerpatrouille von Rad und Mann nicht eine Spur wieder auffinden konnte. Seither rückten diese Fahrzeuge nur mehr in sehr langsamer Zeitabmessung vor; vorweg wurde erst eine Rinderherde getrieben; hinterdrein folgten Eingeborene, die den Weg mit Stampfern beklopften, als ob in Berlin eine Fahrbahn mit Asphalt gepflastert werden sollte. Dann erst erschien das Kraftfahrzeug im Panzer und mit Maschinengewehren, zwar langsam, aber wenn es da war, höchst widerwärtig und unangenehm.

Der Gegner verschleierte sein Vorrücken, so gut es ging; da die langen Staubschwaden, die der Marsch in der ausgetrockneten Steppe emporwirbelte, den Weg verrieten, ließen die Engländer das verdörrte Gras weithin in Brand setzen, so daß es der bei Chinene stehenden Abteilung nicht leicht wurde, zu erkennen, wie am 25. Juli gegen ihre Stellung in einem Paßdurchgang, etwa 50 Kilometer von Dodoma, auf drei verschiedenen Wegen ein Angriff angesetzt wurde. Der erste Ansturm erfolgte frontal durch ein Panzerauto, das aber durch Maschinengewehrpunktfeuer auf die Schießschlitze zum Abzug gezwungen werden konnte. Dann griffen auf demselben Wege sechs europäische Kompagnien an, während zugleich auf beiden Flügeln, der östliche geschützt durch die 15. Feldkompagnie, der westliche durch die 8. Schützenkompagnie, eine Umgehung versucht wurde. Abends 7 Uhr mußte Lincke den Platz, vor dem der Feind ein halbes Hundert Tote liegen hatte, räumen; er zog sich langsam an die Bahnlinie zurück. Zu gleicher Zeit

hatte eine überlegene feindliche Truppe die Stellung des Hauptmanns Klinckhardt am Njangallopaß, Richtung Mpapua, angegriffen; auch diese mußte aufgegeben werden, zumal Lincke bei der Erschöpfung seiner Mannschaft und der weiten, mindestens 10 Marschstunden betragenden Entfernung nicht zur Hilfe heraneilen konnte.

Die 2. Schützenkompagnie (Altmann), welche ganz allein den Weg auf die Station Saranda zu decken hatte, wurde am nämlichen Tage auf und über die Bahn gedrängt, um auf einem weiten Umwege durch die südlich davon gelegene Steppe sich erst bei Kidete in den Rubehobergen wieder zur Truppe zurückzufinden.

Die von Lincke zur Deckung seines Rückzuges zurückgelassene sehr schwache 9. Schützenkompagnie wurde am 27. Juli zersprengt — wenn auch ohne erhebliche Verluste zu erleiden; es wurde also die höchste Zeit für ihn, sich den Anschluß an den Weg zu sichern, der ihn mit der Haupttruppe wieder in Verbindung bringen konnte. Am 28. Juli ging er mit der gleich hinterdrein zerstörten Bahn von Dodoma, das am 29. Juli von etwa 2000 Engländern besetzt wurde, in der Richtung auf Mpapua—Gulwe ab.

Hauptmann Otto, der an Stelle des an Typhus erkrankten Klinckhardt das Kommando übernommen hatte, deckte auf der Linie Tschuniopaß—Mpapua—Gulwe den Bahneingang in die Rubehoberge und damit den Weg nach Kilossa. Der Feind kam am 10. August mit seinen bedeutenden, jetzt vereinigten Streitkräften vom Njangallopaß her gegen diese Stellung heran. Ein erbitterter Kampf entwickelte sich am Tschuniopaß; neben andern Kompagnien hatte hier hauptsächlich Hauptmann v. Chappuis mit der 14. Feldkompagnie und einem 6-cm-Geschütz den Ansturm der feindlichen Kolonnen und der Panzerauto in Schach zu halten, was ihm geraume Zeit hindurch wirkungsvoll gelang, aber die Linie, die Ottos kleine Streitmacht besetzt hielt, war drei bis vier Marschstunden lang in einem hügeligen baumbuschsteppenartigen Gelände, das jedoch den feindlichen Hilfsmitteln wesentliche Hindernisse nicht entgegenstellte, wohl aber deren Bewegungen verschleierte. Reiterabteilungen vermochten daher unbemerkt und unbeschossen quer durch unsere Stellung bis in den Rücken des vor Mpapua stehenden Hauptmanns Otto zu gelangen; außerdem aber war der Feind stark genug, unsere lange dünne Linie auch noch auf den Flügeln zu umgehen. Am 11. August mußte die Stellung verlassen werden, wobei Otto schon die bereits hinter ihm stehenden Reiter — allerdings ohne besondere Schwierigkeit — zu durchbrechen hatte. Unter dauernden Gefechten gelangte er nach der dicht an den Bergen, östlich von Mpapua liegenden kleinen Station Godegode, wo sich seine Gesamttruppe sammelte, um, weil das Gelände zu ungünstig, in die Berge bis an die Station Kidete zurückzuweichen.

Hier wurde, hart westlich an der Bahnstation, zwischen dieser und dem gleichnamigen Dorf, der Feind ungebrochenen Mutes von neuem erwartet.

Auf dem rechten Flügel stand Hauptmann v. Chappuis mit der 14. und 19. Feldkompagnie sowie 1. Schützenkompagnie und dem 6-cm-Kolonialgeschütz; im Anschluß daran, nach links, an die Bahn sich lehnend, Hauptmann v. Liebermann mit der 11. und 7. Feldkompagnie, die Bahnlinie und die alte Straße Mpapua—Kidete schützend. Den linken Flügel bildeten die 15. und 25. Feldkompagnie sowie die 6. Schützenkompagnie mit dem 8,8-cm-Kolonialgeschütz unter Lincke; in Reserve war Hauptmann Vorberg mit der 23. und 24. Feldkompagnie sowie den beiden berittenen Schützenkompagnien. Diese stattliche Besetzung war ermöglicht worden durch eilends von Morogoro aus entsandte Verstärkungen, denn jetzt war Kilossa, die Eisenbahnstation am Ostausgang der Rubehoberge, in Gefahr. Der vorzeitige Verlust dieses Platzes aber hätte eine ernstliche Bedrohung der Hauptstellung der Osttruppen des Kommandeurs bei Morogoro in sich geschlossen. Es war nötig, dieses Schicksal, wenn auch nur auf Tage, hinauszuziehen, weil die Räumung der dortigen großen Magazine viel zu spät begonnen, aber doch nötig war, wenn man nicht völlig aller Hilfsmittel beraubt sein wollte.

Auch die bei Saranda abgedrängte 2. Schützenkompagnie fand sich bei Kidete wieder ein und schloß sich, von Süden kommend, an den linken Flügel und damit an ihre alte Abteilung wieder an.

Der Hauptangriff des Feindes entwickelte sich am 15. August die alte Straße Mpapua—Kidete entlang und traf die Stellungen v. Chappuis' sowie v. Liebermanns, auch auf dem linken Flügel stieß der Feind vor, glitt aber zunächst an ihm entlang, um den Druck auf die Mitte und rechts zu verstärken. Anfänglich beschossen unsere beiden Geschütze den Gegner mit vortrefflicher Wirkung, so daß er trotz der vielfachen Übermacht nicht voranzukommen vermochte. Am Nachmittage aber traten fünf feindliche Kanonen, darunter eine von sehr großem Kaliber, in Tätigkeit und deckten vor allem unser 8,8-cm-Geschütz, das ihnen am unangenehmsten war, ein; dies aber hielt unter seinem Führer Oberleutnant z. S. Wunderlich tapfer bis zum Abend aus; sein Feuer setzte überall da ein, wo der Andrang des Feindes gefährlich zu werden drohte, aber es war auch, als es schließlich am Abend zurückgezogen wurde, nicht weniger als 26 mal von Schrapnellkugeln und Sprengstücken sichtbar getroffen worden. Auf unserm linken Flügel, gegen den sich im weitern Verlaufe des Gefechtes der Angriff der Engländer wandte, gelang es ihnen unter der Beihilfe ihrer überlegenen Artillerie zwei Züge der unlängst eingetroffenen 2. Schützenkompagnie, unter schweren Verlusten beiderseits, von einer überhöhenden Stellung zu verdrängen und außerdem über die hohen Berge zur Seite unsers rechten Flügels Truppen fast bis in den Rücken unserer Gesamtlinie vorzubringen.

Immer dasselbe Bild in diesem ungleichen Kampfe! Wir mögen Stellungen nehmen, wie wir wollen — der afrikanische Busch ist groß und weit sowie

zumeist, besonders in der Trockenzeit, bei weitem nicht so undurchdringlich, wie man zu glauben geneigt sein möchte. Ein so überlegener Feind, wie er fast immer jetzt uns gegenüberstand, hat regelmäßig Mannschaften übrig und fand den Raum, die kleinen ihm gegenüberstehenden Truppenkörper zu umgehen, zumal ihm Führung durch Eingeborene nirgend ermangelte.

Auch hier hieß es rückwärts! Um 2 Uhr nachts ging Hauptmann Otto auf die Bahnstation Munisagara zurück.

Als der englische Vorstoß über Kondoa-Irangi die Mittellandbahn erreicht hatte und sich gegen die Rubehoberge wandte, setzte General Smuts von neuem seine Hauptmacht gegen unsere Kangastellung an, denn jetzt mußte ihm daran liegen, durch Zufassen auf allen Seiten unsere Kompagnien zu fesseln und zu zersplittern. Während er große Kräfte vor der Hauptfront zeigte, ließ er die linke Flankendeckung angreifen. Am 6. August erhielt Hauptmann Poppe die Nachricht, daß sein in Kimbi stehender Vorposten überfallen sei; eine vorgesandte Schleichpatrouille fand den näher liegenden Ort Mahasi bereits besetzt; auch auf dem weiter westlich gelegenen Wege mußte der Gegner im Vormarsch sein, da hier eine früher erbeutete Viehherde durch 100 feindliche Reiter abgetrieben wurde. Am 7. August mußte Poppe Kwatschengo, das nach allen Abkommandierungen nur noch von 100 Gewehren besetzt war, von einer großen Übermacht auf beiden Seiten flankiert, räumen; nur drei Kilometer weiter rückwärts besetzte er eine neue günstige und so verdeckt gelegene Front, daß er hoffen durfte, hier den nachdrückenden Gegner unvermutet anlaufen lassen zu können; außerdem hatte er inzwischen die Nachricht erhalten, daß die Abteilung Stemmermann, vom äußersten rechten Flügel hinter der Front auf die linke Seite gezogen, zu seiner Unterstützung im Anmarsch sei.

Um 1 Uhr 30 nachmittags am 8. August gingen die Engländer ahnungslos in die ihnen gestellte Falle; auf 150 Meter wurden sie durch Maschinengewehre und Schützenfeuer zugedeckt und fluteten auf dem sanftgeneigten Hange, den sie herunterzusteigen versuchten, auf 400 Meter in Deckung zurück, um von hier aus einen geordneten Angriff anzusetzen, der, nachdem er auf dem rechten Flügel bis auf 50 Meter herangetragen war, scheiterte. In fast mondlosem Dunkel nachts ½11 Uhr nahten wiederum die Sturmkolonnen; sie richteten ihr Augenmerk auf die von ihnen am Mittag richtig erkannte besonders schwache Stelle auf dem rechten Flügel, wurden aber 1 Uhr nachts von ihm endgültig zurückgewiesen, da er inzwischen durch die 14. Feldkompagnie des während des Gefechtes eingetroffenen Hauptmanns Stemmermann verstärkt worden war. Am frühen Morgen des 9. August wurde abgebaut, um wenige Kilometer südlich bei Matomondo von neuem den Gegner zu empfangen.

Dieser ließ nicht auf sich warten. Am 10. August, morgens 7 Uhr, stürmten indische Truppen, ganz überraschend aus dem hohen Gras

auftauchend, heran und gelangten im ersten Anlauf in die Stellung der 14. Feldkompagnie auf dem rechten Flügel. Im Kampf Mann gegen Mann wurden sie wieder herausgeworfen, doch gelang es ihnen, ein Maschinengewehr der 6. Feldkompagnie, das bei der 14. seine Stellung hatte, mit sich fortzubringen, nachdem dessen Bedienung bis auf den letzten Mann gefallen war. Doch kaum zurückgeworfen, wurden sie von neuem gegen die geschwächte Stelle unserer Front vorgeführt; schon waren sie wieder in unsere Linie eingedrungen, da kam von den neugesandten Verstärkungen noch gerade zur rechten Zeit Oberleutnant d. R. v. Ruckteschell mit einem Zuge der 21. Feldkompagnie an die rechte Stelle; v. Ruckteschell erhielt von einem in unsere Schützenlinie springenden englischen Offizier eine Revolverkugel durch den Tropenhelm, schoß ihn nieder und warf die Eingedrungenen zurück in die Talsenke. Die Engländer beschränkten sich dann auf ein Feuergefecht und brachten Artillerie zur Beschießung unserer Linie heran, von deren Wirkung sie wohl eine Erschütterung des Widerstandes erwartet hatten, denn unter Umfassung unsers rechten Flügels griffen sie am Abend noch einmal frontal an, aber nur um gerade so wie zuvor zurückgejagt zu werden.

Wiederum war gegen den erbitterten Ansturm einer großen Überzahl das Feld siegreich behauptet — und wiederum — wie immer noch bisher — mußte die tapfere Truppe doch den Rückzug antreten, da auf weiter westlich führendem Wege größere feindliche Massen ungehindert die Mission Mhonda erreicht hatten, die im Rücken von Matomondo und damit auch der Kangastellung gelegen war. So war auch diese nicht mehr zu verteidigen gewesen, obwohl der Feind hier nicht zu einem Angriff geschritten war; Stemmermann und Poppe trafen, als sie aus den Bergen herunterstiegen, die zurückgehende Hauptabteilung bereits bei Tuliani, von wo aus das in den Bergen gerade darüber gelegene Mhonda erfolglos beschossen wurde. Auch Tuliani konnte unter diesen Umständen nicht mehr gehalten werden, obwohl die leider so unzeitig von dem linken Kangaflügel weggezogene Abteilung Schulz von Djerkawa zur Unterstützung herbeigeeilt war.

Mit diesem Ereignis war, im Grunde genommen, das Schicksal der Mittellandbahn bereits endgültig entschieden; zwischen Tuliani und den dicht vor Morogoro liegenden Inselbergen gab es keinen Platz mehr, an welchem eine Minderzahl einem stark überlegenen Gegner mit der Aussicht auf längere Dauer hätte die Spitze bieten können; was trotzdem noch geschah, wurde unternommen, damit die spät begonnene Räumung Morogoros von Kriegsmaterial wenigstens noch das Notwendigste in Sicherheit bringen könne.

*

Vor dem Fortgang der Ereignisse fand eine Neueinteilung der Truppen statt:
Abteilung Stemmermann: 14., 18., 22. Feldkompagnie.

Abteilung Schulz: 4., 9., 13., 21. Feldkompagnie, ein 10,5-cm-Schiffsgeschütz unter von Eucken-Addenhausen.

Abteilung Kraut: 1., 3., 16., 17., 30. Feldkompagnie, ein 10,5-cm-Schiffsgeschütz unter Schönfeld; Batterie Sternheim: ein 8,8-cm-, ein 7,3-cm- und ein 6,0-cm-Geschütz; Batterie Fromme mit mehreren 3,7-cm-Feldgeschützen.

Das Kommando mit den Batterien v. Kaltenborn und Köhl sowie einigen weitern Kompagnien befand sich in Morogoro. Die Abteilung Stemmermann blieb dicht südlich Tuliani an der Hauptkarawanenstraße, die Abteilung Schulz bei Kwediboma, wo diese sich in einen östlichen über Djerkawa nach Morogoro führenden und in einen westlichen auf Kimamba, Station der Mittellandbahn, verlaufenden Arm gabelt, beide Führer mit Rückzugslinie auf Djerkawa am Wami; Major Kraut stand auf dem westlichen Wege südlich von Kwediboma, halbwegs der Mittellandbahn, mit dem Auftrage, die nach Mamboia und Mpapua führenden Wege zu sichern, im Falle weitern Weichens aber über Kimamba nach Kilossa zurückzufallen, wo die jetzt schon von Mpapua aus scharf gegen die Rubehoberge vordrängenden Kondoa-Engländer am Ausgang des Mukondogwatalpasses aufgehalten werden mußten, wenn sie nicht noch vor uns über Westuruguru nach unserm zunächst in Aussicht genommenen Stützpunkt Kisaki gelangen sollten.

Der Feind besetzte umgehend die Komsangafähre, die von Djerkawa etwa 25 Kilometer den Wami flußabwärts und fast genau östlich von Tuliani liegt, mit etwa 1000 Mann, Reiterei, Infanterie und Geschützen; hier baute er eine Brücke, um, unsere Truppen rechts flankierend, auf die Mittellandbahn vorgehen zu können. Zugleich drückte er auf Stemmermann, so daß dieser auf die bei Kwediboma stehende Abteilung Schulz zurückgehen mußte, wo sie dann gemeinsam und unterstützt durch den wieder vorkommenden Kraut noch einmal Widerstand leisteten. Sie waren aber in dem ringsum offnen Gelände nicht in der Lage, sich gegen die schwärmenden Reitermassen zu halten, sondern gingen in der Nacht vom 15. zum 16. August auf Djerkawa zurück.

Major Kraut dagegen wandte sich seiner neuen Aufgabe zu, der Verteidigung des Mukondogwa-Paßausganges aus den Rubehobergen bei Kilossa, indem er am 16. August seine Abteilung geradezu südlich nach der Station Kimamba und von da noch am gleichen Tage mit der Bahn nach Kilossa führte. Er trat hier an die Stelle von Hauptmann Otto, der bisher den Rückzug über Mpapua durch die Rubehoberge bis Kidete geleitet hatte, jetzt aber mit einem Teile seiner bisherigen Kompagnien hinter Kraut vorbei nach Morogoro gezogen war, um an der Verteidigung dieses Platzes teilzunehmen und fernerhin zu den Truppen, die dem Kommandeur v. Lettow selbst unterstanden, zu gehören.

Otto hatte gegenüber den heftig nachdrängenden Kondoa-Engländern den Hauptmann Lincke mit der 15., 19., 25. Feld-, der 8. und 9. berittenen Schützenkompagnie zurückgelassen, die 11., 23. und 27. Feld-, 14. Reserve-, 1. und 6. Schützenkompagnie sowie das 8,8-cm-Geschütz unter Oberleutnant z. S. Wunderlich mit sich genommen. Lincke hatte sich mit seiner auf diese Weise stark geschwächten Abteilung vorwärts Munisagara nicht halten können, sondern war in eine Stellung zurückgegangen, die sich in einer nur durch einen schmalen Paß zugänglichen Talerweiterung zwischen Munisagara und Kilossa befand. Bei seinem Zurückweichen war aber ein Teil seiner Macht, die 15., 19. und 25. Feldkompagnie, südlich in die Berge abgedrängt worden und hatte sich vorläufig noch nicht zu ihm zurückgefunden, so daß er in der neuen Front allein zu einem nachhaltigen Widerstand zu schwach gewesen wäre.

Glücklicherweise traf in diesem Augenblick Major Kraut in Kilossa ein. Er sandte die 6. Feldkompagnie in die Ebene südlich Kilossa an die Rubehoberge, um hier einen Weg zu verschließen, der von Munisagara durch die Höhen hindurch dorthin führte, weil ihm, wenn die Engländer ihn rechtzeitig benutzten, dadurch seine Rückzugslinie, die sich über Kidodi in das Ulangatal und nach Mahenge richten sollte, abgeschnitten worden wäre. Linckes Stellung wurde durch einige Kompagnien unter Hauptmann Döring verstärkt, und die unter Schönfeld und Sternheim am Eingang des Tales aufgestellten beiden schweren Geschütze (10,5 und 8,8 cm) verhinderten den Feind vorläufig am weitern Vordringen, obwohl unser Artilleriebeobachtungsstand durch dessen Geschütze wiederholt eingedeckt wurde. Im Schutze der Nacht vom 20. auf den 21. August gelang es den Engländern, durch den Engpaß in die Talerweiterung, in der sich die deutsche Stellung befand, einzudringen. Mehrere Angriffe auf unsere Linie, die am 21. August erfolgten, wurden abgewiesen, aber schließlich mußten die Verteidiger vor der üblichen Überflügelung sich langsam und in dauernden Gefechten bis dicht nördlich Kilossa zurückziehen. Gegen Abend dieses Tages sandte Hauptmann Poppe von der in der Ebene südlich stehenden 6. Feldkompagnie die Meldung, daß seine Patrouillen im Gebirge auf feindliche Abteilungen gestoßen seien. Obwohl diese, sich offenbar verirrend, den Weg in die Ebene auf unsere Rückzugslinie vorläufig nicht fanden, war eine Umgehung doch nur eine Frage kürzester Zeit. Kraut wich daher in der Nacht vom 21./22. August bis Mjombo, drei Stunden südlich Kilossa, seinen Abmarsch deckend durch drei Kompagnien mit einer Revolverkanone unter Hauptmann Döring.

So waren unsere Kompagnien aus den Engpässen des Rubehogebirges herausgeschlagen; sie hatten sich gerade lange genug gehalten, um einerseits selbst noch einer Abschneidung zu umgehen und um andrerseits größeres Unheil abzuwehren, das der Gesamtkriegführung sehr verderblich hätte werden müssen; ihr hartnäckiger Widerstand hatte die englische Kondoaabteilung

so lange gefesselt, daß der von dieser sogleich nach der Einnahme von Kilossa entsandte General Brits, der mit seiner Reiterbrigade, westlich um die Uruguruberge herumgreifend, die Besetzung Kisakis vor dem Eintreffen unserer Morogorotruppen ausführen sollte, für diesen Zweck zu spät kam.

*

Die unter dem unmittelbaren Befehl des Kommandeurs stehenden Truppen versuchten inzwischen noch die Wamilinie zu halten, um die Räumung Morogoros nach Möglichkeit zu decken. Nicht von der schon in ihrer Hand befindlichen Komsangafähre stießen die Engländer hierhin vor, sondern ihre Hauptmacht kam vom Nordwesten und beabsichtigte augenscheinlich, in der Gegend der Djerkawabrücke den Fluß zu überschreiten.

Dorthin wandten sich daher die Abteilungen Schulz und Stemmermann, als sie sich am 16. August von Kraut auf der Höhe von Kwediboma trennten; in Djerkawa fanden sie bereits einige Kompagnien vor, die von Morogoro aus unter Hauptmann Göring entsandt waren. Eine am 18. August über den Fluß vorgetriebene Kampfpatrouille unter Leutnant d. L. Hoffmann und Vizefeldwebel d. L. Conrad stieß alsbald auf den schon nahe herangekommenen Feind und lockte ihn hinter sich her auf die von uns besetzte Stellung. Das vollzog sich nicht ohne Verluste, denn unter anderm geriet der tüchtige Conrad dabei schwerverwundet in Gefangenschaft, aber das Ergebnis war sehr wertvoll, denn der Gegner wurde dadurch zum Angriff gerade an dieser von uns vorgesehenen Stelle veranlaßt, obwohl die vorgeschrittene Trockenzeit ihm gestattet haben würde, auch anderswo das südliche Ufer des Wami zu gewinnen. Der Fluß macht hier, wo die jetzt zerstörte Brücke sich befand, eine Ausbuchtung nach Norden, in der in einer Länge von etwa einem Kilometer die Abteilung Göring Aufstellung genommen hatte, indem sie ihren linken von der 9. Feldkompagnie eingenommenen Flügel durch eine kleine Postierung dieser Kompagnie etwa 1200 Meter flußaufwärts sicherte. Der rechte Flügel der Gesamtlinie wurde durch die Abteilung Stemmermann gebildet, der unterhalb der Vorbuchtung in einem rechten Winkel zu Göring stand, mit der Front nach Osten; zwischen beiden lag ein etwa 800 Meter breiter Zwischenraum, der durch die Sumpfbildungen des Flußufers genügend gedeckt erschien. Die 13. Feldkompagnie und Wangonikompagnie standen etwa 1½ Kilometer hinter beiden Fronten neben dem Fernsprechhäuschen an der Straße, von wo aus Hauptmann Schulz das Gefecht leitete. Alle waren verdeckt durch das mehrere Meter hohe dichte Elefantengras, welches sie dem Feinde verbarg, zugleich aber auch die Veranlassung gewesen war, die Geschütze, weil keine geeignete Stellung für sie zu finden war, nach dem Nguru-ja-Ndege-Berg dicht vor Morogoro zurückgehen zu lassen.

Der Angriff der Engländer erfolgte am 19. August, frühmorgens, einigermaßen unüberlegt; ihre Linie, die in wildem Ungestüm über den

Fluß zu dringen versuchte, wurde blutig zurückgeworfen. Maschinengewehre, Geschütze traten ins Gefecht; die Panzerkraftwagen jagten, die Furten rücksichtslos nehmend, bis auf 50 Meter an Görings Front heran; da die Geschütze fehlten, konnte man ihnen nicht so zu Leibe, wie wünschenswert gewesen wäre, doch wurden die Ungetüme durch das Punktfeuer unserer Maschinengewehre zu eiligstem Rückzug veranlaßt. Aber die schwache Stelle unserer Linien war nicht verborgen geblieben; eine starke Abteilung, die unterhalb über den Fluß gesetzt, oder vielleicht auch von der Komsangafähre heraufgekommen war, ging gegen Stemmermann vor und warf ihre Schützen in den offen gebliebenen Zwischenraum am Fluß. Unsere Linie war einen Augenblick in Gefahr, auseinandergesprengt zu werden, denn die linke Flügelkompagnie der Abteilung Stemmermann wich zurück. Sie wurde durch die rasch von rechts her herübergeworfene 14. Feldkompagnie zum Stehen und wieder vorgebracht, sowie das Loch verstopft, gerade in dem Augenblick, als ein flußaufwärts herankommender Angriff auf die Gesamtlinie des rechten Flügels im hohen Grase unerwartet bis auf wenige Meter Entfernung herangetragen wurde. Der Ansturm brach zusammen, der Gegner verschwand aus dem Gefechtsfeld, um auf dieser Seite nicht wiederzukehren. Zu gleicher Zeit, und während auch vor der Front Görings der Kampf ununterbrochen fortdauerte, war eine Umgehung stromaufwärts über den Fluß herübergekommen, aber von der Flügeldeckung der 9. Feldkompagnie mit Hilfe der 13. Feldkompagnie zurückgewiesen worden. Der Feind war in elfstündigem Kampfe auf der ganzen Linie geschlagen, denn auch an der Brücke gab er das Gefecht auf. Wieder war einmal ein regelrechter Sieg erfochten, der uns zwar auch einige Verluste — darunter die Verwundung des Oberrichters der Kolonie, Leutnant d. L. Vortisch — brachte, den Feind aber rund 300 Mann, hauptsächlich Farbige, an Toten und Verwundeten kostete. Trotz alledem war es nur eine Galgenfrist. Schon wurde Schulz im Rücken von feindlichen Patrouillen umschwärmt; von der Komsangafähre und von Tuliani stießen feindliche Kräfte auf beiden Seiten gegen Süden vor, um ihn zu umfassen und abzuschneiden. Noch in der Nacht ging es daher die 30 Kilometer bis nach dem Inselberg Nguru ja Ndege, 10 Kilometer nördlich Morogoro, zurück, wo durch Geschützaufstellung und anderweite Vorbereitungen eine Verteidigungslinie für die letzte Hauptstadt von Deutsch-Ostafrika vorgesehen war.

Hier tritt die weite Steppe fast unvermittelt bis an den nördlichen Steilabfall des 2000 Meter hohen Urugurugebirges; nur nach Nordwesten hin sind in einiger Entfernung ein paar klotzige Inselberge vorgelagert, darunter der Nguru ja Ndege und Mindu; sonst schweift der Blick über die schier endlose Steppe und bildet sich gar ein, das ferne Usambaragebirge erreichen zu können. Von Mlali, aus der Höhe Westurugurus, sprudelt hellklingend

der Ngeringeri herab und umzieht in weitem westlichen Halbrund die an den Steilhang sich schmiegende Morogoroebene. Aus schmalem, tief in die Bergmasse eingeschnittenem Talspalt springt der Morogorobach mitten in das Weichbild der Stadt. Voreinst war hier der Sitz des allzeit getreuen Waseguhahäuptlings Kingo-mkuba in weit sich dehnendem steinummauerten Dorfe; es ist spurlos verschwunden. An dessen Stelle drängte sich unwiderstehlich ein europäisches Kulturbild. Als Wahrzeichen ragt das mächtige Bahnhofsgebäude; daran reihen sich, weit an den beschatteten Straßen ausgestreut, die weißen europäischen Häuser, begrenzt von einem großen regelmäßig gebauten Eingeborenenviertel. Vom Marktplatz zieht sich durch den ausgedehnten Fruchtkulturgarten eine mächtige Kasuarinenallee gegen den Gebirgshang hin, vor dem am Morogorobach auf einer ängstlich sich an die Steilhöhe duckenden kleinen Hügelgruppe die alles überragende „Boma" des Bezirksamts liegt. Hinter ihr schimmern die kleinen Villen der Beamten; auch jenseits des Flüßchens krönen einzelne gartenumgebene schmucke Häuser die niedrigen Kuppen. Nach Osten hin, in gleicher Höhe wie das Amtsgebäude, überragt die katholische Mission, aus einer dunkelgrünen Kautschukpflanzung aufsteigend, das Ganze und schließt es ab. Ganz oben, 1400 Meter hoch, liegt in einer Ausbuchtung des steilen Abfalls die protestantische Mission Neu-Schlesien, hinter der, noch 400 Meter höher, ein halsbrechender Paßpfad in das Osturugurugebirge führt. Östlich und westlich vom Orte schließt sich eine europäische Pflanzung an die andere; auf Stunden hinaus ist kein Stück Landes, von dem die Kultur noch nicht Besitz ergriffen hätte.

Es war der letzte Punkt des uns noch eignen Teils der Kolonie, der nach afrikanischem Maßstab den Namen einer Stadt verdiente, die letzte Gegend, in der deutsche Arbeit ihre Werbekraft in vollem Umfang gezeigt, eine Heimstätte für viele geschaffen hatte. Jetzt waren hier eine Menge deutscher Frauen und Kinder zusammengeströmt, um Schutz zu suchen vor den drohenden Gefahren eines erbitterten afrikanischen Krieges aller gegen alle. Ob man mit einer Verteidigung und Erhaltung dieses letzten Verwaltungssitzes gerechnet hatte, oder ob man nur den Gedanken hegte, den Feind so lange fernzuhalten, bis man die Räumung der hier aufgestellten Kriegsvorräte vollzogen hatte, steht nicht fest. Auf jeden Fall brachen die Ereignisse schneller herein, als man vorausgesehen. Daß es nicht zu einem Kampf kam, der in der Stadt selbst sich abspielen konnte, war ein Glück für die Frauen und Kinder; daß die feindliche Bedrohung so unvermittelt herannahte aber war von großem Nachteil für die kämpfende Truppe, denn die Abführung der Magazine gelang nur unvollkommen.

Am 20. August schon erschien der erste Flieger über Morogoro; am 21. und den nächsten Tagen folgten weitere, die sich vom Morgen bis zum Abend ablösten; brachte deren Bombenwerfen auch nur geringe Verluste an

Menschenleben unter der farbigen Bevölkerung, so wurden doch die Räumungsarbeiten arg dadurch beeinträchtigt. Noch schien eine letzte Verteidigung in Aussicht genommen zu sein, denn die ganze zur Verfügung des Kommandeurs stehende Macht, 18 Kompagnien, war hier versammelt. Auf dem Nguru ja Ndege standen die Abteilungen Schulz und Stemmermann mit ihren schon vorweg dorthingebrachten Geschützen. Vor der katholischen Mission hielt die Batterie Köhl mit ihren beiden vortrefflichen 7,5-cm-Bergkanonen; sie beherrschte die ganze Morogoroebene, aber gefährdete auch, wenn es zum Kampfe kommen sollte, die Frauen und Kinder, die zum Teil in diese Mission geflüchtet waren. Auf dem Wege von dort in die Stadt lag Hauptmann v. Heyden-Linden mit der 17. und 30. Feldkompagnie; bei ihm die beiden 10,5-cm-Haubitzen des Hauptmanns von Kaltenborn-Stachau. Um den Bahnhof herum hatte die von Kilossa eintreffende Abteilung Otto ihre Stellung. Auf dem Minduberge, eine gute Stunde westlich der Stadt, nahe der Pflanzung Naaf, deckte die 3. Feldkompagnie den Zugang.

Der Feind mochte glauben, daß dieser letzte zivilisierte Rückhalt eine erbitterte Verteidigung finden würde, und ließ sich nicht darauf ein, ihn unmittelbar anzugreifen; er zog es, wie immer, vor, uns zu umfassen, und holte dieses Mal in weitestem Umfange dazu aus. Am 22. August fand eine Patrouille der 9. Feldkompagnie unter Vizefeldwebel Zierold in der weiten, wildreichen Mkattasteppe, einige Stunden westlich von Morogoro, eine breite Reiterspur, die, bei Kipora den Wami von Norden her überschreitend, nach Kisaki gerichtet sein konnte. Am 23. August meldete der Leutnant a. D. v. Lewinsky, der mit einigen Askari unterhalb des Mindu den Bahnschutz hatte, daß dichte lange Staubsäulen, die Bahnlinie kreuzend, nach Süden eilten. Damit stand fest, daß eine westliche Umgehung Morogoros im Werke war, die, wenn sie den Mgetapaß in Westuruguru vor uns erreichte, dem Feinde Kisaki und damit den letzten Stapelplatz nördlich des Rufidji in die Hand gegeben, ja uns endgültig vom beabsichtigten Rückzug nach dem Süden und von der Verbindung mit Kraut abgeschnitten haben würde.

Das mußte unter allen Umständen verhindert werden. Noch in der Nacht zum 24. August wurden die Abteilungen Otto und v. Heyden-Linden, das 8,8-cm-Geschütz sowie Batterie Köhl nach dem fünf Stunden von Morogoro entfernten Mlali, das vor dem Paßeingang liegt, geworfen, Schulz wurde von Nguru ja Ndege nach Morogoro geholt, indes Stemmermann allein die Deckung gegen Norden übernahm. Noch zur rechten Zeit trafen die Abteilungen in Mlali ein. Kaum angekommen, stand Otto schon frühmorgens mit den feindlichen Reitern im Gefecht und hielt sie vom Paßeingang fern. Der Kommandeur, der im Kraftwagen hinausgefahren war, um die Lage zu besichtigen, befahl am 24. August mittags die endgültige Räumung Morogoros. Schulz und v. Liebermann wurden noch nach Mlali

entsandt; aber nur der letztere griff in den unten weiter tobenden Kampf ein, der erstere hatte den Auftrag, sofort die Höhe des Passes bei Mgeta zu besetzen, damit nicht aus der westlichen Steppe heraus diese noch vor uns genommen werden könne. Der Kommandeur mit seinem Stab schloß sich der fechtenden Truppe an, der es ohne besondere Verluste gelang, den Rückzug zu sichern und durchzuführen; nur das 8,8-cm-Geschütz mußte gesprengt werden, da es — ohnehin ohne Munition — den beschwerlichen und gar nicht vorbereiteten Weg nicht hinaufgebracht werden konnte.

*

Ein Teil der bei Mlali fechtenden Feinde hatte sich abgezweigt, um sich auf Morogoro zu werfen. Gegen sie deckte Hauptmann Stemmermann noch kurze Zeit die Räumung der Magazine. Sehr viel wertvolles Gut an Europäerverpflegung und Genußmitteln, ja selbst ein gut Teil von Munition mußte durch Feuer vernichtet werden. Noch lange wurde das Krachen der auffliegenden Patronenkisten vernommen, als Gouvernement, Feldintendantur und all das, was sonst noch geborgen werden konnte, auf dem steilen Weg über Mission Neu-Schlesien und den höchsten Kamm des Gebirges hinweg auf die östliche Seite von Uruguru sich rettete. Hier war ein Nachfolgen des Feindes nicht gar so eilig zu erwarten und konnte auch, wenn nötig, durch einige wenige Schützen aufgehalten werden. Auf den östlichen Paßweg über Kiroka warf sich Stemmermann und zog sich unter ununterbrochenen Gefechten langsam auf die am Osthang des Gebirges liegende Mission Matombo zurück. Die von Mlali im Westen zurückgehenden Kompagnien mußten dagegen in größter Eile das vorläufig noch ganz unverteidigte Kisaki zu erreichen versuchen, da auch jetzt der Feind noch einen freien Weg hatte, auf dem er uns zuvorzukommen vermochte. Und General Smuts setzte dieses Mal den letzten Hauch von Mann und Roß daran, um endgültig zum Schluß zu gelangen. Die überall auf den Höhen West-urugurus aufgestellten Europäerwachen meldeten, daß, unabhängig von der über Mgeta folgenden großen Streitmacht, bedeutende Reitergeschwader in der das Gebirge umziehenden Mkattasteppe in größter Eile der Straße Kidodi—Kirenga—Kisaki zustrebten. Es waren die Reiter des Generals Brits von den Kondoa-Irangi-Truppen, die Major Kraut lange genug bei Kilossa aufgehalten hatte. Diese aber erfüllten ihre Aufgabe nicht, vor unsern Stoßkräften in Kisaki einzutreffen. Es scheint sich um ein nicht ganz einwandfreies Verhalten dieser Truppen gehandelt zu haben, denn von unsern im Norden in Gefangenschaft geratenen Frauen wurde berichtet, daß dort südafrikanische Reiterabteilungen interniert gewesen seien, die ohne stichhaltigen Grund die ihnen in den Kämpfen bei Kisaki gestellten Aufträge nicht ausgeführt hätten.

Es gelang dem Kommandeur, am 29. August mit den ersten Truppen Kisaki rechtzeitig zu erreichen und zu besetzen, sowohl Neu-Kisaki mit seinem

Regierungsgebäude, wie das Dorf Alt-Kisaki, beide ungefähr ein Kilometer voneinander entfernt, dicht am linken Ufer des von Mlali herabströmenden Mgetaflusses gelegen.

Auf dem Wege, der von Mission Mgeta her durch Westuruguru führt, stand Hauptmann Tafel; ihm gegenüber einige Kilometer nördlich davon auf dem Kiwuberg der von Mlali her gefolgte Gegner. Die Abteilung Otto verschloß den Weg nach Kirenga—Kidodi, auf dem die Reiter des Generals Brits erwartet werden mußten. Die östlich des Urugurugebirges von Norden und Osten auf Kisaki zuführenden Wege wurden durch die Abteilung Stemmermann und von Boemcken gedeckt, die allmählich unter steten Gefechten auf Kisaki zurückfielen. Die erstere kam von Morogoro über den Kirokapaß auf der nahe an dem Gebirgsblock führenden Hauptstraße über Mission Matombo, Dinhimka, Tulo, Duthumi heran, die andere marschierte — sie hatte bei Djerkawa noch ebenso wie zuvor bei Tanga als östliche Flankendeckung gedient — mehr aus östlicher Richtung her; sie hatte bei Kidugalla die Mittellandbahn überschritten und war nach deren Zerstörung über Mission Tununguo in Dinhimka an die hohen Berge herangekommen, indem sie, hinter Stemmermann sich hinziehend, auf der nahe den Bergen gelegenen Straße Matombo—Kassanga—Kisaki Fuß faßte.

In Duthumi, 20 Kilometer vor Kisaki, trafen v. Boemcken und Stemmermann zusammen; beide hatten eine ganze Reihe kleinerer Gefechte zu bestehen gehabt, in deren einem das bei letzterm befindliche 10,5-cm-Geschütz hatte gesprengt werden müssen, weil es nicht möglich gewesen war, die schwere Last auf den ungenügend vorbereiteten Wegen fortzubringen.

General Smuts hatte, als er seine Absicht, Kisaki vor uns zu erreichen, vereitelt sah, offenbar seinen rücksichtslos ausgenutzten Truppen zunächst Gelegenheit gegeben, sich auszuruhen. Den Unserigen war das gleiche nicht vergönnt, denn die Zeit, die uns blieb, mußte dazu benutzt werden, das auf dem Halme stehende Korn einzubringen, indem die Askari es schnitten, die Kompagnieträger den Erntesegen an einigermaßen gesicherte Plätze südwärts beförderten; am 7. September nahm diese Tätigkeit ein Ende, denn jetzt erschienen die vier Kavallerieregimenter des Generals Brits auf der Straße von Kidodi her dicht vor der „Boma" von Neu-Kisaki. Nur ein Kilometer davon entfernt, stießen sie auf die quer zu ihrem Wege stehende Abteilung Otto und ließen sich auf ein erbittertes Gefecht ein, ohne daß sie von ihren vom Mgetapaß heruntergekommenen, am Kiwuberg stehenden Truppen unterstützt wurden. So war es dem Kommandeur möglich, Ottos linken Flügel durch die Abteilung v. Liebermann zu verlängern und die Abteilung Schulz dem Gegner in die rechte Flanke zu werfen. Das Ergebnis war ein vollständiger Sieg für uns: die Reiter gingen unter großen Verlusten fluchtartig zurück und verschwanden in der Richtung, aus der sie gekommen waren.

An eine Ausnutzung dieses regelrechten Erfolges durch nachhaltige Verfolgung war nicht zu denken, weil der Gegner vom Kiwuberg doch gar zu drohend in nächster Nähe Tafels stand; schon am 7. September hatte er diesen durch einzelne Schwadronen belästigt, die glücklicherweise ohne Mühe zurückgewiesen werden konnten, ohne die an diesem Tage vollständig auf sich angewiesene Abteilung zu gefährden. Als am 8. September frühmorgens die beginnenden Vorpostengefechte anzeigten, daß nun auch dieser Feind ernstliche Absichten habe, war nach Erledigung des Gefechts gegen Brits Tafel bereits durch Teile der Abteilungen Otto und v. Liebermann verstärkt, während der Rest davon und Hauptmann Schulz im Anmarsch waren oder schon in Reserve standen. Hauptmann Tafel hatte fünf Kompagnien in Front, die aber nur eine ganz oberflächlich durch Schützenbetten vorbereitete Stellung innehatten, ohne daß davor ein Schußfeld in dem dichten, hohen Grase freigeschlagen war. Den ganzen Morgen über kam es nur zu einem auf etwa 400 Meter geführten stehenden Feuergefecht. Gegen Mittag aber drängten die Engländer in einem keilförmig gegen unsere Mitte und den rechten Flügel vorragenden Hirsefeld kräftig vor, gedeckt durch dessen dichtstehende 2½ Meter hohe Stauden. Bis auf 25 Meter kamen sie heran und fügten der hier stehenden 1. Feldkompagnie Merensky schwere Verluste unter den Europäern der Maschinengewehre zu. Da Merensky sich außerdem von rechts her umgangen glaubte, so zog er sich nach dieser Seite hinüber und veranlaßte dadurch eine klaffende Lücke in unserer Linie, deren Ausnutzung durch den Gegner unsere Stellung zerbrochen haben würde. Doch noch gerade rechtzeitig konnten sich die 4. und 27., die hinten gestaffelt gestanden hatten, hineinwerfen, um mit ihren frischen Kräften zum Gegenstoß auszuholen. Das gefährliche Mtamafeld wurde gesäubert. Zur gleichen Zeit wurde die 11. zur Deckung des angeblich bedrohten rechten Flügels eingesetzt; sie fand auf ihrem Wege keinen Gegner, wohl aber erzeugte sie bei diesem nun seinerseits die Meinung, er sei umgangen. Diese beiden Bewegungen entschieden in der Dämmerung des Abends das Glück des Tages. Der Feind warf sich rückwärts. Rund 100 Tote und Verwundete hatte er verloren und 40 Europäer als Gefangene in unserer Hand gelassen. Auch er war so gründlich abgefertigt worden, daß er in den nächsten Tagen an einen neuen Angriff ebensowenig dachte wie General Brits. Beide hatten einzeln ihre Kraft vergeblich verschwendet, obwohl sie doch nahe genug beieinanderstanden, um sich zu gemeinsamer Tat ohne besondere Mühe vereinigen zu können. Die englische Führung hatte hier vollständig versagt, und so war es nicht zu verwundern, daß auch der dritte Einkreisungsstoß von Nordosten her nachklappte, der, wenn mit den beiden andern gleichzeitig geführt, doch wohl schon bei Kisaki das Ende der Ostabteilung herbeigeführt haben würde.

Stemmermanns zähes Halten an jedem Fußbreit Bodens hatte also seinen Nutzen getragen, und als er, den Feind hart auf den Fersen, am 10. September bei Duthumi die Kehre machte zum letzten Widerstand vor Kisaki, gaben die Erfolge vom 7. und 8. September der Besatzung von Kisaki die Möglichkeit, ihm beizuspringen. Und das war nötig, denn v. Boemcken und Stemmermann, die hier zusammentrafen, hatten einen stark überlegenen Gegner hinter sich gehabt, dem es bei der sehr scharf durchgeführten Verfolgung des letzten Tages gelungen war, die Duthumi überragenden Kitohohöhen zu besetzen, so daß die Unsrigen sich in recht ungünstiger Stellung befanden.

Major v. Boemcken, der den Oberbefehl hatte, ließ seine Abteilung, jetzt unter Hauptmann a. D. Klinckhardt stehend, den linken, an den Duthumibach gelehnten Flügel der nach Norden gerichteten Front einnehmen; Hauptmann Stemmermann stand quer zum Wege Matombo—Kisaki; seine rechte Flanke war gedeckt durch ein dicht am Wege verlaufendes Stück undurchdringlichen Urwaldes. Das einzige noch vorhandene Geschütz, eine C/73-Kanone, war nördlich vom Dorf Duthumi aufgebaut und versuchte, der vom Kitohoberg spielenden feindlichen Artillerie zu antworten.

Durch die vorangegangenen glücklichen Gefechte sah sich der Kommandeur in die Lage versetzt, seine Rückendeckung in Kisaki der Abteilung Otto allein überlassen zu können; alles andere führte er noch in der Nacht vom 10. zum 11. September als Verstärkung heran, und zwar die Abteilungen Schulz, v. Liebermann, Tafel sowie die Batterie Köhl. Sie trafen noch in der Nacht so rechtzeitig ein, daß auch der zweite Kampftag ohne eine wesentliche Änderung der Lage und ohne besondere Verluste zu Ende ging. Am dritten Tage wurde die Lage bedenklicher, da der Feind immer größere Machtmittel zeigte, die auf beiden Flügeln in bedrohliche Erscheinung traten. Es gab nur zwei Wege für den Abmarsch in der Richtung auf den Rufidjifluß, deren einer über Kiderengwe, deren anderer über Kisaki auf Behobeho und dann weiter nach der Kunguliofähre führte. Beide waren bedroht; dazu kam, daß die am 7. und 8. September geschlagenen Engländer sich wieder aufraffen und den ganz auf sich selbst gestellten Kompagnien Ottos bei Kisaki gefährlich werden konnten. Mußten diese vorzeitig zurück, ohne Anschluß an die Haupttruppe finden zu können, und kamen gar Behobeho und Kungulio in die Hand des Feindes, so hätte es um den Rückzug der bei Duthumi kämpfenden Abteilungen sehr schlecht ausgesehen, und es wäre sehr zweifelhaft geworden, ob das Gebiet nördlich des Rufidji überhaupt noch hätte gehalten werden können.

Um 12 Uhr nachts am 12. September befahl daher der Kommandeur den Abmarsch auf der nach Kiderengwe führenden Straße zur Besetzung der Linie des Mgetaflusses, der, aus den Urugurubergen kommend, bei Kisaki in scharfer Biegung mit zwei Armen sich nach Osten wendet und eine brauchbare Grundlage für eine Stellung abgab.

Große Verluste hatte das Gefecht uns nicht gebracht, aber unerhörte Anstrengungen für die Truppe. Die Kisakikompagnien sowie diejenigen v. Boemckens und Stemmermanns hatten seit einer Reihe von Tagen in ununterbrochenen Kämpfen gestanden, ohne Ruhe bei Tag und Nacht, so daß Europäer wie Askari schließlich im Stehen einschliefen. Der bisherige Widerstand hatte genügt, wenigstens das Notwendigste von den in Kisaki aufgehäuften Gegenständen, hauptsächlich Arzneimittel, Munition, Kleidung und einiges andere, in Sicherheit zu bringen. Mehr als geschehen war, konnte unter diesen Umständen nicht erreicht werden; der Rückzug war bei der von drei Seiten drohenden Übermacht des Feindes eine unvermeidliche Notwendigkeit, denn auf jeden Fall mußte diesem der unmittelbare Weg in das Rufidjital und in das südlich von Daressalam gelegene Küstengebiet von Usaramo verschlossen werden; denn beide Landschaften waren als reichlich bevölkerte Ackerbaugebiete für unsere weitere Ernährung durchaus unentbehrlich.

Dieses wurde angestrebt durch die erwähnte Besetzung der Mgetalinie; Otto räumte Kisaki und legte sich dicht südlich davon auf das linke Ufer des Flusses; der Kommandeur ging nach Kiderengwe; die in den Duthumitagen am wenigsten in Anspruch genommene Abteilung Tafel sicherte den Abmarsch und diente als vorgeschobene Deckung des Flußübergangs vor der genannten Ortschaft. Am 20. September griff der Feind auf der ganzen Front an, um uns vom Fluß abzudrängen, der gehalten werden mußte, schon deswegen, weil er jetzt in der Trockenzeit die einzige ausreichende Wasserstelle bis an den Rufidji darstellte; aber Tafel, von rückwärts her durch einige Kompagnien verstärkt, schlug den Ansturm des Feindes gegen die Brückenstellung siegreich ab, so daß wir uns flußaufwärts auf dem linken Ufer behaupten konnten.

Die beiden Gegner lagen sich dann einige Zeit auf einer den Fluß etwa bei der Brücke kreuzenden Linie in ganz naher Entfernung einander gegenüber. Anfang Oktober gingen die Engländer ganz vom Wasserlauf zurück und ließen nur eine Feldwache auf dem Wege nach Duthumi stehen; dies geschah, nachdem einige glückliche Streifunternehmungen ihnen den vorgeschobenen Aufenthalt ungemütlich gemacht hatten, zu der gleichen Zeit, als von ihrer Seite der Anfang damit gemacht wurde, die weißen südafrikanischen Truppen nach Hause zu senden und sie durch farbige Mannschaften zu ersetzen.

Die Zeit der Ruhe, die der Gegner hier gewähren mußte, war für uns sehr wertvoll, weil sie die Möglichkeit gab, uns die genannten Verpflegungsgebiete auf einige Zeit zu sichern, sowie eine Neuordnung unsers Etappenwesens zu schaffen, denn der Rückzug von der Mittellandbahn war so schnell erfolgt, daß für die Landstriche, in denen sich jetzt der Krieg ent-

wickeln sollte, nichts vorbereitet war, was einer Etappe mit Verpflegungsmagazinen ähnlich gesehen hätte.

*

An den Oberlauf des Rufidji, in das Ulangatal, führte die Rückzugslinie, die dem Major Kraut vorgeschrieben war, nachdem er die Rubehoberge hatte aufgeben müssen. Hart drängte der Feind hinter ihm drein, sowohl von der Hauptstellung bei Kilossa aus, wie auch die Umgehungstruppen, die glücklicherweise zu spät aus dem Gebirge den Weg in die Ebene südlich Kilossa gefunden hatten. Abwechselnd wurde von den staffelförmig aufgestellten Abteilungen Döring, Lincke und Poppe alle 8 bis 12 Kilometer in hartnäckigen Nachhutkämpfen Widerstand geleistet, so daß es möglich wurde, alles vorhandene Kriegsgut abzubefördern und auch das große 10,5-cm-Schiffsgeschütz in Sicherheit zu bringen. Dies letztere war eine besonders hervorragende Leistung, denn die Wege waren nicht ausgebaut und am Msolwebach mußte ein 150 bis 180 Meter tiefer Taleinschnitt mit auf 40 Grad sich absenkenden Wänden überwunden werden, und das alles nur mit menschlicher Fortbewegungskraft; aber dem Korvettenkapitän Schönfeld gelang auch diese Arbeit, die dem Pflanzer Fähnrich a. D. v. Ditfurth durch einen Unglücksfall das Leben kostete.

An diesem Msolwebach wurde noch einmal von der gesamten Abteilung der Kampf aufgenommen, der sich den 5. und 6. September über hinzog. Wie in den übrigen Rückzugsgefechten auf diesem Wege, waren auch hier unsere Verluste gering, indes die des Gegners recht erheblich gewesen sein müssen, denn man fand später an dieser Stelle allein drei Gräber englischer Hauptleute „Killed in action". Unsere Truppen waren auf das äußerste erschöpft, aber auch der Feind hatte genug, denn nach diesem Kampfe kam der Vorstoß zum Stehen, als bei Kidodi eine ähnliche günstige Stellung wie derzeit bei Kanga gefunden wurde. Sie lehnte sich mit dem linken Flügel an den Steilabfall der Vidundaberge und wurde nach rechts hin durch die Sümpfe des Muhengeraflusses gedeckt. Wertvoll war es für die Dauerhaftigkeit dieser schmalen Verteidigungslinie, daß der Begründer und langjährige Leiter der nahe in den Bergen gelegenen Missionsstation Kidodi, Pater L., die Wavidunda nicht nur zum Teil dem Christentum gewonnen, sondern auch zum Deutschtum erzogen hatte; die Zuverlässigkeit dieser Bevölkerung, die dem Feinde keine Spionen- und Führerdienste leistete, erleichterte in hohem Maße den Widerstand. Der Gegner griff selbst dann nicht an, als Major Kraut bewogen wurde, ihm gegenüber nur ganz schwache Kräfte unter Korvettenkapitän Schönfeld zurückzulassen.

Feindliche Abteilungen, die bei Wiedhafen am Nyassasee gelandet waren, hatten den landwirtschaftlich wertvollen Bezirk Songea vollständig und widerstandslos besetzen können, weil die schwache deutsche Abteilung von

dort weggezogen werden mußte, um einen von Lupembe aus über das verpflegungsreiche Massagati gegen das obere Ulangatal vordringenden Gegner aufzuhalten. Der letztere hatte die schwachen Kompagnien der Hauptleute Krüger und Falkenstein bereits über den Ruhudje, einen der mächtigen Quellströme des Ulanga, zurückgedrängt.

Mahenge, und damit ein Hauptrückhalt unserer gesamten Verteidigungsstellung in dem uns nur noch verbliebenen südlichen Reste des Schutzgebietes, war in höchster Gefahr. Major Kraut erhielt den Auftrag, dieser unter allen Umständen zu begegnen. Deshalb ließ er auch im eigentlichen Ulangatale nur eine ganz geringe Abteilung unter Hauptmann Lincke zurück und versuchte, den bei Kapira am untern Ruhudje verschanzten Gegner, der nur einige 100 Mann stark sein sollte, einzuschließen.

Das Unternehmen gelang nicht, denn der Feind, der in Wirklichkeit mindestens 1000 Mann mit Geschützen und zahlreichen Maschinengewehren stark war, durchbrach am 31. Oktober die rückwärtige Umzingelungslinie, wobei er zwar selbst große Einbuße hatte, aber auch uns empfindliche Verluste zufügte.

Unsere Truppen wurden auf dem rechten Ufer in Sicherheit gebracht und bemerkten erst am 2. November zu ihrem Erstaunen, daß der unzweifelhaft siegreich gewesene Feind vollständig aus der Gegend verschwunden war. Zugleich traf die Nachricht ein, daß auch vor den Kompagnien Linckes und Schönfelds der Feind das Feld geräumt habe. Ohne vorerst eine stichhaltige Erklärung für dies Verhalten des Gegners finden zu können, drängten sämtliche Abteilungen nach. Hauptmann Lincke nahm am 17. November Stellung im Hochland von Uhehe am Kialuberg, zwei Tagemärsche vor Iringa, und Major Kraut gelangte bis Mfrika, drei Stunden nordöstlich von Lupembe. Dann kam die Erklärung für diese unerwartet günstige Gestaltung der Lage: am 22. November vollzog sich die Verbindung mit den Taboratruppen, deren ganz unerhofftes Erscheinen von Westen her den Gegner zu eiligem Rückzug veranlaßt hatte.

Der Victoriasee.

Die Ereignisse des ostafrikanischen Feldzuges, wie sie im Südosten des Schutzgebietes und in den Küstengegenden vor sich gingen, hatten bis zum Eintritt der großen Entscheidung am Kilimandjaro nur in einem ganz oberflächlichen Zusammenhang mit dem gestanden, was an den andern Grenzen sich vollzog. Es war hier wie dort gewissermaßen ein Krieg kaum miteinander in ursächlicher Weise verknüpfter Episoden, und erst als nach den Kämpfen von Reata und Kahe die Engländer in die Kolonie eindrangen,

setzte auch von den übrigen Kriegsgebieten her eine gleichgeartete Bewegung ein, die mit einem groß angelegten Kesseltreiben eine verzweifelte Ähnlichkeit hatte. Bis dahin hatten die Kampfhandlungen auf den andern Kriegsschauplätzen nur das miteinander gemeinsam, daß sie gruppenweise an den einzelnen Seengebieten hafteten, weil der jeweilige Herr des Gewässers dieses vortreffliche Verkehrsmittel für sich nach Kräften ausnutzte und dadurch auch den Gegner in nicht geringem Maße an die Nähe der bedrohten Ufer fesselte.

Abgesehen von der Südgrenze, die ja zunächst wegen der Neutralität Portugals nicht in Frage kam, waren in der Hauptsache die großen mittelafrikanischen Seen die Grundlage der Grenzscheiden zwischen Deutsch-Ostafrika und den feindlichen Ländern. So bildet der gewaltige Victoriasee einen nicht unwesentlichen Teil der Nordgrenze, welche ungefähr dessen Mitte schneidet. Die ganze Südhälfte des Gewässers wird von deutschem Gebiet umrahmt; westlich davon grenzt es mit dem Ugandaprotektorat, von ihm getrennt durch eine ganz willkürlich gezogene gerade Linie, welche den bedeutenden und teilweise schiffbaren Kagerastrom, die eigentliche Quelle des Niles, im deutschen Bereiche liegen läßt, dessen wichtigsten Teil aber, nämlich die Mündung, den Engländern zuspricht. Auf dem Ostufer bildet in der Richtung auf den Kilimandjaro ein ebenso unnatürlich geführter Strich die Scheidung von Britisch-Ostafrika.

Eine deutsche Bahn berührte den See noch nicht, daher ging unser dortiger Handel von Kissumu (Port Florence) aus auf der Ugandabahn bis an die Küste; aus der Beförderung deutscher Güter stammte mehr als die Hälfte der Bahneinnahmen, die bereits seit Jahren eine leidliche Verzinsung dieser englischen Anlage gewährleisteten. Daraus geht hervor, daß die wirtschaftliche Entwicklung und der Wert des deutschen Seegebietes ein bedeutender sein mußte.

Für die Verteidigung dieses aussichtsreichen, ausgedehnten Landes standen im Beginn des Krieges alles in allem zwei Feldkompagnien zur Verfügung, die 7. unter Hauptmann Bock v. Wülfingen in Bukoba auf der Westseite, die 14. unter Hauptmann Braunschweig in Muanza im Osten; einige Polizeiaskari konnten zur Verstärkung herangezogen und eingestellt werden. Als Gegner war gegenüber Bukoba die englische Ugandastreitmacht anzunehmen, die in dem unmittelbaren Grenzlande westlich des Sees mindestens vier Askarikompagnien stehen hatte. Östlich des Sees liegt unser Posten Schirati nur wenige Tagereisen südlich des wichtigen englischen Hafens und Bahnendpunktes Kissumu; es war daher die Annahme berechtigt, daß der Feind auf diesem Ufer erhebliche weitere Streitkräfte zum Schutze dieses seines wichtigen Stützpunktes zusammenziehen würde. Die beiden Kompagnieführer, die einzeln sich nicht glaubten halten zu können, vereinigten daher ihre Abteilungen auf dem wichtigern Ostufer des Sees, so daß im Westen der Resident von Bukoba, Major v. Stuemer, mit nur zwei regulären Polizeisoldaten in seinem weiten Gebiet zurückblieb.

Die vereinigten Kompagnien verstärkten sich durch Bildung eines Europäerzuges von 40 Mann, zusammengesetzt aus Pflanzern und den Angestellten der Eisenbahnbaufirma Holzmann unter Oberleutnant d. R. Bucher, und durch Anwerbung von Irregulären aus den Stämmen der Wagaya und Wasukuma zunächst in der Stärke von etwa 100 Mann unter Oberleutnant v. Haxthausen; sie waren ebenso wie die Feldkompagnien mit Modell 71 bewaffnet, indes die Europäer unsern neusten Mehrlader führten. Diese Zusammenziehung der Kräfte wurde vom Kommando gutgeheißen und zugleich der Befehl erteilt, gegen die Ugandabahn vorzustoßen. Am 28. August brachen die 7. Feldkompagnie, der Europäerzug und die durch 20 Askari und einige Europäer verstärkten Irregulären gegen die englische Grenze vor. Die Unternehmungen hatten hier nicht mit besondern Geländeschwierigkeiten zu rechnen, da überall reichlich Wasser vorhanden ist; dafür aber beherrschten die Engländer den See und konnten mit ihren acht großen Dampfern, denen wir nur die kleine „Muanza“ entgegenzustellen hatten, jederzeit Truppen in den Rücken der Deutschen werfen, um die rückwärtigen Verbindungen abzuschneiden.

Dies zu verhindern, wurde eine Streifabteilung von 20 Mann unter Leutnant Bender am Seeufer entlang entsandt, während der Haupttrupp

nach Nordnordosten über den Marafluß vorging und die englische Polizeistation Kisii, nur noch etwa $2^1/_2$ Tagemärsche südlich der Ugandabahn liegend, am 11. September ohne Kampf einnahm. Am folgenden Tage aber erschienen die Engländer in der Stärke von einer europäischen und zwei Askarikompagnien auf den Höhen südlich des Platzes und zwangen Hauptmann v. Bock, nach erbittertem Kampfe das englische Gebiet wieder zu räumen. Die Leutnants d. R. Bucher und Micknath, drei weitere Europäer und 30 Askari fielen, eine ganze Anzahl, darunter der Abteilungsführer, wurde verwundet, die Engländer hatten eine Einbuße von 38 Europäern und 72 Farbigen; unter ihren Verwundeten befand sich der Bruder des Staatssekretärs Grey. Unser Ziel, den Betrieb der Ugandabahn nachhaltig zu stören, war nicht erreicht worden und konnte auch in der Folge nicht erzielt werden, weil zugunsten der Westseite des Sees eine Schwächung der Streitkraft stattfinden mußte.

Inzwischen waren nämlich die Verhältnisse im Bukobabezirk höchst ungemütlich geworden. Der Feind rückte am 15. September in unser Gebiet ein und setzte sich in Kifumbiro auf dem rechten Ufer der südlichsten Ausbiegung des Kagera fest; er baute diesen Platz als Brückenkopf für eine Pontonbrücke aus und errichtete auf dem gegenüberliegenden linken Ufer gleichfalls ein starkes Fort; seine äußersten Posten schob er bis sechs Stunden von Bukoba vor. Demgegenüber hatte der Resident, Major v. Stuemer, nur seine beiden Polizeiaskari und die Leute des durchaus zuverlässigen Sultans Kahigi, von denen 400 mit Modell 71 bewaffnet worden waren, zur Verfügung. Trotzdem würde es den Engländern, denen hier, wie so oft im Beginn des ostafrikanischen Krieges, jede Neigung zu energischem Vorgehen glücklicherweise abging, ein leichtes gewesen sein, sich des ganzen westlichen Seeufers zu bemächtigen, ehe die erste Verstärkung von 80 Askari unter Leutnant v. Kleist mit zwei Maschinengewehren am 10. Oktober nach Bukoba abgegeben werden konnte. An ein Vorgehen gegen die englischen Befestigungen konnte jedoch auch mit diesen Kräften nicht gedacht werden. Zu diesem Zwecke aber wurde Ende Oktober, nachdem die Gesamttruppe durch weitere Anwerbung und Nachschub erheblich vergrößert war, die Abteilung Braunschweig in der Stärke von 400 Gewehren und 1 Geschütz C/73 und 3 Maschinengewehren von Muanza über den See nach dem Westufer überführt. Zunächst aber mißlang die Expedition. Die aus dem kleinen Dampfer „Muanza“ und einer Anzahl von Leichtern bestehende Flottille wurde durch die großen englischen Hilfskreuzer zersprengt. Es war ein gefahrvoller Augenblick für unsere Stellung am See; er wurde zwar ohne jeden Verlust überstanden, aber die gesamte Truppe mußte nach Muanza zurückkehren, zumal ein Seeangriff auf diese Stadt selbst vom Feinde versucht wurde. Es gelang, ihn trotz des feindlichen Granatfeuers abzuschlagen und

alsdann die Truppe in der gleichen Stärke, diesmal unter Hauptmann v. Bock, zum Teil auf dem Seeweg, zum Teil zu Lande am 15. November nach Bukoba zu schaffen. Am 20. November wurde Kifumbiro morgens 6 Uhr angegriffen. Der Kampf dauerte bis zur Dunkelheit und entwickelte sich zu einem reinen Stellungsgefecht. Die Engländer, die sich hier, wie an andern Stellen, als Meister in der Kleinbefestigungskunst erwiesen, hatten sich derartig eingebaut, daß ein Sturmangriff nicht durchgeführt werden konnte. Der Feind hatte offenbar trotzdem sehr schwere Verluste gehabt; schon in der Mittagszeit hatte er versucht, auf der Pontonbrücke über den Kagera zu entkommen, war aber daran durch Maschinengewehrfeuer verhindert worden. Sobald die Dunkelheit es erlaubte, räumte er Kifumbiro sowie das Fort auf dem linken Ufer und ging nach der Zerstörung der Brücke über die nördlich gelegenen Berge zurück. Hauptmann Bock v. Wülfingen rückte nach; unter Vorschiebung von Feldwachen auf jene Berglinien besetzte er die Kagerafront, indem er die Brücke wiederherstellte und die englischen Befestigungen in unserm Sinne ausbaute.

Am 6. Dezember griffen die Feinde von neuem an, vertrieben die Feldwachen von den Bergen, in denen sie sich ihrerseits festsetzten, holten sich aber am 7. Dezember blutige Köpfe an ihren eignen ehemaligen Schanzen. Am 8. Dezember gelang es dem Hauptmann v. Bock, eine indische Abteilung von 50 Mann bei Missenje zwischen den Bergen und dem Fluß aufzureiben, und seither lagen sich dann die beiden Feinde am Kagera unter täglichen kleinen Schießereien gegenüber.

Auf der Ostseite des Sees erkannten die Engländer offenbar erst ganz allmählich, daß unsere Grenzwacht durch die nach Bukoba entsandte Abteilung stark geschwächt war, denn nur sehr zögernd drangen sie Ende November mit kleinern Streifabteilungen über die Grenze. Nach einigen Patrouillengefechten gingen sie am 8. Januar 1915 mit mehreren Dampfern und etwa 1000 Mann gegen das mit 22 Europäern besetzte Schirati vor, das nach 3½stündigem Kampfe ohne Verluste unsererseits vor dieser erdrückenden Übermacht und dem Geschützfeuer geräumt werden mußte. Der Kommandant v. Haxthausen erhielt jedoch Verstärkung und schlug am 17. Januar eine englische Abteilung von 40 Europäern und 150 Mann in der Nähe von Schirati, bei welcher Gelegenheit vier Engländer und einige Askari fielen sowie 22000 Patronen erbeutet wurden. Dieses tatkräftige Vorgehen veranlaßte den Gegner, am 31. Januar 1915 Schirati wieder zu räumen. Bald hier, bald dort aber erschienen sie mit größern Truppenmassen, die sie als Herren des Sees und Besitzer einer ansehnlichen Flotte mit Leichtigkeit hin und her bewegen konnten.

So ward es ihnen möglich, Anfang März wiederum mit sehr starken Kräften bei Schirati aufzutreten. Eine deutsche Erkundungsabteilung von

40 Askari und 3 Europäern unter Leutnant Recke wurde von einer berittenen englischen Abteilung von 80 Mann überraschend angegriffen; sie mußte sich auf einen wasserlosen Hügel zurückziehen und wurde hier durch den um einige weitere Inderkompagnien verstärkten Feind eingeschlossen. Ohne Wasser, ohne Verpflegung und ohne Hoffnung auf Entsatz hielten sie sich noch vom 4. bis 5. März, um dann, nachdem ihr tapferer Führer gefallen und ein weiterer Europäer verwundet war, in der Nacht zum 6. März durchzubrechen. Mit dem bei der Lage der Dinge geringen Verluste von etwa ein Viertel ihres Bestandes gelangte die Abteilung wieder zu ihrer Truppe. Diese, welche inzwischen auf etwa 300 Gewehre verstärkt war, suchte unter ihrem Führer v. Haxthausen den Feind sofort auf und lieferte ihm, der den Unsern um das Mehrfache überlegen war, östlich Schirati am 9. März ein erbittertes zehnstündiges Gefecht, in dem auf unserer Seite 1 Deutscher, auf feindlicher 17 Engländer fielen. Ein großer Teil der englischen Stellungen wurde genommen; trotzdem hielt es der deutsche Kommandant angesichts der immer mehr anwachsenden Überzahl des Feindes, der dazu noch mit modernen Geschützen versehen war, für richtiger, das kleine Schiratidreieck zu räumen und hinter dem tiefen Maraflusse Stellung zu nehmen. Hierher führte Hauptmann Braunschweig Verstärkungen, so daß an dieser günstigen Verteidigungslinie Ende April 650 Gewehre mit einem Geschütz C/73, einer Revolverkanone (beide ältester Herkunft) und einem Maschinengewehr zur Verfügung standen.

Mit all diesen Unternehmungen zu Lande ging ein nie abreißender kleiner Seekrieg Hand in Hand, in dem die acht mächtigen und schwer bestückten englischen Hilfskreuzer immer wieder die verschiedensten, zum Teil kaum dem Namen nach bekannten deutschen Küstenplätze beschossen. Zu Landungen aber gingen sie in der ersten Zeit des Krieges im allgemeinen nicht über, so daß wir die Inseln des Sees in fast ungestörtem Besitz halten konnten, was von großem Werte für die Verpflegung war, da sie, besonders Ukerewe, eine nicht geringe Menge der Verpflegung an Reis für einen erheblichen Teil der im Innern stehenden Truppen lieferten.

Ehe die Gesamtangriffe in der ersten Hälfte des Jahres 1916 vor sich gingen, haben die Engländer nur einmal ihre Überlegenheit auf dem See stärker ausgenutzt, um im Zusammenwirken mit einem Ansturm auf die Kageralinie den Bezirk Bukoba in ihre Hand zu bringen. Die Unternehmung war in großem Stile angelegt; selbst europäische Regimenter, wie die 25. Royal Füsiliers, waren dazu herangeführt worden. Die Stadt Bukoba wurde am 23. August 1915 zwei Tage lang durch sechs englische Hilfskreuzer beschossen, dann besetzt und geplündert. Da aber der Angriff auf die Stellung an der Grenze mißlang, so zog der Feind wieder ab, ohne praktisch mehr als die Zerstörung des Funkenturmes erreicht zu haben.

Noch einmal wurde die Gleichförmigkeit der andauernden kleinen Kämpfe unterbrochen durch einen von englischen Offizieren angeführten Raubeinfall der Massai in das herdenreiche Wasukumagebiet um Ikoma auf der Westküste, der mit schweren Verlusten für die Räuber zurückgeschlagen wurde und sicher geeignet war, die Neigung der Wasukuma zum Eintritt in die Schutztruppe, zu der sie überhaupt seit geraumer Zeit einen Hauptanteil stellten, zu verstärken. So hatten die Hauptleute Braunschweig und v. Hagthausen eine starke Besatzung heranbilden können. Die sämtlichen in Muanza befindlichen Kompagnien waren aus diesem recht guten Askarimaterial zusammengesetzt, und solange es sich darum handelte, gewissermaßen die heimatliche Scholle gegen einen Feind zu verteidigen, der mit den Massaiviehräubern verbündet war, konnte man sich sehr wohl auf diese jungen Soldaten verlassen. Anders aber konnte es werden, wenn wir weichen mußten und die in ihrer soldatischen Eigenschaft noch nicht gefestigten Leute Heimat, Frau und Kinder verlassen sollten. Das zeigte sich, als der allgemeine Rückzug auch hier seine Wirkungen ausübte.

Am 9. Juni 1916 besetzte das englische Geschwader die große nördlich Muanza gelegene Insel Ukerewe, wo unsere kleinen Posten vertrieben oder überwältigt wurden. Am 12. Juni erkannte man aus dem regen Schiffsverkehr, daß weitere Unternehmungen beabsichtigt waren, und in der folgenden Nacht landeten die Engländer einige Kilometer nordöstlich von der Bezirkshauptstadt bei Kanjense ihre Truppen auf dem festen Lande.

Teilweise wurden sie durch die Abteilung des Leutnants v. Rekowsky in ihre Boote zurückgeworfen, aber an dem Entschluß des damals leitenden Offiziers, Oberleutnants v. Oppen, endgültig abzumarschieren, änderte dieses nichts; denn er glaubte, bestimmte Nachricht zu haben, daß die Belgier vom Westen her im Anmarsch seien, um ihn abzuschneiden, und sich bereits anschickten, den Muanzagolf zu überschreiten oder zu umgehen. Er ordnete daher den Abmarsch am 14. Juni an. Das hier befindliche 10,5-cm-Geschütz konnte nicht mitgeführt werden, sondern wurde gesprengt; die beiden C/73-Kanonen aber wurden mitgenommen und sind durch die unermüdliche Sorge des Batterieführers, Oberleutnant d. R. Vogel, über die schwierigsten Geländehindernisse hinweg bis Tabora gebracht worden.

Am 16. Juni fand bei Missungwi am Südende des Muanzagolfes noch ein Gefecht statt, in dem v. Rekowsky mit seiner Abteilung und Vogel mit seinen Geschützen dem Feinde einige Verluste beibrachten mit dem Erfolg, daß die Engländer unsern Abmarsch ungestört geschehen ließen und auch in der nächsten Zukunft eine allzu eifrige Kampflust nicht bezeigten. Der Rückzug ging bis in die Landschaft Seke, weil v. Oppen sich erst hier vor einer von Westen kommenden Umgehung durch die Belgier, die übrigens nicht erfolgte, sicher fühlte.

Hier endigte die selbständige Tätigkeit der Abteilung Muanza; sie befand sich in Seke auf der Hauptstraße nach Tabora und stand in Fernsprechverbindung mit dem Westkommando daselbst. Ihre fernern Bewegungen, die durch den an v. Oppens Stelle tretenden Major v. Langenn-Steinkeller geleitet wurden, bildeten von jetzt ab einen Teil der Maßnahmen zur Verteidigung Taboras, wobei ihr zunächst die Aufgabe zufiel, die englische Muanzabrigade von der Mittellandbahn fernzuhalten.

Der Bukobabezirk, in dem an Stelle des Majors v. Stuemer Hauptmann Gudowius das Kommando führte, wurde an seiner nördlichsten Grenze noch verteidigt, als Muanza bereits hatte aufgegeben werden müssen, ja, er konnte in ununterbrochenen Kämpfen länger gehalten werden als irgendein anderes der Grenzgebiete. Zu spät schon gegenüber den vom Kivusee herüberdrängenden Belgiern begann Gudowius am 18. Juni zu räumen und im Süden seines Bezirkes, in der Landschaft Ussuwi, seine Truppen zusammenzuziehen, um auf Tabora zurückzuweichen. Er selber hatte die Gefährlichkeit seiner Lage erkannt, aber gemäß den ihm gewordenen Befehle ausgehalten und hätte auch jetzt vielleicht noch durchkommen können, wenn er nicht durch Verrat seiner Führer mitten in die Feinde hineingeführt worden wäre; trotzdem versuchte er in einem erbitterten Kampfe den Durchbruch zu erzwingen, seine Truppen aber wurden nach siebenstündigem Gefecht zersprengt. 30 Europäer und 150 Askari gingen tot oder gefangen verloren. Hauptmann a. D. v. Brandis (der Ältere), der in Bukoba schon vortreffliche Dienste als Artilleriekommandant geleistet hatte, gelang es, mit 11 Europäern, 191 Gewehren und 2 Maschinengewehren sich aus dem Unglück zu retten und sich dem Kommando der Westtruppen anzuschließen.

Der Kivusee.

Der Kivu-, Tanganjika- und Nyassasee, langgestreckt und schmal, bildeten den größten Teil der Westgrenze von Deutsch-Ostafrika. Der erstere ist der nördlichste und ist mit dem zweiten durch den rasch strömenden und tiefen Russissifluß verbunden, der in seinem ganzen Verlauf die Grenzscheide zwischen dem deutschen Gebiete und dem Kongostaate darstellte; zwischen dem Tanganjika und Nyassa ist eine natürliche Grenze nicht vorhanden.

Die heftigsten und umfangreichsten Kämpfe im gesamten Seengebiete spielten sich an der deutsch-belgischen Grenze im Bereich des Kivusees ab, dessen Beherrschung wir durch ein von der dortigen Mission requiriertes Dampfbeiboot gleich im Beginn des Krieges hatten an uns reißen können. Im übrigen aber waren die Belgier von Anfang an durch Zahl der Truppen erheblich überlegen, so daß der Versuch des damaligen Residenten von Urundi,

das am Russissi gelegene feste Lager von Luwungi zu erstürmen, mißlang, indem der deutsche Führer und eine Anzahl seiner Askari ihr Leben dabei einbüßten. Im Oktober 1915 wurde noch ein Versuch gemacht, diese seit dem ersten Angriff besonders stark befestigte Stellung in unsere Hand zu bringen, doch auch dieses Mal mißglückte das Unternehmen mit nicht unerheblichen Verlusten, und wir haben uns seither darauf beschränkt, lediglich den Flußlauf auf diesem Abschnitt zu sichern.

Der Hauptteil des Grenzkampfes gegen die Belgier spielte sich jedoch am Kivusee ab, wo die Grundlage unserer Stellung der an der Nordspitze gelegene Bezirksnebenort Kissenji war. Hier führte der unermüdliche und tatkräftige Hauptmann Wintgens seine wenigen hundert Mann in einer ganzen Reihe von schweren Gefechten gegen eine immer steigende Übermacht der Belgier. Die feindlichen Truppensammlungen wurden hier so stark, daß im Beginn des Jahres 1916 neben unserer Kilimandjarostellung der Kivusee als Hauptkampfgebiet betrachtet und durch Zusammenziehung größerer Truppenmengen besonders verstärkt werden mußte.

Um diese Zeit wurde auf der Südwestecke der zu Beginn des Krieges eroberten Insel Itschwi ein Posten von 3 Europäern und 50 Askari unter Führung des Leutnants d. R. v. Gusmann eingerichtet, der dazu bestimmt war, den hier durch eine fortlaufende Reihe von kleinen Inseln für den Feind bequemen Übergang über den Südzipfel des Sees in die Flanke und den Rücken unsers Schangugupostens zu verschließen.

Die Verhältnisse lagen um diese Zeit derart, und unsere Stellungen waren so gesichert, daß Hauptmann Wintgens im ersten Drittel des Januar 1916 es glaubte verantworten zu können, mit etwa der Hälfte der Kissenjitruppen eine Bewegung zu unternehmen, deren Ziel die Gegend von Mpororo, an der Mitte der Nordgrenze unsers Ruandabezirkes, war. Der Führer wurde dazu veranlaßt durch die Wahrnehmung, daß hier im englischen Gebiete feindliche Vorbereitungen stattfanden, die bestimmt sein konnten zu einem Einfall in die Hochlande von Ruanda. Das wäre gleichbedeutend gewesen mit einer Flankierung unserer Stellung an der Nordspitze des Sees, die nach Osten hin lediglich durch den 50 Gewehre starken Posten von Mruhengeri, 50 Kilometer von Kissenji entfernt, gesichert wurde. Zugleich hat auch wohl Hauptmann Wintgens gehofft, daß er sich bei dieser Gelegenheit, auf halbem Wege dorthin mit den Bukobatruppen des Hauptmanns Gudowius würde die Hand reichen können.

Die Meinung, daß an der Mpororogrenze sich etwas vorbereitete, scheint nicht unrichtig gewesen zu sein, denn tatsächlich setzte von hier aus später ein Teil des großen Hauptangriffs ein, der im Zusammenhang mit dem englischen Ansturm auf den Kilimandjaro stand und dazu bestimmt war, unserer Herrschaft im äußersten Nordwesten des Schutzgebietes ein Ende

zu bereiten. Hauptmann Wintgens' Vorstoß mußte nach einigen glücklichen, aber belanglosen Gefechten auf Anordnung des Westbefehlshabers abgebrochen werden; die Abteilung kehrte gegen Ende Februar an den Kivusee zurück, und zwar gerade noch rechtzeitig, um zu erkennen, daß die Belgier sich zu größern Dingen vorbereiteten. Am 19. März 1916 mußte die Insel Itschwi von uns geräumt werden, da wir der Herrschaft über den See verlustig gegangen waren, etwa zu der gleichen Zeit, wie dieses unerfreuliche Ereignis auch auf dem Tanganjika eintrat, hier wie dort veranlaßt durch den Umstand, daß die Belgier während des Krieges die Lukugabahn fertiggestellt hatten und nun imstande waren, auf dem zwar etwas umständlichen, aber doch gut nutzbaren Kongowege Motorfahrzeuge heraufzuschaffen, die, lediglich für Zwecke der Kriegführung eingerichtet, unsere ursprünglich nur für den Handel bestimmten schwachen Fahrzeuge matt setzen konnten.

Nachdem uns die freie Bewegung auf dem Tanganjika entrissen war, konnte der Kongostaat seine bis dahin zum Schutze von dessen Westufer aufgestellten Askari, deren Zahl auf einige 1000 zu schätzen war, für die große Angriffsbewegung am Kivusee verwenden. Sicher aber hatte er außerdem, ebenso wie wir, im Laufe der 1½ Kriegsjahre neue Truppenkörper geschaffen, die, wenn auch in europäisch-militärischem Sinne nicht einwandfrei durchgebildet, doch, was die Verwendbarkeit im afrikanischen Busch und angeborene soldatische Eigenschaften anbelangt, ein ganz vortreffliches Menschenmaterial enthielten.

Der belgischen Kolonie wurde außerdem von Europa alles das in reichem Maße zugeführt, was für einen modernen Krieg notwendig ist, so daß die afrikanischen Truppen des in Europa fast vernichteten Staatswesens nicht allein an Zahl weit überlegen, sondern auch in einer Ausrüstung uns gegenüberstanden, der wir Ähnliches gar nicht entgegenzustellen vermochten.

Die Ruandaabteilung befand sich also nicht in einer besonders erfreulichen Lage, die noch dadurch verschlechtert war, daß sie in der ersten Hälfte des Aprils zwei Kompagnien (die 23. und 25.) hatte abgeben müssen, die nach der Mittellandbahn befördert waren, um diese gegen die von Kondoa-Irangi vordringenden Engländer zu schützen.

Mitte April begannen die Belgier eine größere Tätigkeit zu zeigen. Hauptmann Wintgens stand um diese Zeit noch unerschüttert in seiner alten Kissenjibefestigung, aber er hielt sie jetzt mit nur drei Kompagnien anstatt wie früher mit deren 7; die 23. und 25. hatte er, wie erwähnt, abgeben müssen, die C.-Kompagnie war aufgelöst, um den Posten auf Itschwi sowie den im Februar an der Mpororogrenze zurückgelassenen zu bilden; die 7. Feldkompagnie war nach dem Süden entsandt, um den Belgiern am Russissifluß entgegentreten zu können. Leutnant v. Gusmann war allerdings am 14. April mit seiner Abteilung zurückberufen worden; zu spät,

um für die Ereignisse bei Kissenji noch verwandt werden zu können; wohl aber überschritten die Belgier drei Tage nach dessen Abgang den Russissifluß an der Stelle, die er bis dahin besetzt gehalten hatte. Aber auch sein Verbleiben hätte nur eine geringe Verzögerung bewirken können, denn der Feind kam in der Stärke eines Regiments mit zahlreichen Maschinengewehren und Geschützen; zugleich landete er mit Motorbooten nördlich Schangugu und zwang die dort stehenden 50 Gewehre des Unteroffiziers Leipert, sich der drohenden Einschließung durch Abmarsch zu entziehen. Ungefähr gleichzeitig drangen starke belgische Abteilungen aus dem englischen Mpororo, wohin Hauptmann Wintgens im Januar seinen Zug hatte richten wollen, in das Hochland von Ruanda ein und besetzten, da der dort zurückgelassene Posten zum Widerstand zu schwach war, kampflos Kigali, den Sitz der Verwaltung von Ruanda, etwa 70 Kilometer Luftlinie südlich der Grenze, damit die Kissenjistellung völlig überflügelnd.

Die südlich des Sees aufgetretenen Belgier folgten der nach Norden abziehenden Besatzung von Schangugu; etwa drei Marschstunden östlich dieses Platzes stießen sie bei der Mission Mibirisi am Urwald auf Widerstand, fanden aber hier gegen ihre Erwartung nicht nur die wenigen Gewehre Leiperts, sondern gerieten auch an die Urundiabteilung des Majors v. Langenn-Steinkeller, die auf dem Wege war, sich mit Wintgens zu vereinigen, und holten sich blutige Köpfe.

Major v. Langenn ging zunächst am Urwaldrande weiter nördlich, vereinigte sich mit der aus Kissenji abgesandten 7. Feldkompagnie unter Hauptmann v. Linde-Suden und setzte den Weg nördlich bis an den Kalundurafluß fort. Hier bog er, da die Belgier unten am See auf der Fernsprecherstraße ihn überholten, nach Osten ab, um durch den Urwald hindurch die Mission Issavi zu erreichen, die, nahe der Grenze von Ruanda und Urundi, etwa 50 Kilometer südlich Njansa, dem Sitze des Ruanda-Großsultans liegt. Die Belgier wandten sich nun auch ihrerseits nach Osten, indem sie nördlich der deutschen Abteilung den Urwald durchquerten; am 11. Mai lagerten sie ungefähr 50 Kilometer nördlich Issavi und hatten sich auf diese Weise bis zu einem gewissen Grade zwischen Major v. Langenn und Hauptmann Wintgens geschoben. v. Gusmann, der mit seiner Patrouille den Befehl bekommen hatte, sich auf die Hauptabteilung bei Kissenji zurückzuziehen, mußte, auf einem weiten Umwege nach Osten ausbiegend, seinen Auftrag zu erfüllen suchen.

So blieb Wintgens ohne genauere Nachrichten von den Vorgängen im Süden; er konnte von Glück sagen, daß die von dort kommende Truppe der Belgier ohne ernstliche Ursache sich im Lager nördlich Issavi fast eine Woche bewegungslos verhielt, und daß auch der in Kigali stehende Feind nichts Ernstliches unternahm. Erst am 10. Mai räumte Wintgens die

solange ruhmvoll verteidigte Stellung von Kissenji, zur Täuschung des Gegners nur einige Patrouillen zurücklassend, die er nach Gelingen dieser Absicht unbeschädigt wieder an sich heranziehen konnte. Er richtete seinen Abmarsch zunächst ziemlich dicht am See entlang südlich nach der Missionsstation Rubengera, dann, östlich abschwenkend, über Kirinda bis zu einer Stellung einen Tagesmarsch nördlich vom Sultanssitz Njansa, hier einige Tage verharrend, um über die Absichten der beiden Gegner Klarheit zu gewinnen, die sich nunmehr zu spät zur Durchführung der Abschließung in Bewegung setzten.

Nicht einen Augenblick eher, als notwendig, gab Wintgens am 19. Mai den Sultanssitz dem Feinde preis, in aller Ruhe saß er beim Häuptling Mussinga, der uns treu geblieben war, ihm Verhaltungsmaßregeln für die Zukunft gebend, und eine Viertelstunde, nachdem er die Beratungshalle verlassen hatte, wurde diese schon von den Belgiern betreten. Gegen deren große Übermacht war an dieser Stelle kein Widerstand möglich, notwendig aber war es, dem zurückbleibenden Großsultan den Eindruck selbstbewußter Überlegenheit trotz zeitigen Mißgeschicks zu hinterlassen. Würdevoller konnte dies nicht vor sich gehen, als hier geschah: trotz drängender Gefahr Ausnutzung des letzten Augenblicks und bei aller zur Schau getragenen Verwegenheit die Sicherheit des wohlüberlegten Gelingens.

Die Belgier drückten von hier aus zunächst nicht nach; trotzdem ging der Hauptmann noch in der Nacht weiter bis Mission Issavi; während der Ruhetage, zu denen die Belgier ihm hier die Zeit ließen, traf er mit dem Major v. Langenn zusammen, welcher inzwischen einen Abstecher in seinen alten Urundibezirk gemacht hatte. Bis Ende Mai verhielt sich der Gegner in Njansa ruhig, während neue von Norden kommende Abteilungen sich bis in den nordöstlichen Zipfel von Urundi ausbreiteten. Unsere Truppen gingen in dieser Zeit bis in die Gegend der Mission Iruwura, mit der Bestimmung, zum Schutze Kigomas einen südlich gerichteten Weg zu wählen. Es sieht jedoch so aus, als ob die Anweisungen für die nächste Zukunft entweder nicht ganz klar oder doch wechselnd gewesen seien, denn sonst kann man sich diesen zunächst noch nicht notwendigen südlichen Abmarsch nicht recht erklären; noch weniger aber ist der Zweck der dann einsetzenden nördlich und östlich gerichteten Bewegung bis an das Knie des Akanjaruflusses zu deuten, wenn ihr nicht eine Absicht zugrunde gelegen haben sollte, der durch den bekanntgewordenen Abmarsch eines Teiles der Belgier nach Nordosten gefährdeten Abteilung Bukoba unter Hauptmann Gudowius zu Hilfe zu kommen. Dann, wohl auf die Nachricht hin, daß der Feind von Njansa aus sich südlich bewege, scheint wieder der Gedanke an Kigoma das Übergewicht bekommen zu haben, denn man ging in die kaum verlassene Gegend zurück, um Anfang Juni bei der Mission Kigowani, vier Stunden

südlich des erst vor kurzem von uns geräumten Iruwura den Gegner in einem nicht unglücklichen, aber doch unentschiedenen Gefecht zu packen. Nunmehr sah man sich dauernd vor einem offnen Halbkreis belgischer Bataillone und wich langsam vor der stets drohenden Umklammerung zurück, nicht ohne noch einmal am 12. Juni bei Iwangu, leider etwas weniger glücklich als bei Kigowani, mit dem überlegenen Feinde anzubinden. Der Weg ging über das Kihinjahochland nach der Polizeistation Miakassu, zwei Tage südlich von Gitega, dem Hauptverwaltungsort der Residentur Urundi. Nachdem die Abteilung hier, ohne währenddem mit dem Feinde in nähere Berührung zu kommen, etwa eine Woche, bis zum 25. Juni, hatte verweilen können, wurde nunmehr endgültig der Marsch nach dem Osten angetreten; den Schutz Kigomas gegen die auch von Usumbura aus mit gesonderter Truppe vorgehenden Belgier überließ man der dortigen Besatzung und der kleinen bisher bei Usumbura gewesenen Abteilung Hering, das heißt, man gab damit den Hafen und die Bahnlinie auf. v. Langenn und Wintgens gingen in einem nach Süden ausholenden Bogen gegen Osten bis Jamagoma am Mujowosifluß und von hier aus scharf nordöstlich bis an ein Sultansdorf Djobahika, welches nur noch rund 50 Kilometer von dem Ende der südöstlichsten Bucht des Victoriasees, dem Eminpaschagolf, entfernt ist. Sollte, was nicht ganz unmöglich ist, diese Bewegung noch ein letzter Versuch gewesen sein, der Bukobaabteilung Hilfe zu bringen, so war sie zu spät ausgeführt, denn Patrouillen, die bis Wanga, halbwegs Eminpaschagolf, vorgeschickt waren, konnten am 9. Juli feststellen, daß die Reste der zersprengten Abteilung Gudowius bereits durchgezogen waren. Außerdem trafen unsere Truppen, nachdem sie in letzter Zeit nur Patrouillenfühlung mit den Belgiern gehabt hatten, nördlich Djobahika wieder auf einen geschlossenen Feind, gegen den das bei all diesen Rückzügen übliche und kaum anders zu erwartende unentschiedene Gefecht geliefert wurde.

Von Djobahika führte der kürzere Weg geradezu östlich über die Mission Mariahilf nach Mgoga in Mkahama, wohin die beiden vereinigten Abteilungen jetzt gegen Ende Juli gingen, und wo sie zum Schutze von Tabora unter das unmittelbare Kommando des Westbefehlshabers traten.

Der Tanganjikasee.

Der Tanganjika war lange Zeit in diesem Krieg geradezu unbestrittener deutscher Besitz. Der einzige englische Dampfer, der sich hier befand, war irgendwo am Südende, kurz vor Ausbruch der Feindseligkeiten, gestrandet und wurde alsbald, damit er nicht abgeschleppt und wiederhergestellt werden könne, durch die „Hedwig v. Wißmann" der Tiefe überantwortet. Der

einzige belgische Dampfer „Delcomun“ ward gleich nachher angegriffen und zusammengeschossen, so daß die kleine „Hedwig“, trotz ihres Alters noch ein recht brauchbares Fahrzeug, Herrin des langgestreckten Binnengewässers war. Die Mannschaft dafür war gestellt von der Kaiserlichen Marine. Nachdem das für Kriegszwecke nicht recht brauchbare kaiserliche Vermessungsschiff „Möwe“ Anfang August im Hafen von Daressalam versenkt worden war, hatte der Kommandant, Korvettenkapitän Zimmer, die Besatzung als Abteilung „Möwe“ an den See geführt und den etwa zwei Stunden von dem altberühmten Udjijidji gelegenen Hafen Kigoma, den Endpunkt der gerade fertiggestellten Mittellandbahn, zu seinem Hauptquartier gemacht. Er glaubte, daß hier die seemännischen Eigenschaften seiner Leute besonders gut ausgewertet werden könnten, und hatte auch tatsächlich durch die erwähnten Unternehmungen den Tanganjika in unsere Gewalt gebracht. Für diese und manche andere kleinere Angriffe diente neben der „Hedwig“ zunächst nur noch ein Dampfbeiboot und mehrere von Daressalam heraufgebrachte Walboote als seemännische Ausrüstung für die Möweleute, abgesehen von mehreren nach Art der Dhau, dem Küstenfahrzeug der Suaheli, gebauten Leichtern.

Bald nach Ausbruch des Krieges erhielt die kleine Flotte einen Zuwachs in Gestalt der „Kingani“; es war dies ein sehr altes Fahrzeug der Gouvernementsflottille, das man nach Entfernung des Kessels, sonst unzerlegt, mit der Bahn nach Kigoma geschafft hatte. Aber noch eine weitere und wichtige Vergrößerung fand statt: die Bahnverwaltung erwartete nach Fertigstellung der Linie eine starke Vermehrung des Seeverkehrs und hatte, um den andern Anliegern des Tanganjika zuvorzukommen, einen 1200-Tonnen-Dampfer bauen lassen, dessen Zusammensetzung gerade im Werke war. Die Kriegserklärung hatte den D.-O.-A.-L.-Dampfer „General“ in Europa zurückgehalten, der die letzten Schiffsteile und die Vorrichtungen für den Stapellauf herauszubringen bestimmt war. Das verursachte für die Bauvollendung besondere Schwierigkeiten, aber der tatkräftige Direktor der Bahn, Hillenkamp, wurde ihrer Herr; er setzte in dem Ingenieur Hübner den richtigen Mann an die richtige Stelle und ließ die Arbeiten mit allen Kräften betreiben. Leicht hatte es der ungewöhnlich tüchtige Schiffsbautechniker nicht — er ist später als Landsturmmann auf Patrouille in Uhehe gefallen —, denn er mußte recht wesentliche Teile, unter andern die Dampfkammer, aus dem mangelhaften Material herstellen, das ihm in dem ganz abgeschlossenen Schutzgebiete zur Verfügung stand; der Ablauf von den Hellingen konnte nur durch kunst- und sinnreich erdachte Hilfsmittel ermöglicht werden. Trotzdem gelang die Fertigstellung, indem die ursprünglich festgesetzt gewesene Frist nur um ein geringes überschritten wurde.

So war ein großer Dampfer zur Verfügung der Militärbehörde, die ihn mit mehreren Kanonen, nach dem tapfern Ende der „Königsberg“ sogar

mit einem von deren 10,5-cm-Geschützen, bestücken ließ; der „Graf Götzen“, wie er nach dem frühern Gouverneur genannt wurde, hat dann besonders durch die rasche Bewegung größerer Truppenmassen ausgezeichnete Dienste geleistet.

Die Besatzung von Kigoma, der zeitweise auch kleinere Askariabteilungen beigegeben waren, hat mit diesen Mitteln den See lange Zeit beherrscht und die Belgier derart in Unruhe versetzt, daß sie dauernd größere Truppenmassen an den Ufern in Bereitschaft halten mußten, die ihrer Kriegführung am Kivusee entzogen wurden.

Unmöglich aber war es der ganzen geographischen Lage nach, eine Einwirkung auszuüben, die über die nächste Umgebung der Seeufer hinausgereicht hätte, dafür standen genügend Truppenmengen nicht zur Verfügung. Es war auch nicht durchführbar, den belgischen Haupthafen am Lukugaausfluß, etwas südlich schräg gegenüber Kigoma, zu besetzen, oder die Fertigstellung der bereits vor dem Kriege im Bau begriffenen Lukugabahn zu verhindern.

Wir hatten im Wettstreit um die Erreichung des Tanganjika den Belgiern den Vorrang abgelaufen. Wäre es bei dem friedlichen Wettbewerb geblieben, so würde uns dieser Vorsprung sehr großen Nutzen in der Eroberung des zentralafrikanischen Handels gebracht haben, wie es ja auch jetzt lediglich dem Vorhandensein der Bahn Daressalam—Kigoma zu verdanken war, daß wir so lange Zeit hindurch das Gebiet am Tanganjika und Kivusee in unserm Besitz erhalten konnten. Aber auch die Belgier hatten schon alle Kräfte darangesetzt, dem zu begegnen und durch Heranführung ihrer Bahn an die Lukugamündung unsere Handelseinflüsse zu bekämpfen; so waren sie denn auch nicht mehr allzuweit vom Seeufer entfernt, als der Krieg begann. Auch unter den damaligen Verhältnissen waren sie — mit englischer Beihilfe — in der Lage, den Bau vorzutreiben, worüber wir durch eine geschickt geleitete Spionage auf dem laufenden erhalten wurden. Es wurde ferner festgestellt, sowohl durch die farbigen Spione wie auch durch kühne Erkundungen der Möweabteilung, daß der Hafeneingang durch starke moderne Geschütze gedeckt wurde, und schließlich gegen Ende des Jahres 1915, daß die ersten Züge auf einem vorläufig hergestellten Unterbau das Ufer des Hafens erreicht hatten.

Die Wirkungen davon erfuhren wir alsbald zu unserm Leidwesen, denn Ende 1915 und Februar 1916 kamen zuerst die „Kingani“ und dann die „Hedwig“ von ihren Erkundungsfahrten nicht zurück; ob sie den Geschützen vor der Lukuga-Mündung oder etwa den mit dieser Bahn heraufgebrachten Motorfahrzeugen zum Opfer gefallen waren, blieb zunächst zweifelhaft; möglich wäre auch das letzte gewesen, denn nach aufgefangenen Funksprüchen befand sich auch eine englische „Naval Expedition“ an Ort und Stelle. Jedenfalls war

es mit unserer bis dahin unbestrittenen Herrschaft auf dem See zu Ende, denn der für Kriegszwecke nicht gebaute und bei nur mangelhafter Kenntnis der Schiffahrtsverhältnisse auf dem See nicht allzu praktisch eingerichtete „Graf Götzen“ durfte schon aus dem Grunde größern Gefahren nicht ausgesetzt werden, weil wir nach dessen etwaigen Verlust auch Truppenbewegungen nicht mehr mit der gewünschten Schnelligkeit hätten ausführen können; ohnehin mußte schon jetzt selbst in dieser Beziehung mit aller nur erdenklichen Vorsicht verfahren werden. An diesem Übelstand wurde auch dadurch nicht gar zuviel verändert, daß ein Schwesterschiff der „Kingani“, die „Wami“ in aller Eile mit der Bahn an den See gebracht wurde. Mehr hätte es schon geholfen, wenn der etwa 600 Tonnen große Sambesibarrdampfer „Adjutant“ der D.-O.-A.-Linie, ein stark gebautes, überaus seetüchtiges Schiff rechtzeitig hätte herangeführt und instand gesetzt werden können. Der Versuch dazu wurde noch unternommen, nachdem er in einer kühnen Nachtfahrt unter Führung des Leutnants d. Sw. Herm die Blockade der Rufidjimündung durchbrochen hatte und nach Daressalam gelangt war. Er mußte für die Beförderung ganz auseinandergenommen und in Kigoma wieder zusammengesetzt werden, was bei dem ehrwürdigen Alter der Eisenteile und bei den geringen vorhandenen Hilfsmitteln keine Kleinigkeit war. Aber auch diese Leistung brachte Ingenieur Hübner zuwege. Hätte man sofort, als die Notwendigkeit herantrat, sich entschließen können und mit dem Abbau in Daressalam begonnen, so wäre es diesem tüchtigen Manne gelungen, trotz aller Schwierigkeiten noch rechtzeitig einen neuen Dampfer auf den Tanganjika zu setzen, fähig, ein starkes Geschütz zu tragen, und wir hätten doch vielleicht wieder Einfluß gewinnen können. So wurde das Schiff nicht mehr fertig, obwohl der Bau viel rascher voranschritt, als zu erwarten, und dessen Bereitschaft schon für den 1. August 1916 in Aussicht stand.

Nun aber brauchte, bis die Entscheidung sich zu entwickeln begann, der Feind deutsche Landungen nicht mehr zu befürchten. Die Truppen, die bisher die gegnerischen Küsten hatten sichern müssen, wurden für anderweitige Verwendung frei. Es ist allerdings nicht wahrscheinlich, daß die Schätzung der Abteilung „Möwe“, die mit ihren Maßnahmen dort an 10 000 Mann festgehalten zu haben glaubte, richtig ist, aber einige 1000 Mann dürften es schon gewesen sein, die nun den Belgiern zur Verfügung standen, um mitzuwirken bei dem Angriff auf unsere Stellung am Kivusee, damit das große Kesseltreiben ein vollständiges werde.

Als die allgemeine Lage in Ruanda und im Nordosten der Kolonie begann schwierig zu werden, bestand zunächst die Absicht, Kigoma nachhaltig verteidigen zu lassen. Die kleine Besatzung sollte sich auf einem der am See gelegenen Berge verschanzen und sich für eine regelrechte Belagerung einrichten, um am letzten Ende nach Süden sich durchzuschlagen. Man hatte deshalb auf

einer Anhöhe dicht südlich des Hafens alles für diesen Zweck vorbereitet; es waren Verschanzungen und Unterstände gebaut; 150 000 Kilogramm Lebensmittel waren angehäuft; Fernsprechverbindungen wurden angelegt, und selbst für die Erzeugung von elektrischer Kraft zur Speisung der Scheinwerfer war vorgesorgt.

Allerdings würde bei einer Einschließung ein späteres Entkommen der winzigen Besatzung mehr als unwahrscheinlich gewesen sein; ja selbst eine größere Dauer der Verteidigung hätte bei der Art des Geländes, wenn wirklich ein tatkräftiger Angriff erfolgte, als unwahrscheinlich bezeichnet werden müssen. So mag es für die Besatzung eine Erleichterung der Gemüter bedeutet haben, als am 19. Juli 1916 in Abänderung des alten Befehls die Anordnung getroffen wurde, daß Kigoma zu räumen sei, sobald die vom Norden herandringenden Belgier die Station Gottorp bedrohten. Darin lag die Bestimmung des Rückzugs auf Tabora, also nach dem Hauptquartier der Westtruppen.

Die Sicherung nördlich der Bahn war dem Leutnant d. Sw. Soete mit etwa 70 Gewehren übertragen; weiter nördlich in den Uhabergen und östlich gegen Gottorp zu stand Hauptmann a. D. Hering mit den von Usumbura zurückgegangenen und über die Urundiberge gekommenen Truppen, die ungefähr die gleiche Stärke haben mochten wie diejenigen Soetes. Sie wichen dem Drucke der von Norden heranrückenden Belgier, die nun auf Gottorp ihren Weg lenkten, nachdem die Abteilungen v. Langenn und Wintgens nach Osten zu ausgebogen waren.

Kigoma mußte am 22. Juli geräumt werden. Es war ein bitterer Verlust nach zweijährigem Kampfe um den zukunftsreichen großen Binnensee, der jetzt mit seinem vortrefflichen Hafen dem Feinde überlassen werden mußte, und damit alle die hochfliegenden Pläne, die deutsche Tatkraft und deutscher Unternehmungsgeist schon an die Entwicklung dieser Landschaft geknüpft hatten. Es mag manch wehmutvoller und bitterer Gedanke die abziehenden Deutschen überkommen sein, die hier teilweise seit Jahren gearbeitet hatten, um unserm Einfluß die Wege zu weisen in das Herz des schwarzen Erdteils, als sie zum letzten Male dort, wo die Bahn sich durch die niedrige Paßhöhe in das Innere windet, den Blick dahinfahren ließen über das Kreisrund des Hafens, die grünen Uferhänge, über die blauen Fluten, die auch so finster grau erscheinen können, wenn die Stürme daherbrausen, von den hohen Bergen Uhas niederfallend.

Eine kleine Abteilung unter Kapitänleutnant a. D. Forstmann (Pflanzer) blieb zurück, um den Abzug zu decken; sie zerstörte die letzten Fahrzeuge, darunter den stattlichen „Graf Götzen“ und fuhr dann auf der „Wami“ südlich bis Kassaua, übergab auch dieses letzte deutsche Schiff auf dem Tanganjika der Tiefe des Sees und zog auf südlich der Bahn gelegenem Wege nach Tabora, ohne vorher seine alte Hauptabteilung wieder zu treffen.

Diese ging mit der Bahn zunächst bis Gottorp, auf dem letzten Zuge das 10,5-cm-Geschütz mit sich führend; hier wurde wieder Stellung genommen, um abzuwarten, wie sich die Verhältnisse in Uha entwickeln würden. Gottorp hatte an sich einen gewissen Wert, denn hier befindet sich die große Saline der Seengesellschaft, welche das bis dahin allgemein gebrauchte Seesalz verdrängt hatte und sogar weite Strecken des belgischen Kongo versorgte, so daß die dortigen Eingeborenen nach Abschluß des Verkehrs schon große Not gelitten hatten; es war der Besitz für den Feind von großer Bedeutung, für uns der Verlust eine nicht geringe Schädigung, deren Schwere wir erst kennen lernen sollten, nachdem die Aufgabe der Meeresküste uns auch diese Bezugsquelle des Salzes verschloß.

Aber zu halten war Gottorp nicht; denn seit die Abteilungen v. Langenn und Wintgens etwa 150 Kilometer nördlich der Bahnlinie nach Osten abgebogen waren, hatten die Belgier, welche durch Uha südwärts gingen, es in ihrem Belieben, wie sie die Richtung auf die Bahn wählen wollten. Die Sicherungsabteilung des Leutnants d. Sw. Soete wurde am Luitschifluß noch nahe dem Tanganjika zersprengt und gelangte, nachdem sie sich wieder gesammelt hatte, auf südlichen Pfaden nach Tabora. Die Abteilung Hering sowie eine unter Oberingenieur Bockmann von Gottorp aus vorgesandte kleine Deckung mußten sich auf ihren Haupttrupp zurückziehen; die Belgier aber waren so in der Lage, die Bahn ostwärts von der genannten Station zu erreichen. So mußte diese am 29. Juli geräumt werden.

Unter nachhaltiger Zerstörung des Bahnkörpers ging Korvettenkapitän Zimmer hinter den Malagarasifluß, woselbst der Übergang verteidigt werden sollte, denn der Fluß ist zwar schmal, aber tief, und nördlich der Station befinden sich ausgedehnte Sumpfbildungen, die kaum durchschreitbar sind. Aber es war doch rund 150 Kilometer Strecke, die mit etwa 250 Gewehren geschützt werden mußte. Zimmer hatte nachhaltig um Unterstützung gebeten; es konnten jedoch von Tabora aus nur 60 Rekruten unter dem Oberstleutnant a. D. Hübner entsandt werden, die dazu bestimmt wurden, an den nördlich gelegenen Sümpfen eine Umgehung des rechten Flügels zu verhindern. Der Feind dagegen kam mit seiner Hauptkraft vom Süden heran, nachdem er eine Anzahl bisher unbekannter Furten mit Hilfe der Eingeborenen entdeckt hatte, und zwang die wenigen deutschen Gewehre zur Räumung, wenn sie nicht endgültig abgeschnitten werden wollten. Das Gelände von hier bis Tabora ist fast überall entweder Steppe oder lichter Miombowald und bietet einer kleinen Truppe keine Möglichkeit, einem vielfach überlegenen Gegner standzuhalten. Schrittweise wich die Abteilung zurück, indem sie mehrere Male den schon in ihren Rücken gelangten Feind umgehen mußte. Dicht vor Station Ussoke hatte Zimmer Veranlassung, sich nördlich der Bahnlinie zu begeben, und geriet noch hier, nahe am Ziel, in

die Gefahr, abgefangen zu werden, da der Feind die Station vor ihm erreichte. Durch einen raschen Vorstoß der Abteilung Wintgens wurde ihm der Anschluß an das Hauptquartier doch noch ermöglicht.

Damit trat die Abteilung in den größern Verband des Westbefehlshabers unter Beendigung ihrer selbständigen Bewegungen, sie wurde aufgelöst, und die in ihr enthaltenen zahlreichen Europäer wurden auf die verschiedenen Kompagnien, deren weiße Dienstgrade stark zusammengeschmolzen waren, verteilt.

Vom Njassasee bis an den Ulanga.

Lange Zeit hindurch entwickelten sich die Verhältnisse im fernen Südwesten der Kolonie, in der Gegend um den Njassasee, ganz abgesondert von denen der Gesamtheit. Dies war begründet in der Abgeschlossenheit der Lage. Der in dieser Richtung führende elektrische Draht war noch nicht weiter gediehen als bis Iringa, dem Hauptverwaltungsort des Bezirks Uhehe. Noch 300 Kilometer Botenpost waren von hieraus zu bewältigen, ehe über deutsches Gebiet eilige Nachrichten dorthin gebracht werden konnten. So lebte die deutsche Seite des Njassasees noch im holden Wahne dauernden Friedens, während Lüttich bereits eine deutsche Stadt war, und die übrigen Teile des Schutzgebietes schon vom Kriegslärm widerhallten. Harmlos und friedlich lag der Dampfer „Hermann v. Wißmann" auf dem Slip in Sphinxhafen, als plötzlich eines schönen Morgens die Mannschaften durch Revolvergeschützgrüße vom englischen Dampfer „Gwendoline" aus ihrer Morgenruhe aufgestört wurden.

Es war am 8. August. Sie glaubten an einen schlechten Witz ihrer englischen Kollegen, die etwa nach feuchtfröhlich durchzechter Nacht dem lieben Nächsten eine katerlose Morgenruhe nicht gönnten. Ein zwar etwas reichlich derber Spaß, aber hier im wildesten, tiefdunkeln Afrika doch nicht eine völlige Unmöglichkeit. So faßten es die deutschen Seeleute auf; einer von ihnen setzte sich in ein Boot und fuhr an Bord des Engländers, um anzufragen, ob man völlig verrückt geworden sei.

Diesmal war es nicht der Whisky-Soda oder, besser gesagt, nicht allein der Whisky-Soda. Er erfuhr, daß es Ernst sei, daß Krieg zwischen Deutschland und England, daß der Streit um die Weltherrschaft das Weltgelände durchtobte. Ihn und den Kapitän nahm man gleich liebevoll an Bord, vernichtete die Brauchbarkeit des deutschen Schiffes und fuhr mit der lebenden Beute davon.

So eröffnete England den innerafrikanischen Krieg durch rücksichtslosen Überfall, ehe wir unsererseits noch irgendeine feindliche Bewegung gegen irgendeine der englischen oder belgischen Grenzen unternommen hatten.

Einige Zeit nachher kamen Eilboten herangekeucht mit dem Befehl der Mobilmachung für die im Langenburger Bezirke stehenden Truppenteile. Sie waren schwach genug; zum Schutze des Njassasees und auf der Landesgrenze von diesem bis an den Tanganjika, die 300 Kilometer lang ist, befand sich in Massoko eine einzige Kompagnie der Kaiserlichen Schutztruppe, die 5. Feldkompagnie unter Führung des damaligen Hauptmanns v. Langenn-Steinkeller mit 2 Offizieren, 3 Unteroffizieren und 150 Askari nebst 2 Maschinengewehren. In Muhakete, etwas nördlich vom Njassasee, befanden sich beim Bezirksamt 3 Polizeiwachtmeister mit 100 Polizeiaskari; in Bismarckburg, nahe dem Tanganjika, lag ein Polizeiposten unter dem Adjunkten und Leutnant d. R. Haun mit 1 Polizeiwachtmeister und 50 Askari. Das war alles. Die Polizei trat bei der Mobilmachung zur Schutztruppe über, so daß diese dadurch um 150 Mann etwa verstärkt wurde. Ferner wurden die Reservisten, wie es überall geschehen war, eingezogen; da hier aber immer nur sehr kleine Abteilungen gestanden hatten, so war die Zahl der seßhaft gemachten ehemaligen Askari nur gering. Deutsche Farmer und Pflanzer, die in die Truppe eintreten konnten, gab es gleichfalls nicht viele, weil trotz der vortrefflichen klimatischen Zustände infolge der schlechten Verkehrsverhältnisse hier die Ansiedlung noch in den allerersten Anfängen sich befand; die wenigen, die aufgeboten werden konnten, stammten fast alle von den Missionsstationen. Auch diese Verstärkung brachte demnach nur einen unwesentlichen Zuwachs. Außerdem konnte noch der Militärposten Ubena in Stärke von 20 Mann unter Oberleutnant Aumann herangezogen werden.

So musterte Hauptmann v. Langenn-Steinkeller Anfang September — abgesehen von dem Posten Bismarckburg am Tanganjika — 300 Askari mit 3 Offizieren und 22 weitern Deutschen.

Die Engländer hatten ihm zu seiner Mobilmachung völlige Ruhe gelassen, denn auch sie waren trotz ihrer eiligen Kriegseröffnung zur See für einen umfangreichen Kampf auf dem Lande in dieser Gegend nicht vorbereitet. In Karonga an der Nordspitze des Sees hatten sie vor Kriegsausbruch 5 Europäer mit etwa 100 Askari; in Ikawa an der rhodesischen Nordgrenze, etwa 100 Kilometer vom Njassa entfernt, stand ein Posten von rund 50 Mann, und in Abercorn, der englischen Hauptstation dieser Gegend, näher dem Tanganjika, lagen 10 Europäer mit 150 Farbigen.

Die Kräfte waren also von vornherein nicht ungleich, wenn auch auf englischer Seite um etwas überlegen; aber die Engländer, im Besitz einer telegraphischen Verbindung, waren uns um etwa eine Woche in den Vorbereitungen voraus und außerdem auch wirklich in der Lage, solche zu machen, weil das Gebiet von Rhodesia eine nicht geringe Zahl von Ansiedlern beherbergte, die zum Dienst herangezogen werden konnten. Zeit dazu hatten

sie gehabt, denn bis Hauptmann v. Langenn seinen Trupp zusammengestellt hatte, war doch der erste Monat der Kriegszeit ins Land .gegangen.

So fand er Karonga stark befestigt und von 400 bis 500 Mann besetzt, als er am 9. September über die Grenze ging, um gemäß dem Kommandobefehl, der allseitige Offensive und regste Tätigkeit ganz allgemein vorschrieb, den Feind in dieser Stellung anzugreifen. Alle diese Unternehmungen, die infolge jener Anordnung stattfanden, waren reichlich übereilt sowie einigermaßen zwecklos und deshalb fast überall ohne Erfolg. Auch dieser Angriff wurde abgewiesen und mußte nach schweren Verlusten an Europäern und Askari aufgegeben werden. Im übrigen hatte sich die kleine Truppe vortrefflich geschlagen. In ihr befanden sich tüchtige, alte Leute, wie jener Sol Adam, ein Sudani, noch aus der allerersten Zeit stammend, der sich weigerte, im Gefecht Deckung zu nehmen, indem er sagte: „Hat der Kaiser mir 20 Jahre meine Löhnung immer richtig gezahlt, so kann er jetzt auch von mir verlangen, daß ich mich für ihn totschießen lasse." Trotzdem hatten die großen Verluste die Folge, daß die Truppe zunächst schwer erschüttert war und längere Zeit zur Wiederherstellung ihrer vollen Kriegsbrauchbarkeit nötig hatte.

Die Abteilung ging wieder über die Grenze zurück, um sich in deren Nähe, in Masukulu, zu verschanzen. Der schwerverwundete Führer, Hauptmann v. Langenn-Steinkeller, der nur durch die aufopfernde Ausdauer eines farbigen Dieners aus dem Gefecht gerettet worden war, mußte zu seiner Wiederherstellung in das Lazarett von Daressalam geschafft werden. An dessen Stelle trat zunächst Hauptmann v. Grawert (Gideon), der Verstärkungen aus Mahenge herbeiführte, und nachdem dieser zur Leitung der Verwaltung seines Militärbezirkes zurückberufen worden war, der Hauptmann Falkenstein, der mit einigen Kräften aus Iringa heranzog.

Darauf ging man wieder bis Ipiana, dicht an der Grenze gelegen, vor und veranlaßte dadurch den Gegner, der seine Truppen bis an den noch im englischen Gebiet verlaufenden Lufirafluß vorgeschoben hatte, sich vorläufig wieder ganz nach Karonga zurückzuziehen.

Inzwischen wurden die uns treu verbliebenen Eingeborenen besonders auf der Mitte der langen Grenzlinie zwischen Tanganjika und Nyassa durch wiederholte räuberische Einfälle englischer Askariabteilungen stark beunruhigt; dem zu steuern, wurde Anfang Dezember 1914 Oberleutnant Aumann mit 1 Offizier, 2 Unteroffizieren und 100 Mann in jene Gegend verlegt. Er beschoß die ihm hier gegenüber, in Ikawa, sitzenden Engländer und erzwang dadurch Ruhe für unsere Bevölkerung; zugleich baute er unter häufigern kleinen Plänkeleien etwa 60 Kilometer der englischen Telegraphenleitung ab und ermöglichte es dadurch, den Bau der unentbehrlichen Fernsprechverbindung bis Iringa auch vom Nyassasee aus zu beginnen.

Im übrigen ereignete sich nichts Besonderes in dieser Zeit in der Gegend, welche zum Bezirk Langenburg zu rechnen ist. Doch daß die Ruhe nicht ewig dauern werde, ließ eine im Anfang Januar 1915 erbeutete Post ahnen, aus der man ersah, daß die in Rhodesia ansässigen Ansiedler in immer wachsendem Umfang zur Fahne eingezogen wurden. Auch hier zeigte sich die unerfreuliche Wirkung unserer amtlichen gegen die Ansiedlung gerichteten Kolonialpolitik; wir konnten so gut wie nichts aufbringen, den Engländern dagegen stand ein zahlreicher Stamm landesgewohnter Farmer für ihre Kriegszwecke zur Verfügung. Das war nicht etwa deswegen der Fall, weil Rhodesia sich für Farmer- und Pflanzerzwecke besser eignet als die hier in Frage kommenden Teile unsers Schutzgebietes. Im Gegenteil: spätere Kriegsgefangene, die aus Rhodesia kamen und unsere südwestlichen Hochlande kennen gelernt hatten, sprachen immer wieder ihre Verwunderung darüber aus, daß für diese Gebiete, die geeigneter seien für europäische Ansiedlung als das gesamte Rhodesia, in dieser Beziehung so gar nichts geschehen sei. Aus diesen Europäern wurde jetzt der Rückhalt einer 800 Mann starken Askaritruppe gebildet, welche die Engländer über die ganze Ausdehnung der Grenze hin verteilten, sowohl auf der Njassahälfte wie auch gegen den Tanganjika hin.

Auch hier war im Beginn der Feindseligkeiten der Oberarzt Dr. Westhofen mit einer ganz kleinen Abteilung in Feindesland gegangen, um den dortigen englischen Hauptort Abercorn anzugreifen, gleichfalls ohne Ergebnis, aber glücklicherweise auch ohne besondere Verluste. Jetzt schoben die Engländer zum Schutze ihrer Station eine Abteilung vor, welche die dicht an der Grenze gelegene Farm Jericho in eine Befestigung verwandelte und stark besetzte.

Mehrere Male versuchten die Engländer nach dem Eintreffen dieser Verstärkungen mit überlegenen Kräften in unser Gebiet einzudringen, gaben es aber auf, nachdem Oberleutnant Aumann eine Abteilung Rhodesian Rifles bei Londwa bös mitgenommen hatte. Unsererseits aber befürchtete man doch eine größere Unternehmung auf unser Gebiet und sandte daher den wiederhergestellten Major v. Langenn mit einigen Kompagnien in das Zwischenseengebiet, die dieser zunächst auf die Bezirke Langenburg und Bismarckburg verteilte. Mitte Januar übernahm Generalmajor z. D. Wahle den Befehl über die Westtruppen; er sah in der fast auf der Grenze gelegenen Befestigung von Jericho eine besondere Gefahr und griff sie zweimal im Juni und Juli 1915 vergebens an. Immerhin hatten diese Unternehmungen den Erfolg, daß der Feind zunächst von seinem angriffsweisen Vorgehen absah, indes von unserer Seite durch stärkere Kampfpatrouillen der Feind im eignen Lande belästigt werden konnte. So brachte der Unteroffizier Adami dem Gegner am Lufirafluß in der Nähe von Karonga schwere Verluste bei, ebenso wie dieses bei kleinern Unternehmungen der zur L.-Kompagnie

ausgebauten Abteilung Aumann bei Ikawa und der in Bismarckburg liegenden 29. Feldkompagnie nahe bei Jericho gelang. Letzteres wurde Ende 1915 von den Engländern aufgegeben und gesprengt.

Hier, wie überall im Schutzgebiete, gestalteten sich also die Verhältnisse in der letzten Hälfte des Jahres 1915 recht günstig und erfreulich. Schon glaubte man auch in dieser Gegend, das Schlimmste des ganzen Krieges überstanden zu haben. Doch das verhängnisvolle neue Jahr 1916 hatte es anders bestimmt.

Aus zu uns gelangten Parlamentsnachrichten von Kapstadt war zu ersehen, daß eine weiße Truppe von 1800 Mann für die rhodesische Grenze bestimmt sei, um hier endgültig reine Bahn zu schaffen. Es war also anzunehmen, daß uns auch hier härtere Zeiten bevorstehen würden, aber bis die bewilligten Truppen ausgehoben und kampfbereit sein konnten, blieben noch einige Monate zur Vorbereitung und Verstärkung unserer Stellung. Von unsern andern Kriegsschauplätzen war keine Hilfe zu erwarten, sondern es erschien als sicher, daß der Südwesten völlig auf sich selbst angewiesen sein würde, und man handelte demgemäß. Mit den im Laufe der Monate ausgebildeten Rekruten standen, als der große Sturm hereinbrach, folgende Truppen zur Verfügung:

Die 5. Feldkompagnie an der Nordspitze des Nyassa mit 20 deutschen Dienstgraden, 200 Askari, 2 Maschinengewehren und einem 4,7-cm-Geschütz in Ipiana; eine noch zu ihr gehörige Abteilung von 7 Europäern und 60 Mann war zur Beobachtung des Sees in den Hafenorten Mwaja, Muteme und Altlangenburg verteilt; ein mittelstarker Posten stand in Undali; ferner die L.-Kompagnie bei Ruiba gegenüber Ikawa in der Stärke von 20 Deutschen, 180 Askari mit 3 Maschinengewehren. Bei Namana vor der alten Jerichostellung am Südende des Tanganjika befand sich die 29. Feldkompagnie, 30 Deutsche, 200 Askari sowie 3 Maschinengewehre stark. Im ganzen waren das also etwa 800 Mann mit 8 Maschinengewehren und einem kleinen Geschütz. Ihnen gegenüber rückte der Feind mit 4000 bis 6000 Gewehren, zur Hälfte weiße, zur Hälfte farbige Soldaten, ins Feld. Nach einigen kleinen für uns siegreichen Zusammenstößen im Januar und März setzte im Mai, also bald nach den ersten Erfolgen der Engländer am Kilimandjaro, der umfassende feindliche Angriff ein, der dazu bestimmt war, uns aus den gesunden, vieh- und getreidereichen Hochlanden des Südwesten zu vertreiben. Leider konnte bei der schlechten Verbindung, den gewaltigen Entfernungen und der großen Bedrängnis, in der sich alle Grenzgebiete der Kolonie in dieser Zeit befanden, nicht derjenige Nachdruck auf die Verteidigung dieser Gegend gelegt werden, der für deren Erhaltung nötig gewesen wäre. Sie war besonders wertvoll für uns, wie die Zukunft erweisen sollte, weil wir aus allen andern Gegenden, die in bezug auf Klima und Lebensmittelerzeugung den

Europäern besonders zuträglich waren, durch den großen Angriff von Norden verdrängt wurden. Noch konnte man wohl diese mittelbare Gefahr nicht klar erkennen; aber wenn auch, so wäre es bei Lage der Dinge in der Gesamtheit doch wohl zu spät gewesen, rechtzeitig für Hilfe zu sorgen. Zu verwundern ist es daher nicht, daß die Grenzwache nicht aufrechterhalten werden konnte.

Die L.-Kompagnie erhielt am 23. Mai vom Führer der 5. Feldkompagnie, Hauptmann Falkenstein, dem ältesten Offizier der Gegend, zunächst den Auftrag, den befestigten Posten Ruiba zu räumen, dann aber, als sämtliche Lasten gerade vorausgeschickt waren, den Befehl, doch zu bleiben. Man konnte die schon entfernten Vorräte nicht mehr zurückholen, sondern sah sich ohne diese am 25. Mai plötzlich auf allen Seiten von englischen Truppen eingeschlossen. Von morgens früh bis abends spät wurde die kleine Besatzung — sie war durch die anbefohlene vorher erfolgte Absendung des Leutnants Engel um 40 Gewehre geschwächt — durch Geschütze, Maschinengewehre und Angriffe einzelner Abteilungen bearbeitet; auch in der Dunkelheit, in der ringsum die Wachtfeuer leuchteten, ließ man ihr keine Ruhe. In der dritten Nacht, die vollständig finster war, beschloß Oberleutnant Aumann, den Durchbruch zu wagen, der aber nur gelingen konnte, wenn er völlig unbemerkt blieb, weil sonst seine kleine Truppe von dem übermächtigen Feinde sicher zersprengt und vernichtet worden wäre. Nach der englischen Grenze zu war der Ring der Belagerer am dünnsten, weil sie in dieser Richtung einen Durchbruch am wenigsten glaubten befürchten zu sollen. Hier fühlte die L.-Kompagnie sich durch, in aller Stille, bei größter Dunkelheit der Nacht in zwei Abteilungen mit dem sämtlichen noch vorhandenen Gepäck, ohne einen Schuß abzugeben; dicht vor der Grenze schwenkte sie linksum und ging nach Nordnordost auf den Rand des Hochlandes zu. Auch jetzt war die Lage noch sehr gefährdet, wenn der Feind sogleich nachgestoßen hätte. Der aber hatte von dem ganzen Handel nichts bemerkt; er beschoß fleißig noch zwei Tage lang die Befestigung und machte seine Beunruhigungsangriffe, ohne zu erkennen, daß der Fuchs längst aus dem Bau. Die Gesichter dürften sehenswert gewesen sein, als man am Abend des zweiten Tages die wahre Sachlage erkannte. Diese Zeit hatte der L.-Kompagnie genügt, sich in Sicherheit zu bringen. Sie fand die nächsten Übergänge über den großen Ruaha schon besetzt und mußte deshalb eine weiter abwärts gelegene Furt benutzen, um die Hochlande ungefähr an der Grenze von Ubena und Uhehe zu erreichen.

Am Tage, ehe die L.-Kompagnie in ihrem Standlager bei Ruiba eingeschlossen wurde, hatte Oberleutnant Aumann, wie schon erwähnt, den Leutnant d. R. Engel mit 40 Mann und 1 Europäer absenden müssen, um in Unterstützung der 5. Feldkompagnie zum Schutze von Neulangenburg

verwandt zu werden. Engel traf in Eilmärschen am 27. Mai dort ein und fand, daß die 5. Feldkompagnie bereits seit mehreren Tagen, 2½ Stunden südlich der Station, einem zahlenmäßig viel stärkern Feinde gegenüberstand. Zugleich mit ihm langte der Regierungsbeamte Leutnant d. R. Nave mit 90 Askari, 10 Europäern und 1 Maschinengewehr, von einem andern Grenzposten kommend, dort an. Beide sollten zunächst die Linie des Hauptmanns Falkenstein verstärken; doch schon im Abmarsch für diesen Zweck begriffen, traf sie ein Gegenbefehl; denn die Lage hatte sich geändert, die Gesamttruppe mußte abziehen, und die beiden Abteilungen erhielten den Auftrag, für die Freihaltung der Pässe in das Ukingahochland zu sorgen, denn die Engländer hatten die nur von 20 Gewehren besetzte Militärstation Massoko erstürmt und standen damit in der linken Flanke der Unserigen, d. h. schon zwischen diesen und den Hochlanden, wohin die Rückzugslinie wies.

Der zunächst gelegene Teil davon ist das Hochgebirgsland von Ukinga, dessen Abfall nach Westen zu als Livingstoneberge bekannt ist. Dieses senkt sich längs der nordöstlichen Hälfte des Nyassasees schroff fast unmittelbar gegen diesen ab, nur einen schmalen Uferrand lassend; der Steilabfall überschreitet, gleichgerichtet wie der Küstenverlauf, die Nordspitze des Sees um etwa 60 Kilometer, dann biegt er leicht nach Westen um. Zu den Füßen dieses Bergzuges liegt das Gebiet von Neulangenburg, wo die eben erwähnten Kämpfe stattgefunden hatten. Die Überschreitung der Gebirgskante kann auf einer Anzahl von Pässen geschehen, die zum Teil geradezu vom Seeufer ab aufsteigen, zum andern Teil nördlich des Sees in den Gebirgen sich finden.

Der Pässe aber waren zu viele und die Bergkante zu lang ausgedehnt; es war nicht möglich, sie mit den zur Verfügung stehenden Gewehren wirksam zu schützen. Die Langenburger Abteilung, die dies zunächst versucht hatte, mußte alsbald auf die Hauptstellungen der Uhehebesatzung zurückgezogen werden, nachdem diese bereits vor überlegenen Abteilungen, die auf unverteidigten Pfaden heraufgestiegen waren, auf Ubena hatte zurückweichen müssen, ihren schwerverwundeten Führer, Hauptmann Styx, in Feindeshand lassend.

Jetzt, nachdem man die Gefahr endlich erkannt hatte, war vom Kommando Verstärkung gesandt worden: die 10. Feldkompagnie und die Abteilung „Königsberg“, welche aus etwa 100 Mann der ehemaligen Besatzung des Kreuzers gebildet war. Der Gedanke, diese Leute hier in den gesunden Hochlanden zu verwenden, war ein guter; besser noch wäre es gewesen, wenn er wesentlich früher zur Durchführung gekommen wäre, denn sie hatten nach der Vernichtung ihres Schiffes ein Jahr lang ihr Standquartier in Daressalam gehabt. Ihr Gesundheitszustand hatte, da der Seemann sich schwer an die gesundheitlichen Notwendigkeiten des tropischen Landaufenthaltes

anbequemen will, in dem reinen Tropenklima sehr gelitten. Unumgänglich war es nicht, sie in Daressalam festzuhalten, wie sie ja auch tatsächlich nicht in eigentliche kriegerische Verwendung traten und deshalb ihre Obliegenheiten daselbst von einer farbigen Abteilung ebensowohl hätten erfüllt werden können. Hätte man in Voraussicht kommender Dinge diese Mannschaften gleich oder doch vorzeitiger auf diese Höhen geschafft, so hätte man eine gesunde, mit den Eigenheiten des Landes vertraute Truppe in der Not rechtzeitig hier oben gehabt, die den Engländern die Eroberung oder Umgehung der Pässe recht erheblich erschwert haben würde. Auch jetzt haben die Königsberger sich gut geschlagen, aber sie haben nicht den Nutzen gebracht, den sie im andern Falle hätten gewähren können.

Die Gesamtabteilung stand nach dem Abgang von Styx unter Aumann, der inzwischen zum Hauptmann befördert worden war; er hielt eine Stellung besetzt, die sich von Madibira über Malangali nach Alt-Mufindi zog und die gesamten Wege vom Süden in das eigentliche Uhehehochland mit Iringa deckte. Noch war auch das wichtige Lupembe nicht vom Feinde besetzt.

Anfang Juli übernahm der zu diesem Zwecke von der Mittellandbahn entsandte Hauptmann Braunschweig den Oberbefehl; er zog die Abteilung bei Malangali zusammen, indem er die 5. und 10. Feldkompagnie von Madibira herannahm und dort zur Deckung des Aufstiegs in die Berge nur einen Zug zurückließ. Er entsandte die 2. Feldkompagnie unter Leutnant Engel von Mufindi nach Lupembe, um seine linke Flanke vor einer weiter ausholenden Umgehung zu schützen und das nordöstlich von diesem Orte gelegene wertvolle Verpflegungsgebiet Massagati zu sichern. Engel standen zu diesem Zweck 110 Askari und ein Maschinengewehr zur Verfügung, an europäischen Dienstgraden vier Mann, davon drei ungediente Kriegsfreiwillige; einer unter ihnen war der Däne Sörensen, der die in Deutsch-Ostafrika gefundene Aufnahme durch freiwillige und tüchtige Dienstleistung zu vergelten bestrebt war. Die Oberleitung bei Lupembe übernahm der Hauptmann Falkenstein, der mit einem Zuge der 12. Feldkompagnie aus Mahenge hierhin entsandt war; außerdem unterstand ihm die Abteilung Songea, die unter völliger Entblößung dieses wichtigen Platzes herangeholt worden war.

Am 21. Juli überfiel der Feind die Feldwache der Lupembebesatzung; der eben aus seiner Stellung als Bezirksamtmann in die Truppe übergetretene Unteroffizier d. L. Dr. Stier fiel, die Feldwache wurde zersprengt. Hauptmann Falkenstein und Leutnant Engel nahmen nunmehr in dem zur Verteidigung gut geeigneten Mfrika, 2½ Stunden nördlich Lupembe auf dem Wege nach Massagati gelegen, eine abwartende Stellung ein, um der Hauptaufgabe, Schutz dieser wichtigen Landschaft, gerecht werden zu können. Als aber die Nachricht einlief, daß die Engländer in größerer Stärke heranrückten und einige Marschstunden südlich Lupembe Lager

bezogen hatten, ging man ihnen entgegen, um sie vor dem erstrebten Ziel zu empfangen.

Der Feind griff an, anfänglich in Schützenlinie heranrückend; da aber die deutsche Abteilung in einer überaus günstigen Stellung vollständig ruhig verharrte, gab er die Vorsicht auf und ging in dichtern Haufen auf der Straße vor. In dieser Verfassung traf er auf den von Leutnant Engel geführten linken Flügel unserer Stellung; dieser hatte seine Leute vortrefflich in der Hand, so daß der nichts ahnende Gegner durch einen auf kurze Entfernung ausgeführten Feuerüberfall des Maschinengewehrs und der Schützenlinie der 2. Feldkompagnie völlig überrascht wurde; er sammelte sich jedoch bald und brachte einige Maschinengewehre und Geschütze ins Gefecht, um gegen Beginn des Nachmittags mit seiner überlegenen Streitmacht die linke Flanke zu umgehen; dies wurde abgewiesen durch eine Reserve, die Engel trotz seiner zahlenmäßigen Schwäche hatte zurückhalten können. Der Feind wurde geworfen, baute ab und ging fluchtartig auf Ubena zurück. Bei uns war nur ein Askari verwundet, die Engländer hatten 52 Mann an Toten verloren. Bei einem verwundet in unsere Hand gefallenen Offizier fanden sich Papiere mit dem Gefechtsbefehl, aus dem hervorging, daß wir 500 Gewehren, darunter 150 Europäer, mit fünf Maschinengewehren und drei Geschützen gegenübergestanden hatten, denen wir alles mit allem nur 250 Mann, auf dem dabei ins Gefecht gekommenen linken Flügel gar nur 150, hatten entgegenstellen können. Der verwundete Offizier wurde dem Missionsvorsteher von Lupembe, Schwellmus, und dessen Gattin in Pflege gegeben, die beide von jeher in aufopfernder Weise sich auch unserer Leute angenommen hatten, und wurde von einem unserer Sanitätsunteroffiziere behandelt. Als auf unsere Parlamentärbenachrichtigung hin ein englischer Truppenarzt erschien, um sich des verwundeten Landsmanns anzunehmen, wies dieser ihn mit einigem Entsetzen zurück und erklärte, unbedingt größeres Vertrauen zu dem deutschen Sanitäter zu haben. Daraus ließen sich nicht unschwer Schlüsse auf die medizinischen Zustände ziehen, die von spätern Gefangenen gerade dieser Abteilung bestätigt wurden.

Bald nach diesen Vorgängen wurde Leutnant Engel mit der 2. Feldkompagnie wieder an die Hauptabteilung des Hauptmanns Braunschweig herangezogen. Lupembe verblieb unter dem Schutze des Hauptmanns Falkenstein. Fünf Wochen später nach der Verdrängung Braunschweigs vom Hochlande mußte auch Lupembe geräumt werden; Hauptmann Falkenstein ging durch Massagati an den Ruhudje, einen der Quellflüsse des Ulangastromes, und wurde bei Kapira von dem hier gerade eingetroffenen Major Kraut Ende September aufgenommen.

Der Rückzug des Hauptmanns Braunschweig setzte ein mit dem Gefecht bei Malangali vom 27. Juni 1916; morgens 6 Uhr begann der englische

General Northey seinen Angriff auf die Stellung des deutschen Hauptmanns, der, wie die weitaus größte Anzahl aller in diesem Zeitraum stattfindenden Kämpfe, am Abend um 7 Uhr, also nach dreizehnstündiger Dauer, deswegen ein Ende nehmen mußte, weil die weit überlegenen feindlichen Streitkräfte die kleine deutsche Abteilung zu überflügeln und zu umgehen vermochten. 11 Uhr vormittags bereits befand sich ein volles europäisches Regiment im Rücken der festen Stellung, während sie zu gleicher Zeit von vorn mit großer Entschlossenheit durch weiße Truppen bestürmt wurde. Dabei ging eines unserer Maschinengewehre verloren, nachdem die gesamte Bedienung verwundet oder gefallen war. Die 10,5-cm-Haubitze, unter Führung des Oberleutnants z. S. Freund, die zunächst gegen den die Front angreifenden Gegner gefeuert hatte, wurde auf die Umgehungsabteilung gerichtet, die bereits so nahe herangekommen war, daß das für diese Art des Gebrauchs nicht bestimmte Geschütz mit unmittelbarem Schuß die feindlichen Reihen zurücktreiben mußte. Es ging gleichfalls verloren, da man es wegen der Träger- und Geländeschwierigkeiten zersprengen und liegen lassen mußte, als man nach Einbruch der Dunkelheit durch das einzige noch offne Loch auf Iringa abzog. Dorthin zog sich Hauptmann Braunschweig zurück gemäß seinem Auftrage, die von dort aus die Ulangafähre bei Ifakara und damit auf Mahenge laufenden Wege zu decken. Iringa selbst wurde nicht verteidigt, da dieses infolge der Gelände- und Wegeverhältnisse gleichbedeutend gewesen wäre mit einer Abschneidung von jeder Rückzugslinie, zumal laut Mitteilung des Kommandos der — tatsächlich allerdings erst etwas später Tatsache werdende — Anmarsch englischer Truppen von der Mittellandbahn aus zu erwarten war. Auf dem Abzug in die Ulangaebene wurde noch einmal bei Dabago gefochten, wobei die Engländer nicht unerhebliche Verluste hatten; bei Ifakara vollzog Hauptmann Braunschweig gegen Ende September seine Vereinigung mit der Abteilung Kraut, in deren Rahmen von jetzt ab die ihm unterstellt gewesenen Kompagnien erscheinen.

Das gesamte Hochland des Südwestens war damit für uns vorläufig verloren und konnte auch später durch das Eingreifen der Westabteilung nicht dauernd wiedergenommen werden. Durch den hartnäckigen Widerstand aber war erreicht worden, daß die Truppen des Generals Northey lange genug festgehalten wurden, um in die Entscheidung an der Mittellandbahn und bei Kisaki nicht mehr mit eingreifen zu können.

Tabora.

Seit dem 28. Juli 1916 war durch das Vordringen der Engländer über Kondoa-Irangi bis an die Mittellandbahn bei Dodoma die Kolonie in zwei Teile auseinandergerissen; die Verbindung des Ostens mit dem Westen

war vollständig unterbrochen. Damit war der letztere von dem Hauptteile der Schutztruppe unter ihrem Kommandeur, Oberst v. Lettow-Vorbeck, sowie von dem Gouverneur Dr. Schnee, der sich zu dieser Zeit in Morogoro befand, durchaus getrennt. Der Westbefehlshaber, der sächsische Generalmajor z. D. Wahle, der, auf einer Besuchsreise begriffen, sich in Deutsch-Ostafrika befand und sich dem Kommando zur Verfügung gestellt hatte, war damit in seinem Hauptquartier Tabora ganz auf sich selbst angewiesen. Ihm war anheimgegeben, den Verhältnissen angemessen, nach eigenem Gutdünken zu verfahren. An Truppen stand ihm alles das zur Verfügung, was westlich der Linie Dodoma sich befand und sich von den jeweiligen Kriegsschauplätzen mehr oder minder rasch auf Tabora zurückzuziehen hatte, wie es in den verschiedenen Darlegungen geschildert worden ist.

Nach der ganzen Lage der Dinge mußte es sich darum handeln, die alte Metropole Mittelafrikas, Tabora, so nachhaltig als möglich zu verteidigen, denn daß diese das Ziel der Feinde sein würde, war ohne weiteres als sicher anzunehmen. Dabei durfte aber auch der Gedanke nicht außer acht gelassen werden, ob es nicht doch möglich zu machen sei, nachdem alle die verschiedenen Truppenkörper sich zu einer verhältnismäßig stattlichen Abteilung zusammengefunden hatten, dem Gegner vor Tabora eine so entscheidende Niederlage beizubringen, daß man ihn endgültig zurückwerfen oder sogar aufreiben könne; so ganz undenkbar brauchte das nicht zu erscheinen, weil dessen Etappenstraßen, besonders diejenige der Belgier, nur mangelhaft oder gar nicht ausgebaut sein konnten.

Tabora hatte zwar seit Jahren seine alte Bedeutung verloren. Nachdem der Sklavenhandel vernichtet war, und seitdem die Belgier, den Bestimmungen der Kongoakte entgegen, die Elfenbeineinfuhr nach Deutsch-Ostafrika so gut wie vollständig verhinderten, war es nicht mehr geblieben als der Hauptplatz des großen Gebietes der Wanjamwesi, das durch seinen Reichtum an arbeitsamer Bevölkerung und durch seinen sehr großen Rindviehbestand immerhin noch an und für sich einen großen Wert für die Entwicklung des gesamten Schutzgebietes darstellte. Auch war es, wie früher, der Wegkreuzungspunkt für den noch vorhandenen Handel aus dem ganzen Westen der Kolonie nach der Küste, soweit er nicht in der Umgebung des Victoriasees durch die englische Ugandabahn nach Mombassa abgezogen war. Die Fertigstellung unserer Mittellandbahn hatte dem Orte bereits wieder eine größere Bedeutung beigelegt, die sich noch erheblich steigern mußte, sobald der schon begonnene Bau der Ruandalinie durchgeführt worden war.

Vorläufig war die durch den Bahnbau eingeleitete Entwicklung des Landes noch nicht über die ersten Anfänge hinaus, und nur eine geringe Anzahl Pflanzungen und anderer europäischer Betriebe hatte sich in der Umgebung aufgetan. Eine große Entfaltung stand jedoch sicherlich bevor und würde

ohne das Dazwischentreten des Kriegszustandes stattgefunden haben. Diese Zukunft war in gewisser Beziehung vorweg in Rechnung gezogen, wenn man die große Menge hübscher Gebäude von Handelsgesellschaften und andern Gewerbetreibenden sah, die sich bereits jetzt dort befanden.

Für die eingeborene Bevölkerung war Tabora nach wie vor die alte Hauptstadt geblieben, in deren Leben und Treiben das Negerherz alles und jedes fand, was ihm an Genüssen erstrebenswert schien. Ihr Verlust mußte daher einen nicht geringen Eindruck machen und unserm Ansehen unendlich schaden. Die Anschauung der Gegner in dieser Beziehung war allerdings noch weitergehend; wie wir derzeit gelegentlich des mißglückten Angriffs auf Tanga, der ja eigentlich über Daressalam gegen Tabora sich richten sollte, erfuhren, glaubten sie, daß die Einnahme des letztern Platzes den gesamten Kampf um den Besitz der Kolonie entscheiden würde.

Tabora war eine schöne Stadt geworden; nach großem, weitausschauendem Plane angelegt, durchzogen dichtbelaubte Alleen, nur erst hier und da mit Gebäuden besetzt, das Gelände; noch weit verstreut lagen die weißen Europäerhäuser im dichten Grün der Akazien und Mangobäume. Ein stattliches Eingeborenenviertel mit vielen aus Stein gebauten Häusern, zahlreichen indischen Kaufläden und großem immer belebten Marktplatz schloß sich an die Europäerstadt an, überragt von einer Boma (Befestigung) der Truppe und einer zweiten kleinern der Polizei. Unzweifelhaft war es die volkreichste Stadt des ganzen Schutzgebiets, alles in allem ein Wahrzeichen deutscher zivilisatorischer Arbeit mit der Aussicht auf eine große Zukunft.

Dies war der Gegenstand des Kampfes, um den der kleine westliche Überrest der Schutztruppe von allen Seiten her zur Verteidigung sich scharte, allerdings wohl von vornherein mit dem Bewußtsein, daß es ein Verzweiflungskampf werden müßte, der gegen die große heranrückende Übermacht doch einen Dauererfolg nicht versprechen könnte.

Als die Verbindung mit dem Osten des ausgedehnten Kriegsschauplatzes unterbrochen wurde, hielten wir noch in einem weiten Umkreise von Tabora das Gelände gegen die von allen Seiten herandrängenden Feinde besetzt.

Östlich stand unweit Saranda an der Bahn in der Station Itigi, die gerade auf der Höhe des Grabenrandes liegt, eine kleine Patrouille von einem halben Dutzend Europäern unter dem Unteroffizier d. L. Vater. In Singidda und Mkalama, ersteres etwa 150, letzteres 200 Kilometer nördlich von Saranda gelegen, waren kleine Abteilungen aufgestellt, um denjenigen Feind zu beobachten, der etwa von Aruscha oder Ufiome aus heranrücken könnte. In Singidda befand sich eine größere Patrouille unter dem Vizewachtmeister d. L. Regierungstierarzt Dr. Hoffmeister, der es vortrefflich verstanden hatte, den dortigen Volksstamm, die Wanjaturu, nicht allein im Gehorsam, sondern in voller für uns tätigen Treue zu erhalten. In Mkalama lag ein Teil der

Aruschaabteilung unter Führung des Vizewachtmeisters d. L. Pflanzer Rohde und des ihm unterstellten bisherigen Distriktskommissars von Umbulu, Unteroffizier d. L. Hager. Sie haben beide den zwar kleinen, aber ihnen doch weit überlegenen Gruppen der Engländer, die ihnen gegenüberstanden, weidlich zu schaffen gemacht.

Umbulu befand sich bereits in Feindeshand; es liegt über dem Grabenrande, unweit des großen Natronsees, in der Haupterdbebenzone Deutsch-Ostafrikas. Hier ist das Land noch immer in Bewegung; gerade in jener Zeit erschütterten jeden Tag 80 und mehr gewaltige Stöße den Grund und Boden derart, daß das Bewohnen festgebauter Häuser unmöglich war; man fühlte sich manchmal wie auf schwankender See. In diese Erdumwälzungen hinein traf der englische Angriff, der von Usiome ausging, einem Gebiete, das am Fuße des großen Landabbruches liegt und von dem gleichen Hamitenstamm wie Umbulu bewohnt wird. Dort, wo von der Höhenkante des steilen Grabenrandes der Blick über die weite Massaisteppe fast bis zum Meruvulkane schweifen kann, versuchten unsere 80 daselbst stehenden Gewehre den Anmarsch von 600 südafrikanischen Reitern mit zahlreichen Maschinengewehren zu verhindern. Vergebens, Rohde und Hager mußten mit ihren Askari der Umzingelung durch die Übermacht weichen. Doch kehrten sie zehn Tage später noch einmal zurück, nachdem die angeblich sichere Nachricht eingetroffen war, daß die Station nur mehr von etwa 100 Indern gehalten werde. Das war ein Irrtum. Tatsächlich fand man eine starke, südafrikanische Besatzung vor, die trotzdem überraschend angegriffen wurde und zunächst 25 europäische Gefangene und 60 Pferde verlor. Doch gelang es den Unsern nicht, den Gewinn in Sicherheit zu bringen, weil sie viel zu schwach waren, die Gefangenen zu hüten und außerdem noch beim Rückmarsch auf eine an und für sich schon an Zahl überlegene Reiterabteilung stießen. Wir hatten 10 As-

kari und 1 Europäer verloren, die Engländer aber beklagten eine Einbuße von 20 bis 25 toten Weißen und hüteten sich seither, die kleine nach Mkalama zurückgehende Truppe zu beunruhigen, bis schließlich bei dem allgemeinen Rückzug auch deren Abmarsch nach dem Süden erfolgen mußte.

Hoffmeister in Singidda war in der durch seinen persönlichen Einfluß geschaffenen glücklichen Lage, die Wanjaturu in ihrer Gesamtheit als Kriegshelfer auf seiner Seite zu haben, obwohl die in Ufiome sitzenden Engländer — übrigens erst nach Abgang des Generals Deventer, der sich solcher Aufhetzung der Schwarzen gegen Weiße hier nicht schuldig gemacht hat — versuchten, auch sie gegen uns in Waffen zu bringen. Besser gelang ihnen dies bei den ringsum wohnenden hamitischen Stämmen der Mangati, Sandaue und — nach dem endgültigen Abzug Rohdes von dort — auch der Wambulu. In großen Scharen, untermischt mit englischen Askari, brachen diese Eingeborenen mordend und raubend in das Gebiet von Singidda ein; Hoffmeister verjagte sie mit seiner Heeresmacht von 12 Askari, zu deren Unterstützung die Wanjaturu in Scharen zu Tausenden herbeieilten, in einer Reihe sich wiederholender, für den Feind verlustreicher Kämpfe und hielt das gesamte Gebiet in der Talsohle des Grabens vom hochragenden Ngurui-Vulkan bis vor die Tore Ufiomes in Schach. Erst Anfang August wurde er gezwungen, aus Singidda zu weichen, da er von allen Seiten durch 600 englische Reiter überflügelt wurde. Aber auch jetzt noch vermochte er sich mit Hilfe der Wanjaturu in seinem Bezirke, am Rande der Wemberesteppe, zu halten und den Weg nach Tabora zu sichern, bis auch ihn der allgemeine Rückzug in das Gebiet südlich der Mittellandbahn rief.

Diese beiden Vorgänge sind nur einzelne Beispiele dafür, welcher Geist in der Truppe saß, und wie man darauf aus war, auch in den verlassensten Stellungen dem Feinde hartnäckigen Widerstand entgegenzusetzen.

Jene kleinen Besatzungen kamen für den Entscheidungskampf selbstverständlich nicht in Betracht. Diese Aufgabe fiel den großen Abteilungen zu, die allmählich aus ihren ursprünglichen Wirkungsgebieten sich zurückziehend, von Norden und Westen her auf Tabora ihren Marsch zu richten, sich gezwungen sahen, und deren Rückzugsbewegungen wir verfolgt haben, bis sie in den Bannkreis des zu verteidigenden Mittelpunktes eintraten.

Gegenüber der englischen Brigade, die von Muanza aus sich in Marsch gesetzt hatte, stand die ehemalige Muanzaabteilung in der Landschaft Seke, rund 200 Kilometer nordnordwestlich von Tabora; sie befand sich unter dem Befehl des frühern Residenten von Urundi, Majors v. Langenn-Steinkeller, und umfaßte die Muanza-A.-, B.- und D.-Kompagnien, die 29. Feldkompagnie, eine Rekrutenabteilung und die Batterie Vogel mit zwei alten rauchstarken Geschützen Ca/73 sowie einer äußerst schwerfälligen Revolverkanone. Ferner war die 8. Feldkompagnie durch das Kommando noch gerade vor Abschneiden

der Verbindung von Osten her in Marsch gesetzt, um diese Gruppe zu verstärken, nachdem auf dem kurzen Rückzuge von Muanza bis Seke die F.- und E.-Kompagnien geradezu verschollen waren; die letztere war in der Landschaft Mkusu durch die Engländer versprengt worden, nur 3 Europäer und 8 Askari kehrten von ihr zurück. Die F.-Kompagnie aber war ohne besondere Veranlassung auseinandergelaufen, so daß von dieser nur die ihr angehörenden Europäer und 30 Mann über Mkalama, wo sie auftauchten, an die Truppe wieder herangezogen werden konnten. Auch sonst war in diesen ganz jungen, schnell zusammengerafften Kompagnien das Desertieren gang und gäbe, wofür die Ursache in den früher auseinandergesetzten Verhältnissen zu suchen ist. Dieser Abteilung gegenüber standen in den Maliro-bergen, mit Vorposten in Ituka, 200 Engländer mit 1200 Farbigen und als deren Rückhalt in dem nicht weit entfernten Muanza noch rund 1000 Inder.

Die Abteilung Wintgens befand sich ungefähr in gleicher Höhe westlich von v. Langenn in der Landschaft Mkahama, bei Ngogwa an der Straße Schinjanga—Dikombe, ihre Vorpostenpatrouillen fächerförmig noch etwa 10 Kilometer nach Norden und Westen vorschiebend, so daß die alte katholische Mission St. Michael noch innerhalb des beherrschten Gebietes lag. Zu ihr gehörten die Ruanda-A.- und B.-, die 7. und 26. Feld-, die 7. Reserve-kompagnie, eine Maschinengewehrkompagnie, zwei 3,7-cm-Feldkanonen und die sogenannte 3. Batterie, mit einer modernen 10,5-cm-Haubitze, die vom Kommandeur noch gerade rechtzeitig nach dem Westen in Marsch gesetzt worden war; ferner ein 10,5-cm-Flachbahngeschütz von dem Kreuzer „Königsberg“.

Wintgens gegenüber standen die Belgier, mit deren größern Teil er sich schon in Urundi und Ruanda herumgeschlagen hatte, und die jetzt, nach Zertrümmerung unserer Bukobatruppen, sich im Vormarsch auf der Straße Muanza—Tabora in der Richtung auf Mission St. Michael befanden; eine weitere belgische Truppe zeigte sich in der Landschaft Uschirombo, westlich von Mkahama, in nächster Nähe.

Die Gruppe Kigoma, deren Rückzug wir bereits bis Ussoke verfolgt haben, war damals noch in der Bahnstation Gottorp, in einer Stärke von etwa 250 Gewehren, davon etwa 100 Europäer. Die am Luitschifluß zersprengte Kampfpatrouille Leutnant d. Sw. Söte sowie die Abteilung Forstmann, die zunächst noch in Kigoma zurückgeblieben war, waren jede für sich südlich der Bahnlinie nach Tabora gelangt. Die Reste der Kompagnie des Ober-leutnants d. R. Haßlacher hatten die südlichen Küstenplätze des Tanganjika solange als möglich gedeckt und befanden sich gleichfalls auf dem Wege nach Tabora, jedoch an einem zu jener Zeit unbekannten Platze.

Die all diesen Abteilungen gegenüberstehenden Belgier waren zum Teil vom Nordwesten über Kassulo in Uha, etwa 100 Kilometer nordwestlich der Bahnstation Gottorp, gekommen, zu andern Teilen von Usumbura geradezu

auf Kigoma marschiert, oder aber in der Gegend der katholischen Mission Karema im Süddrittel des Tanganjika gelandet; alle zusammen befanden sich im Marsch auf Tabora und die Mittellandbahn.

Südlich Tabora stand von uns zunächst nur eine kleine Patrouille, 2 Europäer und 6 Askari stark, am Ugallafluß, um der Dinge zu warten, die von dorther kommen sollten.

Am 2. August besetzte, wie schon erzählt, der Feind Singidda. Neben der kleinen Hoffmeisterschen Abteilung befand sich in diesem Bezirk eine berittene Patrouille von etwa 20 Europäern unter dem Leutnant d. R. v. Knebel-Döberitz. Sie nahm an diesen letzten Kämpfen keinen unmittelbaren Anteil, blieb aber auch nach Hoffmeisters Abmarsch in jener Gegend zurück. v. Knebel ließ wissen, daß er an einem sicheren Platze genügend Lebensmittel untergebracht habe, um sich mit seinen Reitern ein halbes Jahr lang halten zu können, und daß er von dort aus die rückwärtigen Verbindungen des Feindes beunruhigen wolle. Er war einer unserer keckSten Erkundungsreiter und hatte neben anderm auch den kühnen Zug geleitet, der ihn während der Kämpfe um Kondoa-Irangi hinter den englischen Linien von dem Paregebiet im Norden bis nach Dodoma an die Mittellandbahn führte. 17 Tage waren er und seine tapfern Leute damals im Sattel, und die gesamten Etappenlinien des Feindes wurden für eine Reihe von Tagen außer Betrieb gesetzt. Er war für das von ihm beabsichtigte Unternehmen ganz besonders gut geeignet, da er, auf einer Farm am Grabenrande ansässig, die Gegend besonders gut kannte. Weit länger als sechs Monate hat er sich auf dem wildschönen Hochland der Riesenkrater und in den rauhen Schluchten am geheimnisvollen Njarasasee gehalten und dem Feinde Abbruch getan. Leider wurde seine Tätigkeit früher als notwendig abgebrochen, weil einige seiner Leute schließlich versagten und die Übergabe an den Feind gegen den Willen ihres Führers erzwangen.

Am 22. August wurde der Schutzposten in der Bahnstation Itigi unter Unteroffizier Vater vom Feinde zersprengt; er selbst blieb vermißt, indes der heranrückende Hoffmeister bis zum endgültigen Abmarsch nach Süden hier weiterhin die Bahnlinie hütete. Obwohl auch der letzte im Nordosten stehende Posten in Mkalama schon früher verdrängt war, so drohte doch von hier aus für Tabora keine Gefahr, da die Engländer, die sich auf der Linie zwischen Aruscha und Dodoma befanden, offenbar nur Ruhe in ihrer rechten Flanke zu schaffen, nicht aber in das westliche Kriegsgebiet überzugreifen gedachten.

Der Angriff auf Tabora wurde ganz der englischen Muanzabrigade und den Belgiern überlassen. Die erstere — vor unserer Stellung in der Landschaft Seke — verhielt sich vorerst noch unbeweglich; auch von uns wurde allerdings nicht allzuviel unternommen, da der Zustand der ehemaligen

Muanzakompagnien, bei denen die Desertionen immer noch fortdauerten, dies nicht zuließ, und die 29. und 8. Feldkompagnie von dort weggenommen waren, um sie nach der anscheinend stärker bedrohten Front gegenüber den Belgiern in der Landschaft Mkahama zu überführen. Diese zeigten sich in grellem Unterschied von dem englischen Verbündeten sehr unruhig. Zwar verschleierten sie ihre Absichten durch lebhaftes Hin- und Wiederversetzen ihrer Truppen in den Landschaften Bogwe, Bukole, Bukombe-Uschirombo, sämtlich westlich und nordwestlich von Mkahama gelegen, aber man erfuhr aus aufgefangenen Briefen, daß sie zunächst die Absicht gehabt hatten, von Uschirombo über Bulungwe, also westlich unserer Stellung, nach Tabora vorzustoßen, dies aber aus Sorge um Verpflegung und wegen Wassermangels wieder aufgeben mußten.

Der einzige gut benutzbare Weg von jener Seite nach der Hauptstadt Unjamwesis war eben durch unsere vortrefflich gewählte Stellung bei Ngogwa gesperrt, und der Westbefehlshaber konnte hier, gestützt auf die kampferprobte Abteilung Wintgens, den Feind mit aller Zuversicht erwarten, wenn er über Mission St. Michael heranrücken sollte, oder er konnte ihn in der Flanke fassen, falls es ihm beifallen sollte, doch einmal die westliche Marschlinie zu wählen.

Die Belgier aber taten vorläufig weder das eine noch das andere. Die Stellung war zu gut und Wintgens zu sehr gefürchtet; sie wollten sich doch lieber auf das Wachsen ihrer zahlenmäßigen Überlegenheit verlassen, die Wintgens gegenüber zwar schon das Mehrfache betrug, aber noch auf das Doppelte davon ansteigen mußte, wenn die von Karema kommende belgische Südabteilung und die gegen unsere Kigomatruppen angesetzte Westbrigade an Ort und Stelle handelnd eingreifen würden.

Dieser Zeitpunkt nahte heran. Die Abteilung Kigoma hatte, wie wir gesehen haben, am 14. August die Malagarasilinie räumen müssen, um Schritt für Schritt vor dem an Zahl weit überragenden Gegner westwärts zu weichen. Es trat die Gefahr in bedrohliche Erscheinung, daß die hier vorstrebenden feindlichen Gruppen Tabora eher erreichen könnten, als es gelungen war, die gegenüber Mkahama stehenden Gegner zu einem entscheidenden Schlage zu bringen. Im Vertrauen auf die gute Stellung bei Ngogwa und unter Heranziehung der Muanza-D.-Kompagnie von Seke, wo die Engländer sich fortgesetzt ruhig verhielten, entsandte daher der Westbefehlshaber am 14. August den Hauptmann Wintgens mit dem größten Teil der dortigen Besatzung nach dem bedrohten Westen, selbst ihm dahin folgend. Diese Schwächung der Stellung aber blieb dem belgischen Führer nicht verborgen, da er durch eingeborene Spione gut bedient wurde; denn kaum war Wintgens abgerückt, als die Meldung einlief, daß die Belgier nun doch auf der westlichen Linie an unserer Mkahama-Befestigung vorbei

gegen die Mittellandbahn sich vorwärts bewegten. Vielleicht war dies eine falsche Nachricht, wahrscheinlicher aber wohl eine Scheinbewegung des Gegners, um uns über seine wahren Absichten zu täuschen; denn alsbald konnte man als sicher ausmachen, daß er mit seiner Hauptmacht vom Nordwesten, von Mhalu her, gegen die Mission St. Michael an der Hauptstraße heranrückte und nur mit einer Nebenabteilung im Westen, in der Gegend von Uschirombo, sich bewegte. Die Absicht eines Angriffs auf Mkahama mußte als feststehend angenommen werden, als der Feind am 19. August in Lindiati sowie in den Gohebergen erschien und wir nach Vorpostengefechten Msekera nebst St. Michael, nur wenige Kilometer nördlich Ngogwa, zu räumen gezwungen wurden; der Westbefehlshaber drehte daher um und rückte am 22. August mit der Abteilung Wintgens in die Mkahamabefestigung wieder ein.

Die belgischen Kräfte, die sich hier gezeigt hatten, waren auf zwei Regimenter zu je vier Bataillonen mit zahlreichen Maschinengewehren sowie einer Artillerieabteilung zu schätzen; sie bedingten demgemäß, daß ihnen eine Macht entgegengestellt wurde, so groß, wie wir sie nur zusammenbringen konnten, zumal auch seit dem 24. August die Engländer vor Seke lebhafter wurden, östlich dieser Landschaft sich festsetzten und es damit möglich erschien, daß sie unter Verdrängung v. Langenns den rechten Flügel oder gar den Rücken von Wintgens bedrohen würden.

Der letztere versuchte nun, durch kleinere Unternehmungen den belgischen Gegner zu einem voreiligen Angriff auf Mkahama zu reizen, indem er unter anderm mit zwei seiner Kompagnien eins von dessen Lagern bei Ngaja in der Nähe von St. Michael überfiel; aber es gelang ihm nicht, jenen zu einer Unvorsichtigkeit zu verführen.

Am 26. August trat das schon längst zu erwartende Ereignis ein: v. Langenn wurde von den Engländern durch eine östliche Umgehungsbewegung ernstlich bedroht und konnte sich auch deswegen in Seke nicht mehr halten, weil mit dem Voranschreiten der Trockenzeit die Wasserstellen in dieser seiner alten Stellung versiegten. Er mußte sich in die Tindeberge zurückziehen, die schon erheblich im Rücken der Mkahamabefestigung lagen. Jetzt war auch auf dieser Linie Tabora und damit der Rücken sowie die südliche Rückzugslinie des Westbefehlshabers ernstlich bedroht. Der Belgier wollte Mkahama nicht angreifen; seinerseits einen Ansturm auf die feindlichen Stellungen zu wagen, war Wintgens zu schwach, zumal nur eine Zertrümmerung der belgischen Streitmacht wirksame Hilfe hätte schaffen können. Auch von Westen her wuchs die Gefahr zu bedrohlicher Größe; am 29. August befand sich der durch die ihm gegenüberstehende Macht zurückgedrängte Korvettenkapitän Zimmer bereits in Urambo, kaum 100 Kilometer von Tabora entfernt; gleich darauf war die Verbindung

mit ihm unterbrochen, weil eine von Süden kommende belgische Abteilung die zwischen ihm und Tabora liegende Station Ussoke besetzte, während er selbst nach Norden auswich. Der in Tabora befindliche stellvertretende Westbefehlshaber, Hauptmann d. L. Pflanzer Augar, warf, was er an Gewehren in der Hauptstadt sammeln konnte, selbst die nicht allzu schwer kranken Europäer, nach Lulangulu, eine halbe Stunde Bahnfahrt westlich Tabora, um das Schlimmste, wenn irgend möglich, zu verhüten.

Es war ein Augenblick höchster Gefahr für den Fortbestand unserer Westtruppen.

Das hatte auch der Westbefehlshaber erkannt; er unternahm das Wagnis, Mkahama unter Hauptmann v. Linde-Suden ganz schwach besetzt zurückzulassen, um den Hauptteil seiner Streitkräfte unter Hauptmann Wintgens dem vom Westen vordringenden Feind entgegenzuwerfen.

Am 31. August trafen die ersten dieser Kompagnien an der Bahn ein, gerade rechtzeitig, um bei Mabama, einer Station nur noch 35 Kilometer von Tabora entfernt, dem Feinde entgegentreten zu können. Es war Hauptmann Bauer mit seiner 8. Feld- und der Ruanda-B.-Kompagnie, welche Leutnant d. R. Lang führte. Bauer bezog noch am Tage der Ankunft bei Mabama Vorposten für die nach ihm bei Lulangulu eintreffenden und Stellung nehmenden übrigen Truppen. Er legte seine Kompagnie beiderseits der Station nördlich hinter den Bahndamm und sicherte durch Posten nach Süden, von wo der Feind zu erwarten war. 10 Uhr 30 am Vormittag des 1. September wurden die aufgestellten Wachen beschossen und zogen sich mit der vorgeschickten Unterstützung auf die Hauptstellung am Bahndamm zurück. Ein Versuch Bauers, den rechten Flügel des Feindes zu umfassen, gelang nicht, da letzterer sich als zu zahlreich und reichlich mit Maschinengewehren ausgestattet erwies. Mindestens drei Kompagnien schien er zu dieser Zeit stark zu sein, und seinen bis dahin ausgemachten sechs Maschinengewehren hatte Hauptmann Bauer nur deren zwei entgegenzustellen. Auch war dieser um einen ganzen Zug geschwächt, den er in der Frühe des Morgens auf Patrouille entsandt hatte. Um 1 Uhr 30, nach ununterbrochenem Feuergefecht, versuchte der Feind seinerseits, unsern rechten Flügel zu umfassen, was nur durch Einsetzen der letzten vorhandenen Reserve verhindert werden konnte. Um 2 Uhr kam das etwas vorgeschobene Maschinengewehr des Unteroffiziers Schache in Gefahr, verloren zu gehen, wurde aber durch einen Halbzug der 8. Feldkompagnie noch glücklich in Sicherheit gebracht.

Die Belgier hatten sich bis auf 100, teilweise sogar mit Maschinengewehren bis auf 50 Meter an unsere Stellung herangearbeitet. Die Lage wurde bedenklich, ja gefährlich. Da traf gerade noch zur rechten Zeit um 3 Uhr nachmittags der auf Patrouille gewesene Zug der B.-Kompagnie ein; Zeit zum Ausruhen hatte er nicht; Hauptmann Bauer schob ihn auf seinen

rechten Flügel, um den linken des Feindes zu umfassen; das mußte diesem am gefährlichsten erscheinen, da ihm von hier aus seine rückwärtige Verbindung bedroht wurde. Um 3 Uhr 40 setzte die Umgehung durch diesen Zug unter Führung des Vizefeldwebels d. L. Pfeiffer ein; die Wirkung machte sich bemerkbar, und Hauptmann Bauer führte seine ganze Linie zum Sturme vor. Das kam dem Gegner unerwartet; er ward geworfen, seine beiden am weitesten vorgeschobenen Maschinengewehre wurden, bis zum letzten Augenblick feuernd, vom zweiten Halbzug des ersten Zuges der 8. Feldkompagnie unter Unteroffizier Andres mit stürmender Hand genommen. Rückwärts flutet der Gegner in das nahe Dorf Mabama und in die Felder. Zäh sich immer wieder stellend und setzend, wurde er ebenso oft hochgetrieben; 4 Uhr 45 jagte er in regelloser Flucht nach Süden und Südwesten davon.

Sechs und eine viertel Stunde hatte das Gefecht gedauert, der Feind war völlig bis zur Auflösung geschlagen.

Vier gebrauchsfertige Maschinengewehre waren genommen, dazu einzelne Läufe und Lafetten von weiteren vier; da die Belgier nach Aussagen der Gefangenen zehn davon im Gefecht gehabt hatten, so gelang es ihnen, nur zwei zu retten; fünf Askarikompagnien hatten, wie sich jetzt herausstellte, gegen unsere zwei im Gefecht gestanden. Wir begruben 132 feindliche farbige Soldaten und 3 Belgier; 2 Europäer und 5 Askari wurden gefangen; die Beute an Kriegsgerät war sehr groß. Unsere Verluste betrugen 6 Askari tot, 16 verwundet.

Es war ein prächtiger Erfolg mit der blanken Waffe gegen einen weit überlegenen Gegner gewonnen; er vermochte es einigermaßen wettzumachen, daß die vom Feinde besetzte und inzwischen stark befestigte Station Ussoke trotz nachhaltiger Versuche am 2. und 3. September nicht wiedergenommen werden konnte. Der Vormarsch vom Westen war vorläufig zum Stehen gebracht.

Inzwischen aber war Tabora auch von Südwesten her bedroht gewesen. Dieser Gefahr entgegenzutreten, wurde am 31. August die 29. Feldkompagnie unter Leutnant d. R. Orth entsandt; er stürmte mit der blanken Waffe eine feindliche Stellung bei Itungula; leider wurde er selber schwer verwundet, und da er der einzige Offizier war, schied bei unsicherer Führung die Kompagnie bei den noch folgenden Kämpfen aus, indem sie in der unwegsamen Gegend sich nicht zurechtzufinden vermochte. Immerhin war diese Gefahr gebannt worden, denn die feindliche Gruppe, deren Vortrupp die durch Orth geschlagene Abteilung gewesen sein dürfte, wurde offenbar durch diese Niederlage veranlaßt, nach Norden auf die Bahnstrecke abzubiegen und sich mit der Westbrigade zu vereinigen.

Bei Mkahama hatte der Feind durch Verrat die Schwächung der Stellung unverzüglich erfahren und griff sie schon am 31. August an; er holte sich

nicht die Niederlage, die ihm bei voller Besetzung sicher beschieden gewesen wäre, aber er wurde doch mit erheblichen Verlusten zurückgeschlagen. Am 2. September wurde der Ansturm wiederholt, nunmehr mit gleichzeitiger Umfassung des Hauptmanns v. Linde-Suden auf beiden Flanken, so daß dieser sich zurückziehen mußte, nachdem das 10,5-cm-Geschütz, das alle seine Munition verschossen hatte, gesprengt worden war. Noch einmal hielt v. Linde den eifrig nachdringenden Gegner am 4. September durch Gefechte bei Mhundi und Ibanda auf. Am 5. September wurde er nach Mambali, nur noch 60 Kilometer von Tabora entfernt, zurückgenommen, da bei längerm Stehenbleiben der dichte Busch von Ibanda den leicht beweglichen belgischen Askari eine gar zu vorteilhafte Gelegenheit zu Umgehungen gewährt haben würde.

Nach v. Lindes Rückzugsbewegung konnte auch Major v. Langenn nicht in den Tindebergen verbleiben; er ging deshalb vor den langsam nachfolgenden Engländern — nur noch mit der Muanza-B.-Kompagnie und der Rekrutenabteilung — an die Strecke der Ruandabahn gegen Tabora bis Ipalla zurück; von hier wurde er am 5. September gleichfalls nach Mambali gezogen, um dort die Führung zu übernehmen, verstärkt durch zwei der bei Mabama eroberten Maschinengewehre. Am 9. September nahm er dann eine Stellung etwa 10 Kilometer nördlich Tabora am Itagaberge ein, wo die letzte ruhmvolle Schlacht um den Besitz der Hauptstadt geschlagen werden sollte.

Inzwischen hielten die Belgier vorläufig noch den Weg, der vom Westen her, die Bahn entlang, in den Rücken unserer nördlich Tabora befindlichen Stellungen führte, offenbar für den bequemern und am meisten Erfolg versprechenden, und das insofern mit einigem Recht, als sie wissen mußten, daß wir unsere Rückzugslinie nach Süden suchen würden, und daher sich zwischen diese und die Hauptmacht schieben wollten. Die tapfere belgische Westbrigade setzte ihre beste Kraft daran, dieses Ziel zu erreichen. Am 1. September hatte es sie vor Bauers beiden Kompagnien bei Mabama schon eins ihrer Bataillone gekostet; am 2. und 3. September waren ihre Verluste sehr erheblich gewesen; am 10. September griffen sie, an der Bahn nur ganz allmählich fortschreitend, bei Lulangulu, Wintgens mit großem Ungestüm an, wurden aber mit schweren Verlusten abgewiesen; bei einem erneuten Versuche am 11. September brach ihr Ansturm wiederum vollständig zusammen.

Es waren unsägliche Anforderungen, die an unsere immerfort vor dem Feinde liegenden nie abgelösten Kompagnien gestellt wurden, aber sie hatten den Erfolg, daß der westliche Angreifer vollständig erschüttert und zunächst bewegungsunfähig wurde. So nur konnte die Zeit gewonnen werden, die übrigen Truppen vom Norden her zusammenzuziehen sowie bei Itaga

eine günstige Stellung für den Endkampf vorzubereiten. Weiter vorwärts der Hauptstadt die Entscheidung zu suchen, erschien nicht möglich, weil der im Westen vorläufig abgefertigte Feind doch gar zu nahe stand; es war deshalb bei unserer vielfachen zahlenmäßigen Minderheit notwendig, Ost- und Westfront möglichst nahe beieinander zu halten, um die Kompagnien je nach Bedürfnis auf jedem der beiden Kampfplätze verwenden zu können.

Die günstige Stelle war gefunden worden an der Hauptstraße von Tabora über Mambali und Mkahama nach Muanza, wo diese in der Nähe der Mission Itaga zwischen einigen Hügelrücken hindurchführt. Östlich des Weges verläuft, mit diesem parallel, ein mit einigen flachen Kuppen besetzter Höhenzug, Massagali mit seinem Landesnamen, von uns jedoch Vogelberg genannt, weil ungefähr auf dessen Mitte die Batterie Vogel ihren durch den Führer sehr günstig gewählten Platz gefunden hatte. Sie stand ganz frei, aber durch die Eigenart der Form der Kuppen so geschützt, daß sie von den belgischen Geschossen im Verlauf des Kampfes nicht getroffen wurde. Sie war daher imstande, die Straße und das nördliche Vorgelände sowie das Gebiet östlich des Höhenzuges, wenn etwa hier der Feind eine Umgehung des rechten Flügels versuchen sollte, zu bestreichen. Der letztere wurde außerdem gedeckt durch eine Feldwache der 7. Feldkompagnie, die auf einem kleinen Hügel östlich dicht neben der nördlichen Spitze des Vogelberges eingegraben war. Auf dieser selbst stand der Rest der 7. Feldkompagnie, um einem frontal von Norden kommenden Gegner die Spitze zu bieten. Nahe der Batterie Vogel, ungefähr auf der Mitte des Rückens, waren die Maschinengewehrkompagnie und etwas rückwärts davon, als Reserve, die 8. Feldkompagnie aufgestellt. Auch die Ruanda-A.-Kompagnie gehörte ursprünglich in diese Gegend, doch wurde sie am Abend des ersten Gefechtstages nach links hinübergezogen, als der Gegner seine Hauptkräfte immer nachhaltiger hier entwickelte, den rechten Flügel aber ziemlich ungeschoren ließ. Dieser, den Major v. Langenn-Steinkeller befehligte, setzte sich also zusammen aus ganzen zwei Infanteriekompagnien, der Maschinengewehrkompagnie und den zwei C/73 Geschützen der Batterie Vogel, zu der im Laufe des Gefechts noch einige 3,7-cm-Kanonen traten.

Der linke Flügel unter Hauptmann Wintgens war von vornherein etwas stärker, da anzunehmen war, daß der Hauptangriff von dieser Seite kommen würde, etwa aus der Richtung der einige 100 Meter westlich vor dem Fuße des Itagaberges gelegenen Mission Itaga.

Der Itagaberg läuft westlich der genannten Hauptstraße, von Südwesten nach Nordosten sich erstreckend, und mit seinem nördlichsten, zugleich höchsten Teil bis dicht an den Verkehrsweg heranreichend, so daß dieser hier zwischen Itaga- und Vogelberg durch eine nicht sehr breite Mulde hindurchführt. Der Höhenzug, der — wie auch der andere Rücken — das umgebende

Gelände etwa 50 Meter überragt, ist ungefähr 1000 Meter lang und in seinen südlichen Teilen bewaldet. Von der nordöstlichsten Kuppe dacht er sich zur Mitte seines Verlaufes etwas ab, so daß durch eine paßartige Senkung eine bequeme Verbindung der Landstraße mit der Mission statthaben kann, dann wieder nach Süden ansteigend.

Auf der höchsten nördlichen Spitze, mit der Front hauptsächlich nach Norden, stand die Muanza-D.-Kompagnie unter Leutnant d. R. Gärtner; hinter ihr vier 3,7-cm-Geschütze. Die Senkung in der Mitte war auf beiden Seiten durch die 26. Feldkompagnie (Führer Leutnant d. R. Zingel) besetzt; südlich davon befand sich die Ruanda-B.-Kompagnie unter Leutnant d. R. Lang. Später, in der Nacht vom 13. auf 14. September, trat noch, die gegen die Mission gerichtete Front auf diesem Hügelzuge verlängernd, die Ruanda-A.-Kompagnie unter dem Vizefeldwebel, protestantischen Missionsgeistlichen Möhrchen, hinzu.

Etwa zwei Kilometer rückwärts, in dem durch Vogel- und Itagaberg gebildeten offnen Dreieck, lag ein flacher Hügel geringern Umfangs, Ngeruka genannt, dicht an der Straße, die er nach Norden zu weithin beherrschte. Auf ihm wurden am 13. September im Laufe des Gefechts die 10,5-cm-Haubitze (sogenannte 3. Batterie) und das 10,5-cm-Flachbahngeschütz (eins der „Königsberg") aufgestellt sowie der noch später eintreffenden Ruanda-C.-Kompagnie der Platz angewiesen.

Die Gesamtstärke des linken Flügels betrug, außer den Geschützen, fünf Kompagnien, so daß bei uns ungefähr etwa 1100 Gewehre in Front stehen mochten, eher weniger als mehr. Den Befehl über das Ganze hatte der Generalmajor Wahle, unterstützt durch seinen Adjutanten, Hauptmann Rothert.

Gegen diese Stellung führte der belgische Oberst Molitor die gesamte von uns so genannte Nordbrigade zu zwei Regimentern mit je vier Bataillonen ins Feld, also mindestens 24 Kompagnien, die ursprünglich je 200 Mann stark gewesen waren, aber durch Verluste, Krankheiten, Etappenschutz etwas herabgemindert sein mochten; doch konnte die Gesamtstärke noch immer auf 3000 bis 3600 Mann beziffert werden; dazu kamen vier moderne Geschütze und zahlreiche Maschinengewehre.

Außerdem stand im Westen die andere belgische Brigade, nur wenige Kilometer entfernt, die eine ähnliche Stärke gehabt haben dürfte, ehe sie sich an den Kompagnien Bauers und Wintgens den Schädel blutig rannte; sie war sicherlich in diesem Augenblicke in keiner guten Verfassung, aber wissen konnte man nicht von vornherein, ob sie nicht doch noch zu einem Eingreifen fähig sein würde; ihr gegenüber befand sich, nachdem am 13. September abends die C.-Kompagnie weggezogen war, einzig und allein die 7. Reservekompagnie, um Flanke und Rücken der bei Itaga Kämpfenden zu decken.

Es war ein gewagtes Spiel, das da am 13. und 14. September bei Itaga vom Westbefehlshaber und seinem Stabschef Hauptmann Rothert gespielt wurde.

Am 13. September rückten die Belgier heran, zunächst etwas mehr aus der Richtung von Norden her; hier und da kam es zu kleinern Infanteriekämpfen, ohne daß der Feind an Boden gewann; vor allem hielt die Batterie Vogel das Vordringen in Schach, indem sie trotz des spärlichen Munitionsvorrats an diesem Tage 79 Schuß mit gutem Erfolge auf den Gegner abgab, von den feindlichen Geschützen, deren Stellung mit Sicherheit nicht auszumachen war, unter einem wirkungslosen Feuer gehalten. Am Abend zog sich der Angreifer, wohl weil er hier ein Vorankommen für aussichtslos hielt, mehr nach Westen, also gegen unsern linken Flügel zusammen; dies war der Grund dafür, die Ruanda-A.-Kompagnie von rechts nach dieser Seite hinüberzunehmen und sie auf dem südwestlichsten Ausläufer des Itagahügelzuges aufzustellen. Auf dem Ngerukahügel trafen in der Dunkelheit das 10,5-cm-Flachbahngeschütz sowie im Laufe der Nacht, wie schon erwähnt, die C.-Kompagnie unter Leutnant d. R. Wahle ein, die von Lulangulu mit der Bahn herangezogen wurde.

Die Nacht war nicht der Ruhe vorbehalten, kurz nach 12 Uhr setzte ein rasendes Feuer der Belgier ein, das sich gegen die Stellung auf den Itagahöhenzug und insbesondere gegen die Muanza-D.-Kompagnie auf dessen nordöstlicher Spitze richtete. Um 1 Uhr 30 griff der Feind an und drohte, den linken Flügel einzudrücken; in immer wiederholtem Vorgehen gelang es ihm, gegenüber der Muanza-D.-Kompagnie, die aus früher erläuterter Ursache ohnehin nicht ganz taktfest war, Gelände zu gewinnen. Um 3 Uhr 30 war ein Teil der Kuppe in des Gegners Hand; die Lage der 26. Feld- und B.-Kompagnie, dadurch in rechter Flanke und im Rücken bedroht, wurde schwierig — die letzten örtlichen Reserven waren überall längst eingesetzt. 4 Uhr 15 wird die D.-Kompagnie vollends geworfen, die nordöstliche Höhe des Itagaberges ist im Morgengrauen völlig verloren und mit ihr drei Maschinengewehre sowie die dort stehenden vier 3,7-cm-Kanonen. Ein schmerzlicher Verlust und eine schwere Gefährdung unserer gesamten Stellung. Auch der zunächst an der paßartigen Senkung liegende Zug der 26. gerät ins Weichen, wird aber vom Hauptmann Winkgens selbst wieder in seine Stellung geführt und daselbst festgehalten. Die übrigen Teile der 26., die B.- und A.-Kompagnie westlich davon stehen dauernd in scharfem Feuergefecht; besonders gefährdet ist die erst spät an ihren Platz gelangte A.-Kompagnie, aber der Vizefeldwebel Möhrchen macht seine Sache vortrefflich. Bis 2 Uhr mittags dauert der harte Kampf, in den, auf die anmarschierenden feindlichen Gruppen und auf die verlorengegangene nordöstliche Itagakuppe feuernd, die beiden 10,5-cm-Geschütze vom Ngeruka, der derzeitigen Stellung des Westbefehlshabers, mit sichtlichem Erfolg eingriffen; die von der

Muanza-A.-Kompagnie geräumte Höhe wurde derart mit Granaten beschüttet, daß seit Anbruch des Tages dem Feind ein Aufenthalt dort oben und damit eine Überhöhung der darunterliegenden andern drei Kompagnien unmöglich war. Diese hielten gegen den von der Mission herankommenden Infanterieangriff ihre Stellung, vor der gegen 2 Uhr mittags die Belgier sich fluchtartig zurückzogen, doch nicht ohne wieder vorzukommen. Die Kompagnien hielten tapfer aus, selbst die zersprengten Teile der D.-Kompagnie, die in der Hauptsache auf die 7. Feldkompagnie des rechten Flügels zurückgewichen war, konnten gesammelt und wieder vorgebracht werden.

Aber bei dem immer sich wiederholenden Ansturm wurde die Lage im Laufe des Nachmittags für die übermüdeten Europäer und Askari verzweifelt;

die Offiziere in der Front des Itagahügels erwarteten jeden Augenblick den Rückzugsbefehl für die Nacht, der, wie die Dinge sich verhielten, nach ihrer Ansicht vor dem andrängenden Gegner und bei der völligen Erschöpfung der Truppen zu einem düstern Verhängnis hätte werden können, ja müssen.

Doch es kam anders, denn schon war die Hilfe, auf die man in der Front kaum noch glaubte rechnen zu können, unterwegs. Der Westbefehlshaber hatte auf Vorschlag von Hauptmann Wintgens sich zum Äußersten entschlossen: die 7. Reservekompagnie, die allein noch vor der Westbrigade lag, war heranbefohlen worden; sie ließ nur eine starke Patrouille zurück, die den Gegner über den völligen Abzug zu täuschen hatte. Es war ein Verfahren, das eine furchtbare Gefahr in sich barg; griff die Westbrigade an, so war alles verloren. Doch sie verhielt sich vollständig unbeweglich, obwohl sie das nahe schwere Geschützfeuer gar nicht überhören konnte und sicher auch mit dem Oberst Molitor in ständiger Verbindung war. Sie griff nicht an, auch nicht mit der geringsten Scheinbewegung versuchte sie, das Schicksal des Tages zu wenden; die schweren Verluste, die sie in den Tagen vom 1. bis 11. September erlitten hatte, mußten sie völlig niedergeworfen haben.

Das war unser Glück!

Um 12 Uhr 15 mittags meldete der Fernsprecher das Eintreffen der 7. Reservekompagnie am Kilometer 851, von wo der Weg von Tabora nach Nyembe Bulungwa, die Bahn kreuzend, in die rechte Flanke des Feindes läuft. Hauptmann Wintgens traf mit der sogleich vormarschierenden, seinerseits senkrecht auf diese Straße zustoßend, zusammen, indem er die letzten überhaupt noch einigermaßen verfügbaren Kräfte der Itagastellung, die 8. Feldkompagnie und die C.-Kompagnie, unter dem Schutze der Höhen unbemerkt vom Gegner mit sich führte. Am späten Nachmittag miteinander vereinigt, bogen sie nach Norden ab, warfen eine schwache Deckung des Feindes und befanden sich 4 Uhr 50 an einem Paßdurchgang südlich der Mission, hinter dem geworfenen Gegner nachdrängend. Plötzlich sahen sie sich auf 1500 Meter Entfernung vor einer belgischen Batterie, die etwa 200 Meter westlich der Mission stand und auf die B.-Kompagnie am südlichen Hange des Itagaberges feuerte. Zwei Maschinengewehre wurden gegen sie in Stellung gebracht; die B.-Kompagnie kriegt Luft und bricht zum Angriff vor. Sie kommt von Osten, die C.- und 7. Reservekompagnie von Süd und Südwest; in unaufhaltsamem Vorgehen wird die Batterie mit der blanken Waffe gestürmt und genommen; sie hat noch nicht einmal Zeit gehabt, ihre Mündungen auf den neu aufgetauchten Gegner zu wenden.

Das Hauptverdienst daran hat die B.-Kompagnie, welche schon lange unter deren Geschossen ausgehalten und jetzt auch durch ihr Feuern das Abbringen verhindert hatte. Der verwundete feindliche Kommandant übergibt

seinen Degen dem zuerst eindringenden Gefreiten Krüger von der B.-Kompagnie. Mit ihm fast zugleich ist Leutnant d. R. Wahle an der Spitze seiner Leute eingebrochen, das eine der Geschütze nehmend, und ungefähr zur selben Zeit erreichen den heißumstrittenen Platz einige Askari der 7. Reservekompagnie, welche, sie niederkämpfend, die Infanteriebedeckung der Geschütze sich gegenüber gehabt hatten.

Im gleichen Augenblick ging der Westbefehlshaber mit der 7. Feldkompagnie und zwei wieder gesammelten Zügen der D.-Kompagnie gegen die verlorenen Höhen des Itagaberges vor. Die Haubitze und das 10,5-cm-Flachbahngeschütz hatten ganze Arbeit verrichtet; bei Anbruch des Abends war der Berg ohne Widerstand erstiegen; die vier 3,7-cm-Kanonen und zwei Maschinengewehre kamen unbeschädigt wieder in unsere Hand; der Feind verschwand flüchtend im Dunkel der Nacht, noch eine Weile von uns verfolgt.

Weiteres verbot die Erschöpfung der seit Wochen ununterbrochen fechtenden und hin und wieder gehetzten Truppen. Hier wäre vielleicht die Gelegenheit gewesen, den belgischen Gegner endgültig aufzureiben; die Westbrigade war sicher zu diesem Zeitpunkt noch weidwund, die Nordbrigade war vollständig — und auch wohl überraschend für sie selbst — geschlagen. Jetzt einige Kompagnien, frisch noch und marschfähig, dem Feind in den Nacken geworfen, hätten dessen Schicksal besiegeln, Tabora bei der schwarzweißroten Fahne halten können.

Aber es war unter den gegebenen Umständen nicht durchführbar. Hier, wie überall in diesem letzten Teile des Krieges, war es das unabwendbare Schicksal der braven Truppe, daß auch tapferstes Kämpfen und ganz offenbare Siege dem Unheil auf die Dauer einen Halt nicht zu gebieten vermochten. Der Feind war bei Itaga geschlagen, so vollständig vom Gefechtsfeld verjagt, wie nur möglich. Trotzdem mußte sie zurück an die Bahn, denn die Westbrigade drohte, trotz ihres Zusammenbruchs, in allernächster Nähe; die Engländer schoben sich langsam, aber sicher von Nordnordosten heran, und auch der eben geschlagene Feind mußte, da man den Sieg durch Verfolgung nicht vollenden konnte, als imstande erachtet werden, sich bald wieder zu sammeln und vorzugehen. Unter solchen Verhältnissen war Tabora eben nicht dauernd zu halten, denn es standen immer noch 6000, mit den Engländern sogar 8000 Feinde gegen unsere 2500 Gewehre, die wir im Höchstfall zusammenbringen konnten.

Es war ein Kämpfen um den Ruhm der deutschen Waffen, sonst nichts! Und das war schlimm, denn diese endliche sachliche Nutzlosigkeit aller Opfer, die gar nicht geändert werden konnte, lastete schwer auf den Gemütern aller. Zumal der Askari vermochte gar nicht zu begreifen, daß er, der sehenden Auges Siege erfocht, nun doch zurückgehen sollte, zurück, immer zurück; seine Kriegsfreudigkeit und seine Zuverlässigkeit wurden dadurch nicht gehoben.

So ging es jetzt an die Bahn; nur zwei Kompagnien blieben noch auf kurze Zeit bei Itaga stehen, zusammen mit der Batterie Vogel, die, nachdem sie mit im ganzen 134 Schuß den letzten Rest der Munition für ihre beiden C/73, verbraucht hatte, diese beiden Geschütze an Ort und Stelle sprengte und vergrub. Glücklicherweise fand sie, in Tabora angekommen, Ersatz in den erbeuteten beiden belgischen, modernster Art, bei denen der Gegner zur gefälligen Benutzung auch 200 Granaten hatte liegen lassen.

Unsere Verluste an diesen beiden Tagen waren gering gewesen; 2 Deutsche und 6 Askari tot, 4 Deutsche und 23 Askari verwundet. Die Einbuße der Belgier war groß, aber nicht genau festzustellen, da wir nur in der Nacht verfolgen und daher keinen Überblick gewinnen konnten. 3 Europäer waren gefangen, 2 Geschütze mit 200 Granaten, 60 Lasten Munition mit vielen Gewehren, einige Lasten Handgranaten und mancherlei andere Beute wurden genommen.

Durch diese Gesamtkämpfe war es gelungen, drei starke feindliche Brigaden vom 31. August bis 19. September von Tabora durch ununterbrochene Kämpfe fernzuhalten, obwohl der Gegner kaum einen Tagemarsch rings in einem nördlichen Halbkreis davon entfernt stand. Das geschah mit einer Truppe, die an Zahl um das Mehrfache unterlegen, mangelhaft bekleidet und ausgerüstet, teilweise unzureichend ernährt, erschöpft durch endlose Märsche und ewiges Kämpfen sowie ganz altmodisch bewaffnet war — nur die 8. Feldkompagnie hatte rauchlose Gewehre. In der Gesamtheit der Gefechte waren im Verhältnis zur Stärke die Verluste auch gar nicht so gering gewesen; allein die Abteilung Wintgens, die allerdings die stärkste war und die Hauptarbeit zu tun gehabt hatte, verlor 4 Deutsche und 46 Askari tot, 10 Deutsche und 106 Askari verwundet.

Die Verteidigung Taboras war mit guten Gründen vor, nicht in die Stadt selbst verlegt worden, und mit wohlüberlegter Absicht wurde sie nicht in deren Weichbilde fortgesetzt; das Gelände war für ein solches Unternehmen nicht günstig, und manches andere, was auch nicht von geringer Wichtigkeit war, sprach dagegen.

Unsere Askari haben keinen Fahneneid geschworen, sie kämpfen nicht für eine Idee, etwa für ihr Vaterland gegen einen eindringenden Feind, der ihnen ihre Freiheit, ihr Volkstum nehmen will; an etwas Ähnliches hat keiner von ihnen je gedacht. Sie sind geworbene Landsknechte, die den Sold verdienen, um dafür das sich zu erwerben, was das Leben ihnen angenehm, lebenswert macht: Weiber und die Lust am Becher, wie es noch immer war bei allen Landknechtsheeren, auch bei uns, wenn wir zurückschauen in unserer Geschichte. Sie hängen aus Gewohnheit an ihrem Führer und folgen ihm, blindlings fast, wenn sie gut durchgebildet und lange genug bei der Fahne sind — bestimmt tun sie das, solange ihre

Forderungen an das Dasein erfüllt werden können und, wie sich jetzt herausstellte, noch weit darüber hinaus, wenn sie richtig behandelt werden. Aber es gab nicht mehr viele der alten Soldaten, sie waren in den ununterbrochenen Kämpfen geblieben. Um das Drei- bis Vierfache war während des Krieges der Bestand der Truppe durch Anwerbung von Rekruten vergrößert worden; der alte gediente und damit durchaus zuverlässige Mann verschwand fast schon unter der Menge. Diese Masse aber war losgelöst von den Stätten, wo sie ihre Frauen und Kinder, wo sie Haus und Hof hatten sowie das, was sich auch diese Art von Landsknechten gern von den Bequemlichkeiten des Daseins erwirbt. Seit Monaten aber wurden sie ruhelos durch das Land gehetzt, noch dazu — trotz mancher Siege im einzelnen Fall — immer im Rückzug. Nun standen sie vor der altberühmten Metropole Mittelafrikas, die alle Großstadtgenüsse, so ein Negerherz sich wünscht, in sich umschloß. Hätte man sie hineingeführt, so wären sie vielleicht den Verlockungen erlegen; sie hätten sich vielleicht nicht mehr bereit finden lassen, mit ihren Führern wieder hinauszuziehen in die fast wasserlosen, an Verpflegung armen Steppengebiete, in die der Weitermarsch sie bringen mußte. Dieses Bedenken war insbesondere noch aus dem Grunde berechtigt, weil, soweit angängig, alle rechtmäßigen Askarifrauen aus den Standorten der kämpfenden Truppe voraus nach Tabora gesandt worden waren. Ihrer 3000 mochten sich dort befinden und sollten hier endgültig in Feindeshand zurückgelassen werden, weil man sie bei den voraussichtlichen Verpflegungszuständen nicht in das Ungewisse eines südlichen Rückzuges mitschleppen konnte. Es würde ungeheuer schwer geworden sein, die Leute loszureißen, wenn sie einmal ihren Ehehälften in die Arme geraten waren, denn daß die zurückbleibenden einer höchst unsichern Zukunft entgegengehen würden, war keinem der Beteiligten unklar.

Dazu waren alle deutschen Frauen und Kinder aus der Umgebung in die Stadt geflüchtet, um Schutz zu suchen, der ihnen nirgend sonstwo gewährleistet werden konnte. Man kann nur mit einigem Schauder an das denken, was ihnen hätte zustoßen können, wenn unter diesen Umständen noch eine letzte Entscheidung in den Straßen der Stadt gesucht worden wäre. Waren wir unserer eignen Leute nicht einmal vollständig sicher, so war das, was die Belgier bringen konnten, noch bedenklicher anzuschlagen. Ihre neu herangeführten Askari waren im Kampf ein vortreffliches Material: wilde Bursche, mutig draufgehend, hartnäckig im Widerstand, in kühnen Patrouillengängen alles wagend, aber doch im Verhältnis zu den unserigen nur mit einem Anflug von Disziplin versehen. Den belgischen Offizieren würde man kaum einen Vorwurf haben machen können, wenn sie die im Straßenkampf entfesselte Zügellosigkeit ihrer Leute nicht hätten zu bändigen vermocht. Schon in der Mission der weißen Väter zu Itaga, die unnötig zu belästigen,

bei der bekannten Haltung dieser Gesellschaft gewiß nicht in der Absicht der Belgier lag, hatten deren Askari wild gehaust und den frommen Pater selbst seiner Stiefel entledigt, worüber er sich bitter beklagte, aber merkwürdigerweise bei uns, nicht bei seinen belgischen Freunden.

Dann war zu bedenken, daß in Tabora, wie in jeder „Großstadt“, sich ein böses Gesindel, zusammengewürfelt aus allen Stämmen vom Kap bis Kairo, aufhielt, das durch strenge Aufsicht in Friedenszeiten im Zaum gehalten wurde, sich aber die Gelegenheit nicht würde haben entgehen lassen, Rache zu üben an den Angehörigen derjenigen, die sie mit fester Hand bisher zu ordentlichem Verhalten gezwungen hatten.

Schon aus diesem Grunde hätte eine Verteidigung im Weichbilde Taboras, wenn sie nicht unumgänglich durch die taktische und strategische Lage gefordert wurde, unterbleiben müssen. Auch bei den Osttruppen war man entsprechend verfahren; Daressalam, die Zufluchtstätte der dortigen Frauen und Kinder, hat, als es sich nur noch um den Rückzug unserer Besatzung handelte, einen Kampf in seinen Mauern nicht gesehen, ebensowenig Morogoro, für dessen allerletzten Verteidigungskampf, der noch nicht einmal zustande kam, die Stellung noch weiter draußen vorgesehen war als bei Tabora.

Irgendeinen sittlichen oder tatsächlichen Wert hätte ein Kampf in der Stadt bestimmt nicht gehabt, wohl aber großen militärischen Nachteil im Gefolge haben können. Vor den Toren hatte die Schutztruppe bewiesen, daß sie nicht gewillt war, ruhm- und kampflos von dieser Stätte zu weichen; das endgültige Schicksal hätte in deren Straßen kaum um Tage, wohl nur um Stunden ferngehalten werden können, und dies auf die Gefahr eines solch hohen Preises hin zu tun — das konnte kein Mensch verantworten.

Ja, aller Wahrscheinlichkeit nach würde ein derartiges Unterfangen zum Untergang der ganzen Westabteilung geführt haben. Die gesamte Stärke der Feindes, einschließlich der Engländer, war jetzt herangekommen; ein Kampf in der Stadt selbst würde, je erbitterter er ausfiel, desto eher dem Feind Zeit und Gelegenheit gegeben haben zu einer nach Lage des Geländes leicht durchführbaren vollständigen Umgehung; für den fernern Kampf wäre dann die Westtruppe ausgeschieden, ein Umstand, der, wie sich herausstellen wird, die Dauer der Gesamtverteidigung des Schutzgebietes erheblich hätte abkürzen müssen.

Die Stadt selbst nicht mehr verteidigen zu wollen, war also ein nach jeder Richtung hin berechtigter Entschluß des Westbefehlshabers, als er den weiten und ernsten Weg in den nur wenig bekannten Süden einschlug, was ihm bei einer Festsetzung in Tabora, selbst wenn er nicht darin zugrunde gegangen wäre, kaum in gleich glücklicher Weise gelungen sein dürfte. Denn der Bahnhof liegt nördlich der Stadt, also dem Feinde eine rasche Beute, wenn in ihr gekämpft worden wäre; die nach Osten führende Linie war

durch die nordöstlich anrückenden Engländer so bedroht, daß wir sie bald für unsere Rückzugspläne nicht mehr hätten benutzen können. Das aber war unumgänglich, weil der Verpflegung wegen die Abteilungen auf verschiedenen, weit voneinander entfernten Wegen angesetzt werden mußten; geschehen konnte dieses nur, wenn man sie mit der Bahn an die vorgesehenen Straßenanfänge bei Igalula, 30 Kilometer, und Malongwe, 90 Kilometer von Tabora entfernt, zu befördern vermochte.

*

Die Wahl der Richtung und des Rückmarschzieles war dem Westbefehlshaber selbstverständlich nicht vorgeschrieben, da er ja nach dem Zwang der Umstände und der Lage des Krieges zu handeln berechtigt bleiben mußte. Der leitende Gedanke des Kommandos scheint — aber wohl bemerkt: scheint — eine Zeitlang gewesen zu sein, daß im Falle einer Räumung des Nordwestens und der Mitte des Schutzgebietes die Westtruppen sich nach dem äußersten Südwesten, etwa dem Bezirk Langenburg, wenden sollten. Der Grund dafür könnte gewesen sein, daß man auf diese Weise am besten glaubte, Verpflegungsschwierigkeiten zu vermeiden. Nach Verlust der Mittellandbahn waren die Nahrungsmittel sehr viel schwerer auf die weit voneinander entfernten Truppenkörper zu verteilen; die reichern Ackerbaugebiete konnten den weniger begünstigten nicht mehr aushelfen, weil jede Verschiebung nunmehr ausschließlich auf die Köpfe der Träger angewiesen war, die erheblich langsamer arbeiteten und für ihren eignen Unterhalt während des Marsches einen guten Teil der Last selbst verzehrten. Die Zahl dieser Leute aber schwand merklich dahin, da sie, der schweren und unablässigen Arbeit müde sowie nicht geneigt, sich von ihren Heimatgebieten zu trennen, teilweise davonliefen, besonders seit sie sahen, daß der Gegner mächtiger war als ihr bisheriger Oberherr. Am besten bewährten sich auch hier diejenigen, die aus den Arbeitern der Nordpflanzungen entnommen waren; diese gingen mit uns durch dick und dünn, ein Beweis dafür, wie mangelhaft jene Politiker daheim unterrichtet waren, die jeden Pflanzer öffentlich als Leuteschinder und Betrüger zu brandmarken gewagt hatten. Gerade weil ihre alten Herren, manchmal noch dazu in recht untergeordneter Stellung, in den Kompagnien verteilt waren, hielten sie mit einer geradezu rühmlichen Anhänglichkeit zu diesen.

Aus diesen Ursachen mag man an den Langenburger Bezirk gedacht haben, weil hier bei dichter Bevölkerung reiche Ackerfluren sich befanden und auf den Höhengebieten Europäernahrungsmittel, Kartoffeln, Weizen, Bohnen, unter Einwirkung der protestantischen Missionen von den Eingeborenen in großem Umfange angebaut wurden.

Nun aber war jede Richtung, die man nach Süden wählen konnte, von schweren Bedenken umrahmt. Das Gebiet zwischen Tabora und der portugiesischen Grenze einerseits und zwischen dem Uhehehochland und dem Tanganjika

andererseits ist noch verhältnismäßig wenig bekannt. Die sonst sehr genau durchgearbeitete Wegekarte der Kolonie ließ erkennen, daß hier die Bevölkerung nur sehr schwach sein konnte; im besondern der Teil des Landes um den Rikwasee herum, durch den die Richtung nach Langenburg führte, wies lange Wegestrecken ganz weißen Kartenpapiers auf. Etwas besser schienen die Verhältnisse auf der südöstlichern Linie, gegen das Uhehehochland zu, zu liegen; doch von ihr behauptete man, daß der Mangel an Wasser in der Trockenzeit und die Verpflegungsschwierigkeit dem Fortbestehen der Truppe sehr bald ein ruhmloses Ende bereiten würden. Die zurückzulegende Strecke, bis man mit einiger Sicherheit an lebensmittelreiche Gebiete herankam, hatte eine Länge von rund 440 Kilometer, von denen etwa nur zwei Fünftel während der letzten Monate, ungefähr bis Itumba und Isonuka, durch Anlegung von Magazinen hatten vorbereitet werden können; darüber hinaus war man auf das gute Glück angewiesen.

Es war also auch die Wahl dieser Marschrichtung ein Sprung ins Wesenlose, aber er mußte getan werden, wenn man auf eine Fortdauer des militärischen Daseins der Westtruppe rechnen wollte. Wählte man diesen Weg und gelang das Durchkommen, so konnte man allerdings darauf hoffen, daß ein Nachdrängen des Gegners nicht stattfinden würde, denn wenn die mit Trägern auf 5—6000 Köpfe zu schätzende Abteilung dieses Gebiet durchzogen hatte, so konnte man es als sicher ansehen, daß ein nachfolgender Feind, stark genug, um gefährlich zu werden, nicht auch noch Nahrung daraus würde ziehen können.

Man konnte also damit rechnen, daß man im Rücken nicht sonderlich belästigt werden würde; etwas weniger klar war man sich darüber, ob man nicht vom Westen, vom Tanganjika her, Unannehmlichkeiten zu erwarten hatte. In dieser Richtung hatten für uns nur kleine patrouillenartige Gruppen die Sicherung übernommen gehabt: Unteroffizier Beuster, mit einigen wenigen Leuten von Tabora aus entsandt, und Leutnant d. R. Haßlacher mit den Resten der Bismarckburgbesatzung, etwa noch 40 Gewehre stark. Es konnte festgestellt werden, daß etwa 180 Belgier bei Kirando und ungefähr 800 bei der Mission Karema, beide im südlichen Drittel des Sees, gelandet seien. Haßlachers Abteilung wich unter kleinen Kämpfen vor der Übermacht zurück und wurde nach Vereinigung mit Unteroffizier Beuster am 29. August am Walafluß, etwa 100 Kilometer südwestlich von Tabora, zersprengt; da man von diesem Feinde nichts mehr wahrgenommen hatte, so war man zu der Annahme berechtigt, daß er an die Mittellandbahn sich gewandt und hier schon an den Kämpfen bei Ussoke teilgenommen habe, nachdem er durch das erwähnte Gefecht des Leutnants d. R. Orth nach dorthin abgelenkt worden war. Da auch die Patrouillen der kleinen Abteilung des Oberstleutnants a. D. Hübner, die zur Erkundigung der Lage nach dieser Richtung am

3. September von Tabora aus entsandt war, auf einen Feind nicht stießen, so konnte man nunmehr erwarten, während des Marsches auch vom Westen her nicht beunruhigt zu werden; man durfte also, was die Sicherheit anbelangte, ohne Bedenken die Straße wählen, die nach Südosten in die Hochlande von Uhehe und Ubena führte, und tat dieses auch aus Erwägung der allgemeinen Kriegslage.

Aus feindlichen Funksprüchen, die von der — übrigens später mitgeführten — Empfangsstation Tabora aufgenommen waren, wußte man, daß Morogoro, als man um Tabora noch kämpfte, bereits gefallen, der Feind von Kilossa aus nach Süden vorgedrungen, und das Ulugulugebirge von uns nicht mehr gehalten worden war. Es mußte daher angenommen werden, daß unsere Osttruppen hinter den Ulangafluß zurückgewichen seien; diese Vermutung war durchaus natürlich und stimmte auch — zum Teil wenigstens —, denn tatsächlich hatte die Abteilung des Majors Kraut diesen Weg eingeschlagen. Der Westbefehlshaber wollte daher auf die Linie Madibira—Iringa vorstoßen, um feindliche Kräfte auf sich zu ziehen und, wenn möglich, das für uns sehr wichtige Iringa, das schon in Feindeshand sein mußte oder konnte, wiederzuerobern.

Der Abmarsch von Tabora wurde in der Nacht vom 18. auf den 19. September, vom Gegner nicht gestört, angetreten. Die Stadt wurde vom Feinde besetzt, aber nicht die Belgier, die einzig die ganze Kampftätigkeit auf sich genommen hatten, waren die ersten, sondern die bis dahin vollständig untätig gebliebene englische Muanzabrigade schob sich dazwischen, indem sie den Bahnhof vor den Bundesgenossen in Besitz nahm, ihm angeblich zunächst überhaupt den Eintritt wehrend, worüber es dann — ebenso angeblich — zu nicht unerheblichen Zerwürfnissen zwischen beiden gekommen sein soll. Nach den uns später zugekommenen Nachrichten sind dann doch die Belgier Herren von Tabora geworden, aber vielleicht ist es auf diese englischen Maßnahmen zurückzuführen, daß die zurückgebliebenen Frauen, Kinder und Kranken keinerlei Belästigungen erfuhren.

Die Reise der Westtruppen wurde von verschiedenen Stellen der Bahn, die nach Möglichkeit zerstört und deren rollendes Material vernichtet wurde, und auf getrennten Wegen angetreten, von Tabora selbst und von den östlich gelegenen Stationen Igalula sowie Malongwe aus. Die von letzterm Platze ab vorgesehene Richtung war als Hauptlinie gedacht, weil sie die sicherste gegenüber der belgischen, vom Westen kommenden Bedrohung war und auch von der nördlich herannahenden englischen Muanzabrigade als am wenigsten gefährdet erschien. Deshalb hatte die Abschiebung der Etappenvorräte in der Hauptsache von hier aus stattfinden sollen. Trotz der in diesem Falle rechtzeitig gegebenen Anweisung des Westkommandos waren aber hier durch die Etappenleitung erhebliche, nicht wieder gutzu-

machende Fehler begangen worden, so daß viel für die Truppe wertvolles Gut dicht südlich Malongwe verbrannt werden mußte, und auch die Verpflegung südwärts nicht allzu reichlich aufgestapelt war; immerhin war auf dem ersten Teil des Weges noch einigermaßen vorgesorgt worden.

Die Kompagnien des Oberstleutnants a. D. Hübner und des Hauptmanns Wintgens marschierten fast genau südlich Tabora über Sikonge nach der Missionsstation Kiwere in der Landschaft Isonuka; die von Igalula und Malongwe abgegangenen Abteilungen Zingel und v. Langenn mit dem Stabe des Westbefehlshabers nahmen die Richtung auf Itumba, das ungefähr in gleicher Höhe mit Isonuka liegt. Am 1. Oktober waren sämtliche Truppen, ohne eine Belästigung erfahren zu haben, an ihren Bestimmungsorten eingetroffen. Bis hierher hatte man sich noch zumeist aus den vorbereiteten Verpflegungsstellen ernähren können. Während des nunmehr folgenden Wegeabschnittes war man auf jeweiligen Aufkauf oder auf Requisition angewiesen, gewöhnlich auf letztere, da die nicht allzu dichte Bevölkerung geflüchtet war. Es gelang trotz alledem, die Mannschaften, wenn auch recht einförmig, so doch einigermaßen ausreichend zu ernähren, während den Europäern, besonders gegen Ende des Marsches mancherlei abging, was für des Lebens einfachste Führung kaum entbehrlich ist, denn selbst das Salz wurde knapp. Wasser fand man überall, wenn auch manchmal durch Anlage neuer Wasserlöcher nachgeholfen werden mußte; nur auf den letzten Tagemärschen vor der Erreichung des großen Ruaha langte es zur Stillung des Durstes für die große Menge Menschen kaum hin, vom Gebrauch für Reinigung des Körpers gar nicht zu reden. Die Fortbewegung geschah seit Itumba und Isonuka auf Negerpfaden in einem Gelände, welches das Voranbringen der kleinen Geschütze nicht allzusehr hinderte, aber der 10,5-Haubitze doch recht erhebliche Schwierigkeiten bereitete.

Das alles hört sich im übrigen viel freundlicher an, als es in Wirklichkeit war; man kann sich, wenn man afrikanische Pfade in einem solchen menschenarmen Gebiete nicht kennt, kaum einen Begriff davon machen, was es bedeutet, mit einer Menge von 5—6000 Köpfen einen solchen Marsch zu machen, und welche Entbehrungen es jedem einzelnen, fern von allen Hilfsmitteln der Zivilisation, auferlegt, besonders jetzt, da man mit allem, was nötig, am Ende war.

Aber der Sprung ins Dunkle gelang. Am 11. Oktober erreichte der Stab mit der Abteilung v. Langenn-Zingel den großen Ruaha etwas nördlich Kiganga und stieß hier zuerst wieder auf den Feind; 2 Züge der 7. Feldkompagnie wurden beim ersten Versuch des Flußüberganges überfallen und fast zersprengt, doch wurde der Weitermarsch am 14. Oktober nach kurzem Feuergefecht ohne fernere Verluste erzwungen, so daß zur festgesetzten Zeit in Idodi, welches fast genau westlich von Iringa liegt, nahe den das

Uhehehochland tragenden Bergen gelagert werden konnte. Hier sollten zunächst die Abteilungen Hübner und Wintgens erwartet werden, deren Weg ein etwas längerer war, da sie den Auftrag erhalten hatten, von Isonuka aus fast genau südlich zu marschieren und dann erst auf die Höhe von Idodi im rechten Winkel östlich einzuschwenken.

Von hier aus sollte der Angriff auf Iringa angesetzt werden. Der Plan war, daß die Abteilung v. Langenn von Norden heranrücken, indes Zingel mit Batterie Vogel sowie Hübner vom Westen und Wintgens vom Süden kommen sollten.

Der Angriff war auf den 26. Oktober bestimmt worden; er mißlang, oder kam, besser gesagt, überhaupt nicht zustande. Wohl stand v. Langenn am 25. Oktober nördlich von Iringa und hatte, fast schon in Sicht von dessen Gebäuden, ein kleines Gefecht bei Itamba, aber er bekam keinerlei Nachricht von dem Herannahen der übrigen Kolonnen, obwohl er durch Patrouillen und Heliozeichen Verbindung zu finden versuchte. Weil er allein sich für das Unternehmen nicht stark genug fühlte, ging er schließlich auf dem Wege, den er gekommen war, wieder zurück.

Die Zusammenarbeit, die für das Gelingen des Planes notwendig gewesen wäre, war nicht eingetreten, weil die Abteilung Zingel, bei der sich der Stab befand, sehr großen Geländeschwierigkeiten begegnet war, als sie die Höhe von Uhehe zu erreichen versuchte. Erst am 20. Oktober traf sie bei Kampijamboga ein, das nahe dem Schnittpunkt der Straßen von Neulangenburg und Ubena nach Iringa, vier Tagemärsche südlich des letztern, dicht bei dem Wuassapasse liegt. Einen Tag später erst langte auch die Batterie Vogel an, die bei der Fortschaffung ihrer Geschütze noch mehr Hinderung unterwegs erfahren hatte. Hier fand man an den Ngominjibergen, etwas südlich des Aufstiegplatzes gelegen, eine befestigte feindliche Stellung; sie wurde, da man sie ohne Geschütz nicht glaubte angreifen zu können, vorläufig durch die C.-Kompagnie unter Leutnant d. R. Wahle unter Beobachtung genommen. Dieser fiel eine 50 Träger starke Verpflegungskarawane in die Hände, als sie, ungewarnt vor der Ankunft der Westtruppen, harmlos in das Ngominjilager zu marschieren gedachte; die 50 Lasten wurden erbeutet und brachten den Europäern des Westbefehlshabers lange nicht genossene Freuden, wie Weizenmehl, Tee und Biskuit, ins Lager. Während diese Vorgänge sich auf der Höhe der Bergkante vollzogen, hatten die bereits oben befindlichen Kompagnien das Schauspiel eines Gefechtes vor sich, das sich auf halber Höhe abspielte. Früh gegen 5 Uhr stieß die 26. Feldkompagnie unter den Leutnants Zingel und v. Gusmann auf einen von Iringa kommenden etwa gleichstarken Feind. Man konnte beobachten, wie die Gegner aneinandergerieten, das Feuer sich entwickelte und schließlich die 26. die Engländer mit der blanken Waffe auseinandertrieb. Zwei

Weiße, darunter der Führer, Major Baxendale, und eine größere Anzahl feindlicher Askari fielen, 2 Engländer und 10 Farbige wurden gefangen sowie ein Maschinengewehr, viele Gewehre, eine große Menge Patronen nebst vielen Ausrüstungsstücken erbeutet.

Noch ehe die Abteilung sich nach Iringa in Marsch setzen konnte, erschien in der Morgenfrühe des 24. Oktober von dorther der Feind mit etwa vier Kompagnien, Maschinengewehren und Geschützen, glücklicherweise zu spät, den Aufstieg der Unserigen zu verhindern; auch konnte er nicht mehr das Ngominjilager verstärken, wohl aber verschloß er durch Einnahme einer starken Stellung den Weg nach Iringa, den man mit den vorhandenen Truppen und ohne die bei der Abteilung Hübner befindliche Haubitze nicht glaubte erzwingen zu können. Von diesem aber und Wintgens fehlte noch jede Nachricht, so daß General Wahle fürchtete, sie seien auf ihrem westwärts gerichteten Wegeteile vor Madibira auf einen stärkern Gegner gestoßen und nicht durchgekommen. Da die Verpflegung für die Farbigen sehr knapp war und auch befürchtet werden mußte, daß die schmerzlich vermißten Abteilungen Hilfe nötig haben könnten, wurde der Plan des Angriffs auf Iringa aufgegeben, obwohl dessen Rückeroberung etwas Verlockendes war und den Krieg im Westen in eine ganz andere, für uns erfreulichere Richtung hätte bringen können, als es in der Folge geschah. v. Langenn, der sich, ganz folgerichtig, bereits auf dem Rückmarsche von dorther befand, wurde vom Norden Iringas über Idodi nach Madibira befohlen, und der Abmarsch nach dahin zur Sammlung der gesamten Streitkräfte auf einen Punkt beschlossen.

In diesem Augenblick traf Nachricht von Hauptmann Wintgens ein. Er hatte auf dem östlich gerichteten Teile seines Marsches tatsächlich vor Madibira den Feind angetroffen, war aber ohne Mühe mit ihm fertig geworden, indem eine Kampfpatrouille der A.-Kompagnie unter Vizefeldwebel Möhrchen eine etwa 30 Mann starke feindliche Feldwache vollständig aufhob.

Der Westbefehlshaber blieb daher doch bei Kampijamboga liegen, auf der einen Seite die englischen Streitkräfte, welche den Weg nach Iringa versperrten, auf der andern Seite das feste englische Lager von Ngominji neben sich. Gegen dieses rückte vom Süden her Hauptmann Wintgens heran und erstürmte es kurzer Hand am 29. Oktober, nachdem er es am Tage zuvor hatte durch seine Maschinengewehre und seine beiden kleinen 3,7-cm-Kanonen beschießen lassen. Die 29. Feldkompagnie unter Leutnant d. Sw. Siebel sowie die 8. unter ihrem bewährten Führer, Hauptmann Bauer, der schwer verwundet wurde, verrichteten ganze Arbeit. Mit der blanken Waffe wurden die Schützennester an den Höhen gesäubert und das reich versehene stark befestigte Magazinlager genommen. 30 Engländer hatten sich hier dem Leutnant Siebel und dem Unteroffizier Krüger ergeben; 10 englische farbige Soldaten wurden gefangen. Zwei hartnäckig verteidigte

englische Geschütze wurden im Handgemenge genommen, das eine von Leutnant d. R. Heß, das andere von Leutnant Siebel. Außer diesen beiden Kanonen mit dazugehöriger Munition gab es noch reiche Beute an Kriegsmaterial, Gewehren, Patronen, eine vollständige Feldfunkenstation und manches andere; vor allem aber fand man einen guten Vorrat an europäischen Lebens- und Genußmitteln vor, die nach der entbehrungsreichen Zeit mit besonderer Freude in Empfang genommen wurden.

Am 30. Oktober erhielt man die Nachricht, daß v. Langenn sich auf dem Marsche nach Idodi befinde, also sich glücklich vom Feinde nördlich Iringa losgelöst hatte, sowie daß Oberleutnant a. D. Hübner in Kiganga am großen Ruaha angekommen sei. Des letztern Marsch hatte sich verzögert, weil er die von Hauptmann Wintgens ihm übergebene Haubitze mit sich führte und dieses schwer fortzubewegende Geschütz ihm unendliche Schwierigkeiten bereitet hatte. Die Absicht, Iringa nicht anzugreifen, blieb bestehen, obwohl man jetzt mit größern Kräften hätte vorgehen können; durch aufgefangene feindliche Briefe aber glaubte man dessen gewiß zu sein, daß man dort auf einen stark überlegenen Gegner stoßen könne. Es erschien dem Westbefehlshaber aussichtsreicher und wertvoller, die südlich gelegenen rückwärtigen Verbindungen des Feindes zu stören, wobei er zugleich hoffte, mit den Osttruppen eher in Fühlung zu kommen.

Zuvor aber wollte man durch einen Angriff auf Kampijamboga den Feind glauben machen, daß die Absichten auf Iringa fortbeständen, um dadurch dessen Kräfte im Norden zu binden; am 30. und 31. Oktober wurde diese Absicht ausgeführt, die irgendeinen sichtbaren Erfolg nicht hatte, aber mit Ngominji zusammen doch wohl die Engländer belehrte, daß sie es in den Westtruppen nicht mit einer demoralisierten Horde, wie ihre von uns aufgefangenen Telegramme meinten, sondern mit einem trotz aller erlittener Mühsale noch immer beachtenswerten Gegner zu tun hatten.

In Verbindung mit der Ausführung des neuen Kriegsplanes erhielt Major v. Langenn, der am 1. November in Madibira eingetroffen war, den Auftrag, Klarheit zu schaffen über die Stellung der Engländer im Westen und über deren Stärke in der Umgegend von Malangali. Hauptmann Wintgens begab sich am 1. November von Kampijamboga auf die östliche dieser Straßen; er sollte von dem an ihr gelegenen Rumgembe aus hauptsächlich nach Norden, gegen Iringa zu, sichern und die von dort in das Ulangatal führenden Wege aufklären. Seine Streiferkundigungen gelangten bis Iringa und beschossen den Ort, doch mußte er, durch Mangel an Nahrungsmittel veranlaßt, alsbald auf jener Straße sich südlich nach Alt-Mufindi wenden, wo er, noch drei Tage von Ubena entfernt, am 7. November eintraf, in der Hoffnung, von hier aus über die Gegend von Lupembe Verbindung mit den Osttruppen und außerdem genügend Verpflegung zu finden.

Die Abteilung Zingel mit dem Stabe verblieb zunächst noch in dem eroberten englischen Lager bei Ngominji und rückte erst, als dringende Not an Nahrung eintrat, auf der westlichen Ubenastraße bis Malangali, das ungefähr auf der gleichen Höhe liegt wie Alt-Mufindi. So hatte denn die Westabteilung mit der Linie Madibira—Malangali—Alt-Mufindi wieder diejenige Stellung inne, welche die Hauptleute Aumann und, nach ihm, Braunschweig bis Ende Juli gehalten hatten, um den nördlichen Teil des Uhehe-Hochlandes gegen den damals von Süden anrückenden Feind zu decken. Diese erneute Besetzung war durchaus geeignet, die hauptsächlichen Verbindungen des Feindes nach dem Süden dauernd zu unterbrechen und vielleicht dadurch auch jetzt noch Iringa wieder in unsere Hand zu bringen. Es würde vielleicht möglich gewesen sein, der ganzen Kriegslage im Westen eine dauernde, für uns günstige Wendung zu geben, zumal wenn es noch dazu gelang, das südlich von Alt-Mufindi gelegene Lupembe zu erobern, welches, ein wichtiger Wegeknotenpunkt, besonders auch die Straße Mahenge—Songea beherrscht und das bedeutende Verpflegungsgebiet von Massagati für die Truppe gesichert haben würde.

Die Einnahme von Malangali aber gelang nicht, obwohl in dreitägigem Gefecht vom 8. bis 10. November durch die Abteilung Zingel sowie durch die am zweiten Kampftage herangekommenen Kompagnien des Majors v. Langenn darum gerungen wurde; 9 Europäer und 42 Askari, tot und verwundet, hatte der Versuch gekostet.

Am 9. November traf von Wintgens die Nachricht ein, daß durch eine Patrouille unter dem Unteroffizier Jacquet die Verbindung mit der Abteilung Kraut, östlich Lupembe, hergestellt sei — nach vier Monaten die erste Kunde von den Osttruppen! In dieser Richtung mußte also der Plan, den Anschluß an jene zu suchen, ausgeführt werden; Hauptmann Wintgens, der nunmehr auf Lupembe vorging und dort bestimmt erheblichen Widerstand finden würde, bedurfte sicherlich der Unterstützung; die Verpflegung der großen Abteilung vor Malangali wurde schwierig. Diese drei Gründe bewogen den Westbefehlshaber am 10. November, von diesem Platze zu weichen und die bei ihm befindlichen Kompagnien auf zwei verschiedenen Wegen nach der Missionsstation Emmaberg zu leiten, die auf der östlichen Iringa—Ubena-Straße einige Stunden nördlich des letztgenannten Ortes gelegen ist, um dann von hier aus quer durch die Wildnis nach Lupembe zu gelangen.

Vor Malangali ließ er die 26. Feldkompagnie unter Oberleutnant d. L. Zingel ganz allein zurück, um den immer noch in seinen Verschanzungen liegenden Feind zu beobachten und um sich mit der Abteilung Hübner, deren Ankunft hier General Wahle am 15. glaubte erwarten zu dürfen, zu weiterer Unternehmung auf die englische Stellung zu vereinigen. Doch schon am 12. November wurde Zingel durch eine anscheinend von Südsüdwest

herangekommene englische Abteilung, während er vor sich' das zu beobachtende feindliche Lager hatte, überraschend angegriffen und mit nicht unerheblichen Verlusten zersprengt.

Die am 10. von Malangali ausgegangenen verschiedenen Abteilungen des Westbefehlshabers trafen am 12. und 13. in Emmaberg zusammen, von wo die D.-Kompagnie auf die Straße nach Ubena entsandt wurde, um den Eindruck eines Angriffs auf diesen Platz zu erwecken, dadurch die dortigen feindlichen Kräfte festzuhalten, sowie den Weg Ubena—Lupembe zu sperren. Die übrigen Kompagnien erreichten, unter furchtbaren Mühseligkeiten querfeldein gehend, die Straße Ubena—Lupembe dicht vor letzterem Platze und besetzten am 16. November die quer zu dieser liegenden Höhen, 2½ Kilometer westlich der feindlichen Stellung. Leider zu spät für einen Erfolg, der bei Zusammenwirkung aller vielleicht hätte erzielt werden können, denn Hauptmann Wintgens hatte schon am 13. und 14. vergebens versucht, das feindliche Lager zu stürmen. Die Engländer hatten hier die auf einem Höhenrücken gelegene protestantische Mission besetzt und etwa 2000 Meter westlich davon auf der Ubenastraße eine starke Befestigung gebaut, die nach der Meinung des Hauptmann Wintgens durch etwa 20 Europäer und 80 Askari verteidigt wurde; er hatte daher gehofft, daß er einen dem bei Ngominji ähnlichen Erfolg würde erringen können.

Am 13. November, früh morgens um 4 Uhr, befahl er den Sturm. Seine B.-Kompagnie besetzte, ohne Widerstand zu finden, die Mission; er selbst stand mit einigen Maschinengewehren und zwei 3,7-cm-Feldkanonen auf einem nördlich parallel der englischen Lagerhöhe laufenden Höhenrücken, von dem aus die A.-Kompagnie angreifen sollte. Die Hauptaufgabe fiel der 29. unter Oberleutnant d. Sw. Siebel und der 8. Feldkompagnie unter Leutnant d. R. Heß zu, die sich ja schon vor Ngominji so trefflich bewährt hatten. Sie fanden jedoch, als sie von Westen her zu beiden Seiten der Straße angriffen, einen erbitterten Widerstand. Siebel ging mit seiner 29. in überaus schwierigem Gelände in der Dunkelheit der Nacht vor, ohne einen Schuß abzugeben, warf den Feind aus den vorgeschobenen Schützengräben und sprang zusammen mit dem Unteroffizier Wörz und 12 Askari über die letzte Umwallung in das Lager, nahe dem Zelte des englischen Befehlshabers sich in Stellung werfend. Die Masse seiner Soldaten aber und der dritte in Reserve gehaltene Zug, der folgen sollte, konnten vor dem nach dieser Überraschung rasend gewordenen Feuer der englischen Maschinengewehre das Ziel nicht mehr erreichen, sondern wurden in den äußern feindlichen Schützengräben festgehalten. Er selbst lag mit seiner tapfern kleinen Gefolgschaft zwischen den ganz überbauten Maschinengewehrständen, ohne in sie eindringen zu können, weil er von den höher gelegenen Stellen der Befestigung mit einem vernichtenden Feuer überschüttet wurde. Die

8. Feldkompagnie unter Heß war nur bis in den Schützengraben dicht vor der eigentlichen Befestigung gelangt, hatte jedoch von hier nicht weiter vorkommen können, denn jeder, der die Nase aus der Deckung hob, brach im Streufeuer des Feindes zusammen. Kurz vor Anbruch des Tages sprang Siebel wieder aus dem feindlichen Lager zurück, da er sonst beim ersten Licht des Morgens nutz- und zwecklos mit den Seinen würde abgeschossen worden sein; schon jetzt folgten ihm nur mehr der Unteroffizier Wörz und 5 der 12 mit ihm vorgestürmten Askari. Nur langsam, erst im Verlauf der nächsten Nacht, fanden sich die übrigen Mannschaften der beiden Züge des Sturmangriffs wieder zusammen, nachdem sie während des Tages in den natürlichen Deckungen des Geländes sich versteckt gehalten hatten. Die 8. kam ohne größere Verluste wieder zum Haupttrupp zurück.

Hauptmann Wintgens gab sich damit nicht zufrieden, sondern setzte am 14. früh einen neuen Angriff an. Die 29., bis in das Mark ihres Bestandes hinein erschüttert, mußte diesmal in Reserve bleiben und als Deckung der Maschinengewehre und Kanonen dienen. Ein Zug der 8. wurde auf die Angriffsstelle des vorhergehenden Tages gelegt, um den Feind glauben zu machen, daß ein erneuter Anlauf von dieser Seite zu erwarten sei; der Rest der 8., die A.- und B.-Kompagnie stürmten am Morgen des 14. — wie auch sonst, ohne vorher einen Schuß abzugeben — mit der blanken Waffe aus der Richtung der Mission. Aber der Gegner war bereit, in einem fürchterlichen Feuer brach der Angriff dicht vor den Maschinengewehren des Feindes zusammen, und nur ein glücklicherweise einsetzender dichter Nebel verhütete das Schlimmste, da er einen halbwegs gesicherten Rückzug gestattete.

Die Verluste an beiden Tagen waren sehr groß; von der 29. waren am 13., von der A.-Kompagnie am 14. nur einige wenige Europäer unverletzt geblieben, darunter erfreulicherweise die beiden Verwegensten, Oberleutnant Siebel und Unteroffizier Wörz.

Die beiden Tage waren ein Beweis für die fast unzerstörbare Tüchtigkeit der Wintgens unterstellten Truppen, aber die großen Gesamtverluste brachten ihr doch eine nicht geringe Einbuße an Kampfkraft für die Zukunft. Das Mißlingen dieser Angriffe konnte nicht mehr wundernehmen, als man später durch Gefangene erfuhr, daß die Besatzung von Lupembe wohl viermal so stark gewesen war, als man angenommen hatte, nämlich 80 Europäer und 300 farbige Soldaten mit 4 Maschinengewehren. Trotzdem soll der Feind, nach der gleichen Quelle, drauf und dran gewesen sein, die Stellung in jener Nacht zu räumen, als Siebel und Wörz mit ihren 12 Mann fast bis in die Mitte des Lagers eingedrungen waren.

Wintgens ging noch am 14. etwa 4 Kilometer östlich zurück, ließ aber die Mission besetzt und legte die 8. Feldkompagnie auf Feldwache ziemlich nahe an den Feind, der sie am 15. mit Artillerie erfolglos beschoß. Diese war

mit größern Verstärkungen noch vor der Ankunft des Westbefehlshabers beim Feinde eingetroffen, so daß der in Lupembe liegende Gegner nunmehr auf 1000 Mann mit 14 Maschinengewehren, einer modernen Batterie und mehreren ältern Kanonen geschätzt werden mußte.

Das war auch für die nunmehr versammelte, aber vollständig erschöpfte Truppe zu viel. Unsere Artillerie war gänzlich verbraucht, die Batterie Vogel hatte eins der in Ngominji genommenen Geschütze, da doch nur für beide 100 Schuß vorhanden waren, wegen der immer dringender werdenden Trägernot zerstören und vergraben müssen. Nach dem Verbrauch in den verschiedenen Gefechten waren jetzt nur noch 30 Granaten übriggeblieben. Damit war Lupembe nicht zu erobern; doch versandte man sie als Abschiedsgruß auf die englischen Stellungen und dazu noch 70 Geschosse, die, unserer südwestafrikanischen Schutztruppe abgenommen, hier gegen den ursprünglichen Eigentümer hatten verwandt werden sollen. Von uns bei Ngominji wieder erbeutet, folgten sie den andern 30, pflegten aber andere Wege zu gehen, als der Richtkanonier ihnen anwies, da sie um ein Millimeter im Kaliber zu klein waren. Auch dieses letzte ehemals englische Geschütz wurde jetzt zerstört; schon etwas vorher war eine Revolverkanone vernichtet worden, die ihres großen Gewichtes wegen unendliche Schwierigkeiten verursacht hatte — waren doch allein bei der Batterie Vogel auf dem furchtbaren Wege von Ngominji bis Lupembe 41 Träger infolge der Anstrengung und Kälte, wegen mangelhafter Bekleidung und unzureichender Ernährung gestorben — eine Tatsache unter vielen, die dafür Zeugnis ablegen mag, was von der Truppe, Europäern, Trägern und Askari, auf diesem Teil des Marsches verlangt und geleistet worden ist.

Die Nahrungsmittel waren zu Ende, und zwar vollständig; schon mußten die drei eisernen Portionen im Brotbeutel der Askari verzehrt werden. Man konnte nicht mehr auf gut Glück hin Pläne entwerfen; es blieb nichts anderes übrig, als endgültig den Zusammenschluß mit der Abteilung des Majors Kraut zu suchen, vor dem gemäß einer am 17. November eingelaufenen Nachricht der Feind sich nach Norden zurückgezogen haben sollte, was, wenn es stimmte, für die Ausführung der notwendig gewordenen Absicht recht günstig war. Aber man wußte nicht genau, wo Kraut in diesem Augenblick stand, und mußte deshalb auf gut Glück die Richtung wählen, in der man ihn am ehesten vermuten konnte, nämlich nach Osten. Diesen Marsch trat man am 18. November an; er war, was die Unwegsamkeit des Geländes anbelangte, der schwierigste, der überhaupt in den Monaten seit Tabora überwunden werden mußte. Major v. Langenn verblieb zunächst noch bei Lupembe, um die Bewegung zu verschleiern und die D.-Kompagnie zu erwarten, die, seit sie von Emmaberg aus auf die Ubenastraße entsandt war, noch nichts wieder hatte von sich hören lassen. Am 20. November setzte,

wie ihm vorgeschrieben, auch er sich in Bewegung und folgte den in zwei Staffeln vorgegangenen übrigen Truppen. Deren erste unter Hauptmann Wintgens hatte schon am 20. November ein Zusammentreffen mit einer Patrouille der zu der Abteilung Kraut gehörenden L.-Kompagnie, ohne jedoch von dieser erfahren zu können, daß der Major mit einer Anzahl seiner Kompagnien bereits in der Nähe von Dodoma, nur vier bis fünf Stunden nordöstlich Lupembe stand, wohin er wieder hatte vordringen können, nachdem das Erscheinen der Taboraabteilung auf den Verbindungslinien des Feindes diesen zum Rückzug aus dem Ulangatal veranlaßt hatte. Man hätte sich also den schlimmen Marsch von Lupembe ersparen können; doch auch so wurde das Ziel erreicht und die Vereinigung am 22. November vollzogen, fast genau vier lange Monate nach der Trennung der Verbindung mit dem Kommando am 28. Juli 1916. Dies geschah in Taganjika, einem in der Landschaft Massagati gelegenen Platze.

Hier trafen am 27. November unter Führung des Leutnants d. R. Becker auch die Reste der D.-Kompagnie, die nach einem Gefecht auf der Ubenastraße am 17. November fast völlig versprengt worden war. Noch ein anderer, sehr viel schwererer Verlust war zu verzeichnen: die Abteilung des Oberstleutnants a. D. Hübner tauchte nicht wieder aus dem ostafrikanischen Busch hervor. Sie war, wie schon erwähnt, mit der 10,5-cm-Haubitze belastet worden und dadurch in ihrer Bewegungsfreiheit beschränkt; wohl zu spät, vielleicht sie auch gar nicht erreichend, war am 9. November der Befehl an sie ergangen, unter Vernichtung des schweren Geschützes sich schleunigst an die Haupttruppe heranzuziehen, nachdem man im Hauptquartier des Westbefehlshabers noch ihre am 26. Oktober stattgefundene Ankunft in Kiganga am großen Ruaha erfahren hatte. Auch in Madibira, wohin sein Marschbefehl lautete, ist Oberstleutnant Hübner noch angelangt und hat hier die englischen Gefangenen übernommen, die zu diesem Zwecke dort zurückgelassen waren. Von hier aus sandte er zur Erkundung des Weges eine Patrouille unter der Führung des Leutnants z. S. d. R. Ungerer nach Malangali, wo dieser kurz nach dem Überfall der Engländer auf die zurückgelassene 26. Feldkompagnie unter Zingel eintraf, nur mehr das leere vom Sieger und Besiegten bereits verlassene Gefechtsfeld vorfindend. Als er die Nachricht von dem Vorfall, die er durch einige Farbige erhielt, seinem Auftraggeber überbringen wollte, hatte dieser bereits Madibira verlassen und war anscheinend nach Südsüdwesten weitergezogen, ohne daß Ungerer bestimmte Nachricht über die Marschlinie erhalten konnte; eine Eile, die wohl dadurch erklärt werden muß, daß aus dem Überfall auf die 26. Feldkompagnie versprengte Askari übertriebene Nachrichten von einem englischen Siege bei Malangali gebracht und damit eine von dieser Seite herannahende Gefahr als sehr wahrscheinlich dargestellt hatten. Leutnant d. R. Ungerer brachte sich auf gefahrvollen

Wegen in Sicherheit bei der Hauptabteilung, Oberstleutnant Hübner aber mit den Seinen blieb seit dieser Zeit für uns verschollen. Gerüchtweise verlautet, daß er bis Ilembule, nördlich Ubena, gekommen und hier auf einen weit überlegenen Gegner gestoßen sei, dem er sich nach dreitägigem erbitterten Kampfe aus Nahrungsmangel mit etwa 50 Europäern und 200 Askari habe ergeben müssen. Es ist mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß diese Abteilung, schon vorher am meisten mit Ernährungsschwierigkeiten kämpfend, besonders stark mitgenommen war, denn da sie als letzte marschierte, kam sie sicher sehr oft durch Gelände, das die vorangezogenen Truppen bereits ausgesogen hatten. Irgendwelche Vorräte konnte sie nach Lage der Dinge nicht mit sich haben; als sie, vollständig allein gelassen und außer jeder Verbindung vom Feinde umstellt, zwei Tage gekämpft hatte, waren, wenn überhaupt bei Beginn des Gefechts vorhanden, die drei eisernen Portionen der Askari sicher aufgezehrt und das endliche Geschick nicht mehr abzuwenden.

Verderblich für sie — wie das Zusammenarbeiten aller unserer Bewegungen — war der gänzliche Mangel jeglicher einigermaßen zuverlässigen Nachrichtenübermittlung; wir besaßen keinerlei Zurüstung dafür, während der Engländer mit allen modernem Kriegsmaterial, wie tragbaren Funkenstationen und rasch legbaren Feldfernsprecheinrichtungen, versehen war. Vor allem aber machte die Feindseligkeit der Wahehe es unmöglich, durch die Eingeborenen selbst oder kleinere Askaripatrouillen Verbindung herzustellen. So war neben glücklichen Erfolgen auch manch herber Verlust zu verzeichnen; aber alles in allem waren die 4 Monate eine hervorragende Leistung, die in vollem Maße nur dann gebührend eingeschätzt werden kann, wenn man sich klarmacht, was — inmitten des schwarzen Erdteils, abgeschlossen von jeder Beihilfe der europäischen Zivilisation — solche Kriegführung bedeutet; denkbar war sie nur bei der aufopferungsvollen Ausdauer der Führer, Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, gar nicht zu erinnern an die nervenzerreibende Last, die dem Stabe, dem General Wahle, den Hauptleuten Rothert und Augar, oblag.

Rechnet man die Rückzugsbewegungen der einzelnen Abteilung mit, so waren die meisten der beteiligten Kompagnien seit einem halben Jahr und länger in ununterbrochener Bewegung gewesen, immerfort von einem überlegenen Feinde bedrängt und sehr oft gar nicht — vollkommen niemals — in der Lage, sich auch nur die notwendigsten Bedürfnisse des Lebens für Weiße wie Farbige zu beschaffen. Fast vier Monate war die Taboratruppe von dem Oberkommando getrennt, marschierte und kämpfte sie ohne Nachricht über dessen Ergehen, ohne Gewißheit darüber, was ihr bevorstehen könnte, wenn sie schließlich dorthin gelangte, wo sie mit der Hauptmacht selbst oder einem Teile davon zusammenzutreffen hoffte.

Oft war sie von Eingeborenen umgeben, die eher dem Feinde als uns Vorschub zu leisten geneigt waren; im Gebiet von Tabora hatten die Wanjamwesi sich der Feindseligkeiten enthalten, nach Betreten des Iringabezirks war das anders geworden, denn es kam vor, daß wasserholende Askari und Träger von den Wahehe hinterrücks gespeert wurden, denn diese standen schon seit Monaten unter dem verhetzenden Einfluß der englischen Besatzung. Dadurch war die Verpflegung der Truppe in nicht geringem Umfang erschwert worden. Vollständig zu hungern hatte man allerdings nicht gebraucht, aber die Ernährung war für alle Teile eine unzureichende gewesen, da man von der Hand in den Mund lebte und nie wußte, was der nächste Tag bringen würde. In Busch und Schluchten wurden nach anstrengendem Marsche die von den Eingeborenen versteckten Vorräte aufgesucht; waren sie gefunden, so mußte von den Ermüdeten das Mehl erst gestampft werden, wenn sie es nicht vorzogen, die Körner, wie sie da waren, zu verschlingen, wodurch dem Verdauungsorgan nicht ausnutzbare Nahrung zugeführt wurde und Darmkrankheiten entstanden. Glücklicherweise waren von den 6000 nördlich Tabora aufgekauften Rindern etwa 1000 Stück der Truppe gefolgt, während der Rest durch Ungeschicklichkeit oder Nachlässigkeit der Treiber verloren ging; es konnte wenigstens reichlich geschlachtet werden; lange Zeit hindurch waren auch für die weißen Truppenangehörigen Bohnen und Rindfleisch die einzige Ernährungsmöglichkeit. Genußmittel für Europäer, wie Tee, Kaffee, Zucker, Essig und Tabak, waren eine Seltenheit, fast zu einer fernen Erinnerung geworden; selbst das Salz begann ihnen zu mangeln. Zelte und Feldbetten für die Weißen konnten nicht mitgeführt werden; die Bekleidung war abgerissen, bei den Askari fast verbraucht, bei den Trägern kaum noch vorhanden; Decken fehlten für die Farbigen fast gänzlich, was in den kalten Hochlanden besonders verderblich war. Daher verschlechterte sich der Gesundheitszustand während des langen Marsches bei allen von Tag zu Tag, besonders die Träger litten sehr schwer, ohne daß man ihnen bei Lage der Dinge hätte helfen können. Eine regelrechte Fürsorge für Verwundete und Kranke war trotz der Aufopferung des ärztlichen Personals undurchführbar; an mehreren Stellen mußten die nicht mehr beförderungsfähigen Weißen und Schwarzen einfach der Liebenswürdigkeit des Feindes anheimgegeben werden. Mehr als einer von denjenigen, die nicht wiederkehrten, mag im Busch verkommen sein, weil er verwundet oder erschöpft nicht weiterkonnte — und zwar Deutsche wie Askari —, was alles naturgemäß auf die Zuversicht und Zuverlässigkeit, besonders der farbigen Truppe, niederdrückend wirken mußte.

Die letztere war immerhin nicht von erstklassiger Beschaffenheit; denn die bessern Kompagnien pflegte das Kommando grundsätzlich in seiner nächsten Nähe zu behalten; von den Muanza-Kompagnien ist bereits gesprochen

worden, aber auch die übrigen, obwohl entschieden besser als jene, bestanden zu einem sehr großen Teile aus jungen, erst während des Krieges angeworbenen und ausgebildeten Soldaten. Die Geschütze hatten nicht genügend Munition, waren für den Gebrauch auf den afrikanischen Pfaden nicht geeignet und mußten deshalb allmählich zerstört werden; in dieser Beziehung hätte es ganz schlimm gestanden, wenn nicht das gute Glück des Krieges hin und wieder feindliche Kanonen mit etwas Munition der Truppe in die Hände gegeben hätte.

Auch hier wieder der Gedanke des tiefsten Bedauerns bei der Erwägung, wie alles hätte anders werden müssen, wenn die Kolonie von vornherein für den Krieg ausgerüstet gewesen, oder wenn ihr wenigstens einigermaßen rechtzeitig Hilfe zuteil geworden wäre.

Nicht alle die Ziele, die der Westbefehlshaber beim Abmarsch von Tabora glaubte in Aussicht nehmen zu können, waren bei dieser verzweifelten Lage der Dinge zu erreichen gewesen; und auch der eine oder andere Plan, der unterwegs aufgenommen sein mag, blieb unausgeführt.

Iringa wurde nicht genommen, und die Störung der rückwärtigen Verbindungen des Feindes blieb nur eine vorübergehende, aber der Abteilung des Majors Kraut wurde doch in einem für sie gefahrvollen Augenblick durch das Erscheinen der Taboratruppen in den Hochlanden eine wirkungsvolle Hilfe zuteil, die für die längere Gesamtverteidigung des Schutzgebietes von entscheidender Bedeutung gewesen ist.

Seit Abschluß der Verbindung mit den Osttruppen hatte die Westabteilung, abgesehen von zahllosen kleinern Schießereien, 19 größere Gefechte zu bestehen; nicht alle waren siegreich, aber es befinden sich eine nicht geringe Anzahl glänzender Unternehmungen darunter; mehr als einmal wurden mit der blanken Waffe feste feindliche Stellungen genommen und moderne Geschütze, die ersten in diesem Kriege, wurden im Sturmlauf erobert.

Das Gesamtergebnis an großer Beute war: 4 Geschütze mit Munition, 6 vollständige Maschinengewehre, viele Gewehre mit Patronen, 1 Lastauto, 4 Motorräder, 1 fahrbare Funkenstation, die bedauerlicherweise wegen Trägermangels vernichtet werden mußte, 50 Europäer gefangen; Zugochsen, Reit- und Tragtiere in ansehnlicher Menge.

Aber auch die Verluste waren groß: 37 Deutsche und 87 Askari waren vor dem Feind gefallen oder an den erhaltenen Wunden verstorben; weitere 45 Europäer waren verwundet. Vermißt wurden 81 Deutsche, von denen 19 mit Sicherheit als gefangen bezeichnet wurden. 248 Weiße hatten beim Abmarsch in Tabora oder an andern Stellen des Zuges krank oder verwundet zurückgelassen werden müssen.

Naturgemäß waren es gerade die Tüchtigsten, die von der Kugel des Feindes dahingerafft wurden, vor allem unter den Askari, während unter

den jüngern und weniger tüchtigen von diesen, veranlaßt durch die nicht endenwollenden Strapazen und die ununterbrochenen Schießereien, eine starke Neigung zur Fahnenflucht sich bemerkbar machte. So kam es, daß von rund 720 Europäern und 3000 Askari, die bei dem Abbruch des Zusammenhangs mit dem Osten, am 27. Juli 1916, noch vorhanden waren, nach Ankunft im Ulangatal nur noch rund 300 Deutsche und 1350 Askari gemustert werden konnten. Vor allem aber war zu beklagen, daß ein gewaltiger Verbrauch an körperlicher Kraft und damit auch an Schlagfertigkeit stattgefunden hatte, der bei den vorhandenen Mitteln nicht wieder ersetzt werden konnte, selbst wenn der Truppe eine genügende Zeit vollständiger Ruhe und eine wirklich gute Ernährung hätte gewährt werden können.

Die neuen Grundlagen für die Fortsetzung der Verteidigung.

Sicherlich war es die Absicht des Generals Smuts gewesen, durch seine Maßnahmen dem Kriege in der Umgebung von Morogoro oder Kisaki ein Ende zu bereiten. Wohl hatten wir infolgedessen mit der Ostabteilung schneller zurückgehen müssen, als vorausgesehen war, aber gelungen war die Absicht des Feindes nicht, seine Truppen hatten sich blutige Köpfe geholt, und das Ende des Krieges war noch lange nicht abzusehen.

Zu einem gewissen Abschluß aber war das großartig angelegte Kesseltreiben gelangt. Von der gesamten Nord- und Westgrenze war es angesetzt gewesen und ging damit von einer Front aus, die sich über 2500 Kilometer Länge ausdehnte. Zum Stillstand war es gekommen auf einer Linie von etwa 800 Kilometer, die in der Hauptsache gebildet wurde durch den Verlauf des Ulanga-Rufidjistromes und seiner Quellgewässer. Noch standen wir überall auf dem linken Ufer dieses Flußsystems, das in einem von der Küste zunächst nach Westen, dann nach Süden gerichteten Bogen verläuft, gleich gerichtet wie die Grenzen, von denen uns die Übermacht des Feindes vertrieben hatte. Fast neun Zehntel des Schutzgebietes waren an den Feind verloren.

General Smuts war heimgegangen, um in Südafrika und Europa als ein „neuer Napoleon“ sich feiern zu lassen, worüber der alte Herr im Invalidendome zu Paris nicht sonderlich erfreut gewesen sein dürfte; seinem Nachfolger aber, dem General Deventer, hatte er ein wenig angenehmes Erbe hinterlassen. Das schwerste Stück der Arbeit stand noch bevor, obwohl wir in eine wenig beneidenswerte Lage gebracht worden waren.

Abgesehen von dem kleinen Hochplateau Mahenge waren wir auf Land beschränkt worden, das wohl in jeder Beziehung als das am wenigsten empfehlenswerte in dem gesamten Schutzgebiet bezeichnet werden kann. Nicht ganz mit Unrecht konnten die Engländer die ziemlich lange, bis Ende

Dezember, dauernde Kampfpause, die sie jetzt folgen ließen, damit entschuldigen, daß nunmehr, „the general fever“ seine Arbeit tun würde. Was außer dem kleinen Mahengeplateau und den wenigen übrigen westlichen Hochlandgebieten in unserer Hand sich noch befand, war, soweit es als fruchtbar bezeichnet werden konnte, verrufen wegen seiner Ungesundheit; fast das gesamte übrige uns noch zur Verfügung stehende Gelände vom Rufidji bis an die portugiesische Grenze aber ist ebensowenig sonderlich gesund und bei einer verhältnismäßig geringen Bevölkerung sehr mäßig ertragreich. Die farbige Mannschaft konnte infolgedessen in der Hauptsache zunächst nur aus den beiden Flußtälern des Ulanga und Rufidji erhalten werden.

Ganz besonders traurig verhielt es sich mit der sachgemäßen Ernährung der Europäer. Solange wir die ganze Kolonie in unserer Gewalt hatten, standen Nahrungsmittel für die Weißen in fast beliebigem Maße zur Verfügung. Das wurde jetzt anders. Große Mengen der Fracht des Hilfsdampfers konnten infolge Trägermangels nicht rechtzeitig aus drohender Feindesnähe von der Küste weggeschafft werden, verdarben oder wurden auch von feindlich gesinnten Eingeborenen zerstört. Andere Teile waren in den Magazinen von Morogoro und Kisaki gestapelt und fielen hier bei schneller Räumung absichtlicher Vernichtung anheim. Das, was z. B. an Tabak, Zucker, Alkohol von der Ladung schließlich noch auf den einzelnen entfiel, war äußerst geringfügig und hätte auch bei mäßigen Menschen alles in allem kaum den Bedarf einer einzelnen Friedenswoche gedeckt; selbst die Landeserzeugung in diesen Genußmitteln wurde auf das äußerste eingeschränkt, da im Laufe der Zeit die Rohstoffe nicht mehr beschafft, oder aber nicht mehr verarbeitet werden konnten. An 10000 und mehr Stück Vieh wurden in aller Eile aus der Gegend der Mittellandbahn nach Süden getrieben, fielen aber jetzt in erschreckender Schnelligkeit neben andern Krankheiten besonders der Tsetse zum Opfer, da all das Land, das wir noch besaßen, ausgesprochenes Tsetsegebiet ist, und in ihm auch die Eingeborenen seit alters her Großviehzucht nicht betrieben, ja selbst Ziegen und Schafe nur im beschränktesten Maße hielten. Was nicht krepierte, mußte eilends geschlachtet werden und wurde zu einem saft- und kraftlosen, unerfreulichen Dörrfleisch verarbeitet; doch verreckte das weitaus meiste, ehe es in irgendeiner Form zu Nahrungszwecken Verwendung finden konnte. Anfang 1917 waren in dem Bereich nur noch einige 100 Stück vorhanden, die, wenn man die Leute davon hätte ernähren wollen, keine drei Tage gereicht haben würden. Die Fleischbeschaffung mußte durch die Jagd ergänzt werden; doch auch in Afrika sind die Wildmengen nicht unerschöpflich, und der Einbruch der Regenzeit drückte durch die ihr eignen Folgen die Ergebnisse auf das allergeringste herab. Manch ein wackerer Landsturmmann hat manchen lieben langen Tag ohne dieses bei den gewaltigen leiblichen Anforderungen doppelt unentbehrliche

Nahrungsmittel zubringen müssen, was bei 750 Gramm Maismehl als einziges Futter für den Tag keine Kleinigkeit war.

Etwas Chinarinde hatte man gerettet, aber sie mußte, neben den geringen Mengen noch vorhandenen Chinins, von jetzt ab als Abkochung verwandt werden, da für die recht schwierige Bereitung des Alkaloids die Chemikalien, die Gerätschaften, sowie die für diese Arbeit unentbehrliche Ruhe fehlten. Ja, bald konnten auch Abkochungen nicht mehr versandt werden infolge Mangels von Gefäßen, und es blieb nichts anderes übrig, als die zu einem mehr oder minder feinen Pulver zerstampfte Rinde in ihrer natürlichen Form zu verspeisen; 10 bis 15 Gramm davon entsprachen in der Wirkung einem Gramm Chinin, aber veranlaßten auch zu gleicher Zeit unangenehme Störungen der Verdauung.

An Kaffee mangelte es zunächst noch nicht, aber der einmal vorhandene Vorrat war nicht mehr zu ergänzen, da alle Pflanzungen, bis auf wenige Bäume in Mahenge, sich im Machtbereich des Feindes befanden. Mit den Hochlanden waren außerdem die Möglichkeiten verlorengegangen, uns die europäischen Massenlebensmittel — Weizen, Roggen, Kartoffeln — zu beschaffen. Nunmehr mußte schon im November 1916 der Anteil des einzelnen an Weizenmehl auf ein Kilogramm im Monat herabgesetzt werden; Roggenmehl war überhaupt nicht mehr vorhanden. Selbst Salz wurde knapp — von andern Gewürzen war überhaupt nicht mehr die Rede —, da das Meer

und die Saline Gottorp verloren waren. Fett war vielfach nur noch eine angenehme Erinnerung, seit die Ölmühlen der Küste mit deren Kokospalmen nicht mehr unser waren; nur dann und wann bot der Talg der Flußpferde und Elefanten einen Ersatz, den mit dem langentbehrten Schweineschmalz zu vergleichen manchmal jemand die Mühe sich gab. Selbst die sonst landläufigen Tropenfrüchte, wie Mango, Bananen und Ähnliches, gab es nur an wenigen begünstigten Stellen des uns übrig gebliebenen Gebietes; auch Maniok und Süßkartoffeln wurden hier keineswegs überall von den Eingeborenen gezogen und waren in der trockenen Zeit ohnehin eine Seltenheit. Der Anbau europäischen Gemüses mit Saatgut, das der Hilfsdampfer mitgebracht hatte, wurde, wo nur immer möglich, aber in den durchweg tiefgelegenen Gebieten nicht überall mit besonderm Erfolg ausgeführt. Um all diese Sachen von ihren Ursprungsorten an die verschiedenen Lager- und Stationsplätze zu bringen, dafür fehlte es sehr oft an Trägern. Kurz, die Europäer waren jetzt trotz aller möglichen Veranstaltungen vielfach auf eine Ernährung angewiesen, die bei aller Ähnlichkeit mit der Eingeborenenkost erheblich weniger abwechslungsreich war, als diese es in Friedenszeiten zu sein pflegt; infolge von drohendem Mangel und Besorgungsschwierigkeiten war die Menge des Nährstoffes, die dem einzelnen noch überwiesen werden konnte, gar oft nicht ausreichend, um das zu decken, was hygienisch als notwendig erachtet werden mußte; darüber konnte auch die Berechnung des Gehaltes an Wärmeeinheiten nicht hinweghelfen.

Manches davon hätte vielleicht anders sein können, wenn man sich rechtzeitig an den Gedanken eines Abzuges in dieses Gebiet gewöhnt gehabt hätte. Das aber war nicht der Fall gewesen, und als jetzt plötzlich alles hergerichtet werden sollte, war das nicht so einfach wie früher; denn seit es uns militärisch nicht zum besten ging, war das Vertrauen und die Zuverlässigkeit der Bevölkerung zum mindesten nicht gewachsen, ebensowenig wie ihre Neigung zur Arbeit, die wir nur mehr mit Papier zu bezahlen vermochten.

Bei einer solchen Lage der Dinge nun mußte in bezug auf das Etappenwesen eigentlich alles, was die Dauer weiterer Verteidigung gewährleisten sollte, auf eine neue Grundlage gestellt werden. Dazu ließ der Feind uns glücklicherweise einige Zeit; nach den Gefechten um Kisaki, als wir anfingen die Mgetafront auszubauen und uns in Usaramo festzusetzen, verhielten die Engländer sich fast ein Vierteljahr lang ziemlich ruhig.

Der Ursachen dazu mögen mehrere gewesen sein; dazu gehörte die Gewohnheit der englischen Heeresleitung, nach jeder verlustreichen, größeren Unternehmung ihren Truppen eine genügende Ruhezeit zur Erholung zu gönnen. Vielfache Aussagen von Gefangenen ließen ferner vermuten, daß die Verpflichtungszeit der für den ostafrikanischen Krieg angeworbenen

Südafrikaner abgelaufen sei. Es dürften wohl die Verluste der Engländer an Krankheiten und im Kampfe größer gewesen sein, als das Parlament der südafrikanischen Union sich mochte haben träumen lassen, so daß es dem Führer untunlich erschien, seine Europäer nun auch noch in das vor ihm liegende ungesunde Kampfgelände zu führen. Auch wurde von Gefangenen, ob wahrheitsgetreu, muß dahingestellt bleiben, ausgesagt, daß die Verpflichtung der Südafrikaner nicht nur zeitlich, sondern auch räumlich beschränkt gewesen sei und über die Mittellandbahn nicht hinausgereicht habe. Aus Zeitungen, die in unsere Hand kamen, erfuhren wir später, daß schon im Januar 18000 Mann in die Heimat zurückbefördert waren, und aus den Zwischenrufen, die eine diesbezügliche Rede des Generals Botha im Parlament unterbrachen, war anzunehmen, daß fernerweite Verwendung solcher Truppen nicht gerade eine begeisterte Aufnahme in Südafrika finden würde. Sicher ist das eine, daß die uns gegenüberstehenden Streitkräfte europäischer Farbe sich merklich verminderten, um durch Inder und afrikanische Eingeborene ersetzt zu werden.

Also auch drüben fand eine Neuorganisation statt, die uns die Zeit gewährte, die unserige durchzuführen. Dieser Vorgang vollzog sich in zwei vollständig voneinander getrennten Verwaltungsgruppen; die eine, östliche, betraf diejenigen Truppenteile, welche der Kommandeur von Lettow unter seinem unmittelbaren Oberbefehl hatte; sie umfaßte das Gebiet, welches vom west-östlich gerichteten Unterlauf des Rufidji bis an die portugiesische Grenze reichte und nach Westen hin begrenzt wurde durch den Rufidjizwischenlauf, den Unterlauf des in diesen mündenden Luwegu und weiterhin auch dessen Nebenfluß Mbarangandu; sie enthielt also die Bezirke Mohorro, Kilwa und Lindi, soweit diese sich nicht in der Küstennähe in Feindeshand befanden. Alles Land westlich dieser Linie, soweit wir es militärisch beherrschten, war Etappengebiet der Abteilung Kraut oder, nach Ankunft der Taboramannschaften: des Westbefehlshabers.

Als die Kompagnien der Ostabteilung sich am Unterlauf des Rufidji ausdehnten, waren Etappenstraßen und -posten weder nördlich noch südlich davon vorhanden; die Truppe schwebte in dieser Beziehung vollständig in der Luft. In der Hauptsache waren nur die allerdings sehr wichtigen Gegenstände, wie Munition, Arzneimittel und Bekleidung, auf dem Südufer des Flusses geborgen, dazu ein geringer Teil europäischer Gebrauchs- und Genußmittel, Verpflegung war dagegen noch nicht in einer irgendwie nennenswerten Menge gestapelt worden.

Die Lage war also eine recht unsichere, da es zunächst fast unmöglich erschien, die Ansammlung der Tausende von Eingeborenen zu ernähren, und es gab damals nicht viele Leute, die nicht geglaubt hätten, daß mit Ablauf des Oktobers unser Widerstand aus Mangel an Nahrungsmitteln hätte endigen müssen.

Es kam aber doch anders. Ein Teil der noch auf dem Halm stehenden Ernte in der weitern Umgebung von Kisaki konnte eingebracht werden und diente zur Verpflegung der Truppen, die die Mgetafront hielten. Außerdem aber gelang es dem Kommandeur, das bei dem Rückzug der Daressalamer Abteilung schon halbwegs aufgegebene küstennahe Gebiet in der Gegend von Kissangire, nördlich des äußersten Unterlaufs des Rufidji nach Daressalam zu gelegen, noch eine geraume Zeit zu verteidigen und auch das Delta selbst, abwärts von Mohorro, für uns zu sichern, Landstrecken mit zahlreicher Bevölkerung und von großer Fruchtbarkeit. Hier waren die Vorräte der Eingeborenen infolge der sehr guten Ernte des Vorjahres so umfangreich, daß die daselbst stehenden Kompagnien nicht nur sich aus dem Lande verpflegen, sondern auch noch an die rückwärtsliegenden Etappenposten abgeben konnten. Eine auf der Pflanzung Rufidja in Logeloge durch den Pflanzer Hoffmann eingerichtete Dampfmühle vermochte trotz Arbeit Tag und Nacht die durch den Flußdampfer „Mkomondo“ herangeschaffte Menge des Getreides kaum zu bewältigen. Außerdem hatte Hoffmann in der Erwartung kommender Dinge anstatt Baumwolle, die er doch nicht verwerten konnte, große Flächen mit Mais bestellt, die jetzt einen nicht geringen Teil der notwendigen Verpflegung gewährleisteten. Auch ermöglichte er durch die Lokomobilen seiner Dampfpflüge eine Bewässerung des Landes, so daß er auch in der Trockenzeit auszusäen und zu ernten imstande war. So wurde zunächst eine, wenn auch knappe, so doch ausreichende Ernährung der Truppe ermöglicht.

Die Etappenstraßen nach dem Süden mußten ganz neu geschaffen werden; die erste, und lange Zeit hauptsächlichste, lief unmittelbar am Ufer des nordsüdlich gerichteten Zwischenlaufs des Rufidji, begleitet von einer rasch geschaffenen Fernsprechleitung, von der Kungulio-Fähre bis an die Mündung des Luwegu, um hier an die Hauptetappenstraße des Mahengebezirkes anzuschließen und auf zwei Armen, über Madaba und Ngangira, Liwale, den Hauptplatz des Innenbezirkes Kilwa, zu erreichen. Erst später richtete man eine Verbindung ein, die von dem derzeitigen Sitze der Etappenleitung in Logeloge am Rufidji geradezu südlich auf Madaba und damit auf kürzester Linie nach Liwale führte sowie darüber hinaus bis Lukuledi, dem innern Mittelpunkt des Bezirksamtes Lindi. Lange Zeit jedoch blieb der westliche, zunächst auf Luwegu führende Weg die Hauptstraße für unsern Verkehr, der, da die einzelnen Posten ohne jede militärische Deckung waren, jederzeit hätte von den Engländern gestört werden können, die von Kisaki aus, wenn es ihnen beliebte, einen gut gangbaren Weg in unsere ungeschützte linke Flanke hatten. Dies haben sie merkwürdigerweise ein Vierteljahr lang versäumt; vielleicht deswegen, weil sie ihre Zeit zu einem Angriff noch nicht gekommen glaubten, und es ihnen nützlicher schien, aus unserer Vertrauensseligkeit anderweiten Nutzen zu ziehen. Denn als wir, nachdem Ende Dezember die Gefährlichkeit

der Lage erkannt war, darangingen, den Verkehrsweg und die Fernsprechleitung auf die Straße Logeloge—Madaba zu verlegen, stellte sich heraus, daß das englische Militärkommando schon längst stiller Teilhaber an dieser Fernleitung gewesen war durch Drahtanschluß, der geschickt durch hohle Bäume, unterirdisch sowie durch Flußkabel auf die feindliche Seite gelenkt worden war. Auf diesem Schleichpfade mußte schon lange unser ganzer Nachrichtenverkehr zwischen den verschiedenen Abteilungen drüben bekannt geworden sein. Jetzt konnte man sich erklären, wie es den Engländern möglich war, den Unternehmungen der Abteilungen Kraut, v. Grawert und Wahle, deren Absichten selbstverständlich dem Kommando durch Draht angezeigt wurden, jederzeit überlegene Kräfte entgegenzustellen. Auch über manches andere wird der Feind sich auf diesem Wege unterrichtet haben, was uns zum mindesten nicht förderlich gewesen sein dürfte; merkwürdigerweise aber haben die Portugiesen davon keinen Nutzen gezogen, obwohl die Vorbereitungen für den so überaus erfolgreichen Angriff auf sie im November gleichfalls auf diesem Draht den Engländern zur Kenntnis gekommen sein müssen. Sollten diese vielleicht keine Veranlassung genommen haben, dem Bundesgenossen, der allerdings auch Mitgenießer an der spätern Beute sein wollte, sich nützlich zu erweisen?

Südlich des Rufidji war es mit der Menge der Lebensmittel nicht so gut bestellt wie am Flusse selbst, doch trotz des unfruchtbaren Bodens und der geringen Bevölkerungsanzahl fand sich infolge der ausnahmsweise vortrefflichen Ernte des Vorjahres mehr, als man erwarten konnte; immerhin war es wenig genug und reichte kaum weiter als zur Erhaltung der im Etappendienst beschäftigten Anzahl von Personen. Es traf sich daher sehr glücklich, daß wir das mehr küstennahe Gebiet von Mpotora, südlich der Kitschiberge im fruchtbaren Matumbilande, einige Tagereisen östlich von Kilwa, nachdem schon englische Abteilungen dort aufgetreten waren, wieder besetzen konnten. Hier fand ein gut Teil der Truppen des Kommandeurs Ernährung und konnte noch davon an die Etappenposten auf der Straße Liwale abgeben, was um so wertvoller war, als der Lindibezirk, der einige Tagereisen südlich Liwales beginnt, gleichfalls nicht zu den bessern Gegenden des Schutzgebietes gehörte und noch dazu im Vorjahre in weiten Strecken unter einer schweren Hungersnot gelitten hatte.

Für die Zukunft suchte man durch die Förderung und Vergrößerung des Anbaues von Feldfrüchten zu sorgen; doch waren diesen Absichten recht enge Schranken gesetzt, ganz besonders durch die aufs höchste getriebene Anspannung der wenig zahlreichen Bevölkerung zu Trägerdiensten, aber auch deswegen, weil im Innern der noch zur Verfügung stehenden Bezirke nur wenige Pflanzer angesiedelt waren, die doch überall anderswo den Hauptanteil an der ausgedehnten Bearbeitung des Bodens für Kriegsverpflegung gehabt hatten.

Auch in anderer Beziehung wurde nach Möglichkeit vorgesorgt; es wurden Lazarette in Njakisiku, Logeloge, Utete und der Baumwollstation Mpanganja, sämtlich am Rufidji, angelegt, und da man mit einem weitern Rückzuge in das südliche Gelände rechnen mußte, so geschah dasselbe in Madaba, Liwale und bald auch in Ruponda auf der Hauptstraße nach dem äußersten Süden der Kolonie. Notwendig war gerade eine solche Fürsorge in hohem Maße, denn der Gesundheitszustand der Truppe wurde bei der Lage der Dinge immer schlechter: Die Ernährung wurde dauernd mangelhafter, während die Anforderungen, die an Körper und Seele gestellt wurden, stiegen. Bei wachsender Trägernot konnten dem einzelnen Europäer nicht mehr als drei Lasten bewilligt werden, in denen er sein ganzes Hab und Gut für die Gesamtzeit des noch bevorstehenden Krieges, Verpflegung für 14 Tage, Kochgeschirr und alles Sonstige mitzunehmen hatte. Zelt und Bett besessen zu haben, gehörte nur mehr der Erinnerung an. Was das für die Gesundheit zu bedeuten hat im reinen Tropenland, das kann sich kaum jemand vorstellen, der nicht Arzt in einem Feldlazarett in diesen Zeiten gewesen ist.

Als die Organisationstätigkeit sich einmal diesem Gebiete zugewandt hatte, holten der Etappenkommandant Hauptmann d. L. Dr. Schmidt und der Feldintendant Hauptmann d. L. Feilke aus dem Lande heraus, was nur möglich war. Die Ergebnisse aber konnten schon aus natürlichen Gründen einen Vergleich mit den Erfolgen der Etappenverwaltung des Westbezirkes nicht aushalten.

In diesem hatte die Abteilung Kraut gleichfalls so gut wie nichts vorbereitet gefunden, was zur Erhaltung der Europäer wie Farbigen notwendig war. Zwar war eine Etappenstraße von Kilossa nach Mahenge schon einige Zeit früher in Bau genommen worden, als man an maßgebender Stelle noch die Anschauung zu hegen schien, daß der letztere Bezirk, insbesondere wohl die auf einem kleinen schwer ersteigbaren Plateau gelegene Station, einmal der Hauptrückhalt unserer Lage zu werden vermöchte, wenn wir südlich der Mittellandbahn abgedrängt werden würden. Man hatte damals begonnen, Grasgebäude für zeitweise Unterkunft auf den einzelnen Lagerplätzen herzustellen und Lazarette zu errichten, wofür Kidodi-Vidunda und die Station Mahenge in Aussicht genommen waren. Dann aber war aus unbekannter Ursache Gegenbefehl erfolgt, und das herangeführte Material, sowohl an Verpflegung wie für die Hospitäler, war wieder weggezogen worden, um hauptsächlich nach Kisaki geschafft zu werden. Verpflegung war nirgendwo mehr gestapelt, und nach Ansicht des frühern militärischen Verwaltungschefs war auch aus dem Lande so gut wie nichts zu erwarten, abgesehen vom obern Ulangatal und der an die Hänge von Ubena sich anlehnenden Landschaft Massagati.

Die Abteilung Kraut mußte alles selbst schaffen, um das Dasein fristen zu können; sie übernahm die Verpflegungsfrage unter verabredeter Aus-

schaltung der Hauptetappenleistung des Kommandos selbst und legte die ganze Einrichtung in die Hände des Hauptmanns v. Brandis, der sich dieser Aufgabe in vollem Maße gewachsen zeigte.

Der Bezirk Mahenge und diejenigen Teile der angrenzenden Verwaltungsbezirke Iringa und Songea, die noch in unserer Macht waren, wurden in Etappenposten eingeteilt; zwei Hauptetappenstraßen wurden geschaffen, deren eine, von Nordost nach Südwest über Luwegu, Mahenge, Kapira verlaufend, die Ostabteilung mit derjenigen des Westbefehlshabers verband, deren andere, von Kidodi über Mahenge in das Songeagebiet, das Land von Norden nach Süden durchzog. Während die Truppen sich da, wo es anging, aus dem vor ihren Stellungen befindlichen Lande ernährten, wurde von den einzelnen Posten ein eifriger Aufkauf betrieben unter immer wiederholter Durchsuchung des Landes nach verborgenen Vorräten, die hier infolge vortrefflicher Vorernte sich als besonders reich erwiesen, wie bei der allgemeinen Fruchtbarkeit dieser Gegend erwartet werden mußte. So wurde es ermöglicht, daß die gesamte Truppe genügend unterhalten werden konnte, die zunächst aus rund 500 Europäern und 8000 Farbigen (Askari und Träger) bestand, nach Ankunft der Taborakompagnien sich gar auf 800 Europäer und 15000 Eingeborene erhöhte. Das alles war möglich, ohne die eingesessene Bevölkerung auch nur dem Scheine einer Notlage auszusetzen; das Land machte — im Gegensatz zum Ostgebiete — durchaus den Eindruck, als ob es vom Kriege kaum berührt worden wäre; die Leute waren zutraulich, die Dörfer von Menschen belebt, die der Feldarbeit nachgingen wie in Friedenszeiten und für die Zukunft reiche Ernten vorbereiteten. Zur Unterstützung des Anbaues und zur Förderung der Eingeborenen durch Rat und Tat reisten einzelne Beauftragte, wie der frühere Bezirksamtmann von Udjidji, Lange, im Lande umher. Die Abteilung des Korvettenkapitäns a. D. und Pflanzers Schönfeld ging mit gutem Beispiel voran, indem sie, obwohl dicht am Feind, durch ihre sonst gerade nicht beschäftigten Träger weite Flächen Landes bestellen ließ. So gelang es, nicht nur die Truppe gut zu ernähren, sondern auch noch erhebliche Bestände gestapelt zu erhalten; ein Leistung, die in Anbetracht der bestehenden Verhältnisse keine geringe war, wenn man sich gegenwärtig hält, daß nach Eintreffen der Taborakompagnien ein Monatsbedarf von 350000 Kilo an Feldfrüchten zu decken war. Möglich war dieser Erfolg nur, weil Hauptmann v. Brandis von besonders geeigneten Untergebenen, wie Leutnant d. L. Engel, Hanffstengel, Kollewe, Deckoffizier a. D. Meyer, sämtlich bis auf einen Pflanzer, unterstützt wurde.

Besonderer Wert wurde darauf gelegt, die Europäerverpflegung mannigfaltig zu gestalten. Da Salzmangel einzutreten drohte, wurde dieser unentbehrliche Stoff aus der Asche verschiedener Gräser und Bäume (wie Msoakistrauch, Borassuspalme) hergestellt, was zwar kein besonders wohlschmeckendes

Erzeugnis gab, aber schließlich doch besser war als nichts. Solange Zuckerrohr vorhanden war, wurden die Pressen der Inder im Gang erhalten, und nicht allein der Süßstoff, der etwa dem ähnelte, was wir Kistenzucker nennen, wurde versandt, sondern es wurden mit ihm auch Marmeladen aus Bananen und Tomaten hergestellt, deren Verschickung allerdings durch den empfindlichen Mangel an Gefäßen beschränkt war. Der in dem klimatisch gut gelegenen Stationsort Mahenge vorhandene Gemüsegarten wurde gepflegt und erweitert, so daß in günstiger Jahreszeit Versendungen daraus sogar auch an die benachbarten Posten der Ostabteilung abgegeben werden konnten. Wachskerzen wurden angefertigt; aus Holz, Horn und Elfenbein stellte man Pfeifen her; den Tabak, und zwar einen ganz vortrefflichen, lieferte dazu der in jeder Beziehung aufmerksame und tätige Pater Lamberti von der Mission der schwarzen Väter zu Vidunda. Ja, als das Zigarettenpapier zu Ende ging, erfand der Sergeant Fischer einen Ersatz dafür in der die innere Höhlung des Bambus auskleidenden feinen Haut; sie lieferte Hüllen von einer Vortrefflichkeit, daß eine spätere Ausnutzung dieses Gedankens selbst für europäische Zwecke nicht außer dem Bereich der Möglichkeit liegt.

Eine ausgezeichnete Erfindung war die Herstellung von Liebigs Fleischextrakt, hauptsächlich gewonnen aus dem Fleisch erlegter Elefanten; das Erzeugnis war ein ganz vortreffliches, in nichts von dem südamerikanischen unterschieden als durch die Verpackung, die in den abgeschnittenen Zellen der Bambusstaude bestand und einen Versand im Bereich der gesamten fechtenden Truppe gestattete.

Durch Jagd und Fleischtrocknung wurde für die Fleischversorgung das Erdenklichste geleistet, was bitter nötig war, da der Viehbestand durch Tsetse verseucht, ungeheuer rasch dahinschwand; Anfang März 1916 befanden sich im Bereich der Westabteilung nur noch 250 Stück Rindvieh, von dem ein Teil geschont werden mußte, um Milch für das Europäerhospital zu haben.

Relaispostverbindungen, die eingerichtet wurden, überwanden die Marschentfernung von 18 Tagen nach Logeloge und Liwale regelmäßig in viermal 24 Stunden. Fernsprechlinien wurden nach allen Richtungen angelegt, so daß, obwohl Mahenge bisher in Friedenszeiten überhaupt noch nicht damit versehen war, jetzt alle Posten untereinander und die Gesamtheit mit dem Kommando verbunden wurden. So konnten auch die Funkennachrichten von Nauen, die hin und wieder in Mahenge aufgenommen wurden, sofort weitergegeben werden.

Große Feldlazarette entstanden aus dem Nichts; ein ganz vortreffliches wurde in der eine Viertelstunde von der Station Mahenge entfernten Benediktinermission Kwiro durch Stabsarzt Erhart geschaffen, in dem 130 europäische Kranke unter Mitwirkung der Missionsschwestern verpflegt und behandelt wurden. Stabsarzt Dr. Penschke errichtete ein geradezu mustergültiges Lazarett

für Askari, in dem zeitweise 180 Kranke sich aufhielten, und ein gleichfalls fast 200 Mann fassendes Hospital für Träger baute der 72jährige protestantische Missionsarzt Dr. Grimm, der Senior der deutschen Ärzte im Schutzgebiet, gleichfalls nahe bei der Station auf.

Mahenge.

In den Vorgängen bei dem Zusammentreffen von General Wahle und Major Kraut hatte sich von neuem der ungeheure Nachteil gezeigt, der uns aus der Schwierigkeit der Nachrichtenübermittelung erwuchs. Hätten beide Gruppen auch nur eine Ahnung davon gehabt, wie nahe sie einander waren, als die Ereignisse vor Lupembe sich vollzogen, so wäre es selbstverständlich gewesen, daß beide gemeinsam den Angriff auf diesen wichtigen Platz unternommen hätten, der nach Wintgens Anschauung schon ihm allein gelungen sein würde, wenn nur eine Kompagnie mehr zu seiner Verfügung gewesen wäre.

Für die Lage, in der sich die Abteilung Mahenge unter Major Kraut Mitte November 1916 befand, war es ein Glück gewesen, daß die Wirkung des Eintreffens der Taboratruppen auf die rückwärtigen Verbindungen der Engländer sich rechtzeitig offenbarte. Sonst wären sie dort vielleicht stark genug geworden, schon damals Mahenge zu nehmen und damit unsere Rufidjistellung zu zertrümmern. Wie aber hätte alles sich unendlich viel günstiger gestalten können, wenn General Wahle und Major Kraut rechtzeitig voneinander erfahren hätten!

Ihnen gemeinsam wäre es bestimmt geglückt, Lupembe zu nehmen, und dann hätten den vereinten Abteilungen die gesamten englischen Kräfte in den Hochlanden von Uhehe und Ubena weichen müssen. Damit wäre eine Stellung in unsere Hand gekommen, die in Verbindung mit dem fruchtbaren Mahenge uns einen ganz andern Rückhalt gewährt hätte für die Erhaltung eines Teiles der Kolonie bei unserer Fahne, als er uns in Wirklichkeit blieb.

Den erschöpften Taboratruppen aber war ein erneuter unverzüglicher Aufstieg aus dem Ruhudjetal in die Berge und eine sofortige Wiederaufnahme der Gefechtstätigkeit nicht zuzumuten. General Wahle, der jetzt den Oberbefehl übernahm, ordnete die Truppe derart an, daß seine ermüdeten Leute zunächst erst einer gewissen Ruhe sich hingeben konnten; während die ja allerdings auch hart mitgenommenen Kompagnien des Majors Kraut näher am Feinde blieben. Letzterer nahm eine Stellung in Mfrika, 15 Kilometer nordöstlich Lupembe ein; als seine Reserve diente die Abteilung v. Langenn im Ruhudjetal. Weiter flußabwärts und am Oberlauf des Ulanga bei Makua lag Hauptmann Wintgens mit dem Rest der Taborakompagnien, zugleich als Rückhalt für den noch am Kialuberg, nahe bei Iringa, stehenden Hauptmann

Lincke. Kapitän Schönfeld reichte mit seinen Vorposten wieder über Kidodi hinaus bis Mikumi, nur vier Tagemärsche von Kilossa entfernt. Major v. Grawert befand sich um diese Zeit etwa 80 Kilometer nordöstlich Songea, auf der westlichen Straße von Mahenge nach dieser Station, in Likuju. Dorthin war er zurückgewichen, nachdem ein Angriff auf Songea unter Verlust einer Anzahl Europäer (darunter der Hauptmann Falkenstein) und Askari einen ungünstigen Ausgang genommen hatte.

Durch die Taboratruppen war, wie schon gesagt, die Verpflegungskopfzahl an Europäern, Askari und Trägern von 7- bis 8000 auf 15000 gestiegen, und der auf den Krieg nicht vorbereitete Bezirk Mahenge war nicht imstande, diesen großen Zufluß zu ernähren, wenn die Vorräte bis zur nächsten Ernte dauern sollten. Abhilfe konnte bei der Lage der Gesamtverhältnisse nur geschaffen werden, wenn es gelang, neue Verpflegungsgebiete zu erschließen. Dafür gab es zwei Wege: entweder dem Feinde die Gegend zwischen Lupembe und Ubena abzunehmen, oder den nordwestlichen Songeabezirk zu besetzen, der, noch vom Kriege unberührt, gute Aussicht bot. Nachdem die Truppen einige Zeit der Ruhe hinter sich hatten, wurde der erste Plan zur Ausführung bestimmt. Während die Abteilung des Majors v. Langenn in die Mfrikastellung einrückte, ging Major Kraut mit der bisherigen dortigen Besatzung den Ruhudje aufwärts und dann westlich auf Ubena zu, um durch diese Umgehung von Lupembe dessen Räumung zu erzwingen, wobei v. Langenn durch Druck in der Front helfen sollte. Krauts Vormarsch wurde durch die kleine Regenzeit und Verpflegungsschwierigkeiten so verzögert, daß er mit seiner Vorhutkompagnie erst Ende Dezember südlich von Lupembe stand, als plötzlich und unerwartet ein feindlicher Vorstoß sowohl gegen v. Langenn wie auch gegen Hauptmann Lincke nahe Iringa einsetzte. Letzterer, der sich sehr weit vorgewagt hatte, kam in große Gefahr, abgeschnitten zu werden; nur durch geschickte und sehr schwierige Märsche wußte er sich dem zu entziehen, was ihm vielleicht nicht gelungen wäre, wenn nicht die 28. und 8. Feldkompagnie, letztere unter Leutnant d. R. Heß, zur Unterstützung eingegriffen hätten. Durch diesen wurde einer der am unangenehmsten gelegenen feindlichen Abschließungsposten bei Mwangula aufgehoben. Am 26. Dezember schon hatte ein Zug der 8. Feldkompagnie unter Vizefeldwebel Pfeiffer das feindliche Lager angegriffen, es aber trotz erheblicher Verluste des Feindes nicht nehmen können, weil der deutsche Führer schwer verwundet wurde. Am 31. Dezember umstellte dann Heß mit zwei Zügen die Befestigung und, nachdem er während der Nacht deren Insassen durch andauernde Patrouillenbeschießung mürbe gemacht hatte, erzwang er am 1. Januar 1917 morgens die Kapitulation, ohne weitere Verluste zu erleiden. Zwei Offiziere und 20 Engländer fielen unverwundet in die Hand des Siegers, und Hauptmann Lincke konnte ohne Einbuße das Ulangatal erreichen, wo er die alte Stellung am Ruipa wieder bezog.

Zu gleicher Zeit hatte v. Langenn vor dem Angriff von etwa 1200 Engländern von Mfrika weichen und sich auf das etwa vier Stunden rückwärts gelegene Dodoma zurückziehen müssen, wo er, in schwierige Lage geraten, durch den eiligst zurückgerufenen Major Kraut unterstützt wurde in der blutigen Abwehr des zwischen dem 3. und 6. Januar heftig nachdrängenden Feindes.

Jetzt aber waren die ganzen angehäuften Menschenmassen wiederum auf die unzureichenden Verpflegungsbestände Mahenges angewiesen, daher mußte nach Mißlingen des ersten Planes zum Zwecke der Entlastung nunmehr der zweite in Ausführung gebracht werden. Hauptmann Wintgens erhielt den Befehl, unmittelbar nach Süden über Kitanda auf Songea vorzustoßen; auf diese Weise sollte das andere Verpflegungsgebiet erschlossen, zugleich aber auch die bei Likuju hart bedrängte Abteilung des Majors v. Grawert von dem auf ihr liegenden Druck befreit werden. Kraut sollte diese Bewegung später durch einen Vorstoß in den westlichsten Teil des Songeabezirkes in der Richtung auf Wiedhafen unterstützen und v. Langenn die Ruhudje—Ulanga-Linie besetzen. Jedoch nicht eher sollte er aus Massagati heruntersteigen, als Feindesübergewalt oder Nahrungsmangel ihn dazu zwangen. Da aber durch ein Mißverständnis der Befehlsgebung die ganze Massagatietappe zurückgezogen wurde, blieben beide Abteilungen plötzlich ohne jede Verpflegung und mußten aus ihrer günstigen Stellung eiligst in das Ruhudjetal zurückweichen, verfolgt von dem Gegner, der in andauernden Gefechten vom 20. Januar bis 2. Februar Kraut südlich in die gleiche Richtung, wie Wintgens gegangen war, drängte. Der letztere war bei seinem Vormarsch nahe Kitanda ganz unvermutet auf Widerstand gestoßen, hatte zwar den ihm gegenübergetretenen Feind, 150 Engländer, in dessen Lager eingeschlossen, war aber infolgedessen nicht in das erstrebte Verpflegungsgebiet gelangt. Eine von Likuju heraneilende englische Entsatzungsabteilung erlitt vor der Linie Wintgens wohl einen Verlust von zahlreichen Toten und unverwundeten Gefangenen, konnte jedoch nicht daran verhindert werden, mit den Belagerten sich zu vereinigen.

So saßen beide Abteilungen hier fest und konnten weder das gelobte Land Songea erreichen, noch auch von Mahenge aus auf die Dauer verpflegt werden. Die Lage wurde noch verschlechtert durch einen bedauerlichen und sehr schweren Verlust, durch den um diese Zeit die Westabteilung betroffen wurde. Am 24. Januar 1917 glaubte sich der Major v. Grawert, der inzwischen bei Likuju eingeschlossen worden war, und dem man keine Unterstützung hatte senden können, mit etwa 250 Gewehren und einem Geschütz zur Ergebung gezwungen. Damit war auch der Versuch, im Songeabezirk ein neues Verpflegungsgebiet zu erschließen, endgültig gescheitert.

Da aber einmal die gesamten Truppen von Mahenge aus nicht ernährt werden konnten, so mußte das immerhin verzweifelte Mittel angewandt

werden, die Abteilungen Kraut und Wintgens in die westlich und südlich gelegenen, mit Nahrungsmitteln reicher versehenen Landesteile zu entsenden, selbst auf die Gefahr hin, daß sie zeitweise die Verbindung mit der Mahenge-Hauptmacht verloren. Sie sollten in Songea und den Randgebirgen des Nyassasees ihren Unterhalt suchen und, wenn nicht anders möglich, zwischen See und Songea durchbrechend und an der portugiesischen Grenze entlang, diesseits oder jenseits davon marschierend, sich wieder in Fühlung mit der Truppe bringen. Am 3. Februar traten sie diesen abenteuerlichen Marsch an, Wintgens unter Aufgabe der Einschließung der Engländer bei Kitanda. Drei Tagemärsche westlich davon trennten sie sich.

Wintgens ging auf die Missionsstation Milow in den Randgebirgen am nördlichen Nyassa zu, um fürs erste spurlos im Busch zu verschwinden. Major Kraut wandte sich nach Süden, er überschritt die Straße Songea—Wiedhafen unter steten Kämpfen mit den Engländern, die gemäß aufgefangenen Briefen von diesen unsern Plänen noch rechtzeitig Kenntnis erhalten hatten. Als er dann in die parallel am Nyassa sich hinziehenden Matengoberge gelangte, fand sich, daß die greifbaren Verpflegungsmittel keineswegs den gehegten Erwartungen entsprachen; in 3 bis 4 Kolonnen mußte hier durchgezogen werden, um für die einzelnen Gruppen genügend Nahrung auftreiben zu können, dabei verfolgt von einem Feind, der 10 Kompagnien, also doppelt so stark als die Unserigen war. Nach verschiedenen Gefechten, unter denen dasjenige bei der Missionsstation Lutembo besonders verlustreich für den Feind sich gestaltete, gelang es dem Major Kraut, sich bei Mitumoni an der portugiesischen Grenze von dem Gegner loszulösen und nunmehr der Verbindung mit dem Ostteil unserer Truppen zuzustreben. Dabei wurden Streifabteilungen in das Portugiesische entsandt. Die Offizierskampfpatrouille Kempner und die Unteroffiziere Pallas und Schmidt nahmen portugiesische Befestigungen ein, die bei dem Erscheinen der deutschen Askari ohne jeden Kampf in heller Flucht geräumt wurden. Die Strapazen des Marsches waren furchtbar; nur mit Mühe wurden von Tag zu Tag die notwendigsten Lebensmittel aufgebracht; selbst den Europäern fehlte das Salz, von andern Nahrungs- und Genußgegenständen ganz zu schweigen. Bei fortwährenden gewaltigen Regengüssen waren die Flüsse undurchschreitbar geworden; es mußten Notbrücken gebaut werden; Patrouillen, wie die des Vizefeldwebels Herford, mußten den krokodilreichen Rowuma durchschwimmen, um die allernotwendigsten Erkundigungen machen zu können. Schließlich nach 7 Wochen der gewaltigsten Anstrengungen und Mühen kam die Abteilung um Mitte März mit den Osttruppen in Verbindung, drei Tagemärsche südöstlich von Songea, das selbst zu erreichen oder zu bedrohen, nicht möglich gewesen war, weil verpflegungslose Gebiete dazwischen lagen, und das Bekanntwerden der Kapitulation des Majors v. Grawert den Erfolg einer

dorthin gerichteten Unternehmung völlig aussichtslos erscheinen ließ. Die kleine Truppe war furchtbar mitgenommen; fast die Hälfte ihrer Europäer, 36, hatte sie krank oder völlig erschöpft in den Händen der Feinde zurücklassen müssen, und auch der Bestand an Farbigen war stark herabgesetzt, so daß einzelne Kompagnien nurmehr knapp 100 Mann stark waren.

Erst spät nach Abschluß des Krieges im eigentlichen Deutsch-Ostafrika wurde bekannt, welches Schicksal die Abteilung Wintgens gehabt hatte. Unter kleinen Gefechten hatte sie sich nordwärts gewandt, da nach Süden hin der Marsch von Major Krauts Abteilung jede Ernährungsmöglichkeit vertilgt hatte. Am 23. Mai mußte Hauptmann Wintgens, der an Typhus schwer erkrankt war, in der Nähe der Mittellandbahn sich in die Hand des Feindes begeben. Dies geschah freiwillig, und er wurde nicht, wie englische Berichte behaupteten, durch eine feindliche Aktion gefangen genommen.

Leutnant Naumann übernahm die Führung. Daß er nur Leutnant war, die Engländer aber einen ganzen General mit dazugehörigen Truppen gegen ihn ansetzen mußten, war ihnen äußerst peinlich, wie man in den englischen Berichten lesen kann; es war aber nicht zu ändern, da Naumann erst nach Schluß seiner glorreichen Tätigkeit erfuhr, daß er Hauptmann geworden sei. Die ganze Unternehmung war dem Feinde höchst fatal. General van Deventers Bericht vom 21. Januar 1917 beschäftigte sich fast mehr mit ihr als mit der Hauptkriegführung.

Durch die ganze Kolonie ging der kühne Zug. Am 28. Juni wurde nahe dem Victoriasee die feste Station Ikoma den Engländern wieder abgenommen. Am folgenden Tage schlug Naumann die ihn verfolgenden Belgier in hartem Gefecht aufs Haupt, begrub ihre Toten und zog weiter. Nahe dem Magadisee berührte er die englische Grenze, bog dann wieder südwärts gegen Kondoa-Irangi hin, bedrohte Handeni und entsandte den Marineoberingenieur Bockmann mit einer Abteilung an die Usambarabahn, wo dieser in Kahe zwei Eisenbahnzüge nahm und vernichtete, fast anderthalb Jahr nachdem hier die Entscheidung gefallen war.

Gänzlich erschöpft und abgetrieben mußte Naumann sich am 1. Oktober etwa 120 Kilometer südwestlich Kondoa-Irangi ergeben, nachdem er von vielfacher Übermacht völlig eingekreist worden war. Am 2. Oktober verfiel der Rest der Abteilung dem gleichen Schicksal. Oberst Breitenbach mit dem 10. South African Horses, das noch besonders Naumanns wegen in der Union aufgeboten worden war, konnte sich den Ruhm zuschreiben, den Unermüdlichen zu Fall gebracht zu haben. Er erkannte die hervorragende Leistung Naumanns dadurch an, daß er ihm die Waffe ließ, was übrigens unter Bruch dieser Abmachungen von den englischen Gefangenenlagerbehörden später nicht anerkannt wurde. Auch van Deventer findet Worte hoher Anerkennung für den Führer und die Askari dieses „Rittes“ von nicht weniger als

2000 englischen Meilen hinter der Front. Selbst die „Times“ in ihrer Darstellung des ostafrikanischen Feldzuges kann sich dem nicht entziehen, sucht aber in dem ihr eignen Mangel an vornehmer Gesinnung das widerwillig gegebene Lob gleich wieder zu zertrümmern, indem sie einfließen läßt, daß ein „übler Mord“ an einem Leutnant Sutherland bei Ikoma dem Leutnant Naumann persönlich wohl nicht zugeschrieben werden könne. Diese Beschuldigung wurde die Ursache zu einem Mordprozeß gegen Naumann; monatelang wurde er in Einzelhaft gehalten und durch ein ungeheuerliches Gerichtsverfahren — die militärische Gerichtsbarkeit Englands ist schlimmer als die irgendeines andern Staates — so furchtbar mitgenommen, daß er mit seinen Nerven zusammenbrach; der ihm zugesellte deutsche Verteidiger konnte aber feststellen lassen, daß der betreffende Offizier im Buschgefecht bei Ikoma gefallen und nicht wieder aufgefunden worden war, was bei den Verhältnissen in solch einem Kampf nicht wundernehmen kann und das Schicksal gar manches braven deutschen Wehrmanns auf den in Feindeshand gebliebenen Gefechtsfeldern gewesen ist.

Offenbar aber waren die Engländer durch diese kecken Unternehmungen von Kraut und Wintgens stark in Anspruch genommen worden; sie gingen nach Erledigung Grawerts weder auf Liwale vor, noch auch drückten sie gegen Mahenge. So wurde es dem Westbefehlshaber möglich, auf der Straße Mahenge—Ponda—Songea, die nach Grawerts Verlust ganz offen gestanden hatte, eine aus der 6., 14., 15. und 1. Feldkompagnie und Batterie Vogel neugebildete Abteilung unter Hauptmann Lincke vorzuschieben, der ohne Mühe die kleinen feindlichen Postierungen zurückdrängte, so daß er Mitte Februar bereits wieder auf dem Grawertschen Gefechtsfelde bei Likuju stand und damit die Straßengabelung Songea—Mahenge—Liwale deckte.

Jetzt war auch die Regenzeit in ihrer vollen Kraft hereingebrochen, die kaum irgendwo in Ostafrika in gleicher Heftigkeit sich geltend macht wie im Ulangatal. Ist dieses in der Trockenzeit heiß wie die Hölle und infolge der Sümpfe wohl der ungesundeste Teil des ganzen Schutzgebietes, so wird es in der Regenzeit das Abbild einer Sündflut im kleinen, an der auch die Nebenflüsse, wie Ruhudje und Mbejera im Osten sowie Luwegu und Mbarangandu im Westen von Mahenge, ihren vollbemessenen Anteil haben.

Dieses war die Ursache für eine völlige Stillegung sämtlicher kriegerischer Bewegungen auf beiden Seiten. So wurde es auch jetzt noch möglich, daß die durch Abgabe der neugebildeten Likujuabteilung geschwächte Truppe den Bezirk in dem gleichen Umfange wie bisher halten konnte in der Hoffnung auf die heranreifende reiche Ernte dieses fruchtreichen Ackerbaugebietes. Für die Anzahl von Europäern und Askari war der Umfang unserer Stellung ein sehr ausgedehnter. In der Hauptsache war eine Süd- und eine Westfront zu halten, deren geradlinige Ausdehnung etwa 350 bis 400 Kilometer Länge

betrug, und dafür standen im ganzen nicht mehr als rund 2000 Gewehre zur Verfügung, wobei man in dieser ungesunden Gegend durchweg noch mit 30 Proz. Krankheitsfällen zu rechnen hatte.

Am weitesten nach Südwesten vorgeschoben war Hauptmann Aumann: jenseits Kapira am Ruhudjefluß; auf dem linken Ufer des mittlern Ulanga stand am Ruipafluß Leutnant d. R. Bohlen mit der Panganiabteilung. In den Vidundabergen südlich der Mission Kidodi befand sich Leutnant d. R. Kaempfe; die Mission selber und den Zugang zum mittlern Ulanga sicherte der Korvettenkapitän a. D. Schönfeld gegen Kilossa und die Mittellandbahn; bei Likuju deckte an Major v. Grawerts Stelle Hauptmann Lincke den Weg von Songea nach Mahenge.

Schon Anfang April, als das Ulangatal noch ein weiter wogender See war, setzten Fliegererkundungen ein, die auf baldigen Beginn erneuten Vorgehens gegen Mahenge schließen ließen; doch erst Ende Juni wurden die Bewegungen des Gegners ernstlicher, besonders gegenüber der Abteilung Lincke an der Wegegabel Mahenge—Liwale—Songea. Um diese von dem auf ihr lastenden Druck zu befreien, entsandte der Kommandeur von der Ostabteilung den Kapitänleutnant d. Sw. Jantzen mit drei Kompagnien nach Tunduru, welches einige Tagesreisen südlich jener Wegegabel lag. Dieser konnte jedoch nicht nahe genug an den Feind, den er belästigen sollte, herangelangen, da ihn die geringe Stärke seiner Abteilung und die Schwierigkeit des Geländes daran hinderten. Die Engländer ließen sich nicht ablenken, und schon um Mitte Juni geriet Lincke in sehr gefährliche Lagen. Mehrfach wurde er von weitvorgreifenden englischen Abteilungen fast vollständig eingeschlossen; zwar gelang es ihm unter fortwährenden Kämpfen und durch nächtliche Märsche, sich immer wieder der Umklammerung zu entziehen, aber Ende Juli sah er sich bis Mponda, drei Tagemärsche nördlich Mahenge, zurückgedrängt, obwohl ihm die 24. Feldkompagnie von der Abteilung Otto aus dem Befehlsbereich des Ostens zur Unterstützung gesandt wurde.

Auch an den andern Stellen der Front entwickelten sich um diese Zeit neue Kämpfe. Am 13. Juli hatte die Abteilung Aruscha nach überaus heftigen immer wiederholten Angriffen vielfach überlegener feindlicher Truppen die Ruipastellung geräumt und nur mehr die dahinter, aber noch links des Ulanga gelegene Idetelinie halten können. Aber auch das nur, weil ihm Kapitänleutnant Schönfeld mit dem größten Teil seiner Leute zur Hilfe kam, unter Räumung der solange ruhmvoll gehaltenen Stellung nördlich von Kidodi. Die feindlichen Angriffe erhielten ihre größere Wucht durch eine gewaltige Verstärkung ihrer fechtenden Truppe infolge der Heranziehung starker belgischer Abteilungen, die in dieser Gegend jetzt erstmalig in Erscheinung traten. Am 20. August besetzten die Belgier Kidodi, und um die gleiche Zeit hielt Schönfeld bei Idete überaus schweren Angriffen stand, in

denen der Feind starke Verluste erlitt, aber auch wir nicht ohne Schaden blieben; unter andern wurde der Leutnant d. R. Kaempfe schwer verwundet. Jeden Fußbreit Bodens verteidigend, mußte Schönfeld zurückgehen. Am 25. August befand er sich bereits an der Ifakarrafähre des Ulanga und räumte Anfang September endgültig dessen linkes Ufer, nicht ohne ununterbrochene tägliche Gefechte.

An der südwestlichen Front wurde Hauptmann Aumann um die gleiche Zeit mit Erbitterung angegriffen. Der Feind wurde in den Hauptkämpfen mit einem Verlust von weit über 100 Mann abgewiesen, aber auch wir büßten eine Anzahl von Europäern und 32 Askari ein. Unter den erstern befand sich der Leutnant v. Gusmann, und Hauptmann Bauer erlitt seine 6. Verwundung in diesem Feldzug. Am 15. September wurde bereits bei Kalimoto nur acht Marschstunden südlich Mahenge gekämpft.

Auch die Front gegen Songea hin hatte nicht weiter aufrechterhalten werden können, obwohl inzwischen Hauptmann Otto mit fast seiner ganzen Abteilung aus dem Norden herbeigeeilt war.

Am Ende des Monats September stand der Feind dicht unter dem kleinen Hochplateau, auf dem die Station Mahenge liegt, indes die Hauptleute Otto und Lincke im Osten davon unter harten Kämpfen am Luwegu und Mbarangandufluß die Rückzugslinie nach dem Osten zu den Truppen des Kommandeurs noch eben freizuhalten vermochten. Am 10. Oktober geriet die Station Mahenge in Feindeshand, und die seit Mitte dieses Jahres unter der Führung des Hauptmanns Tafel stehende Gesamtabteilung mußte sich zum endgültigen Abmarsch nach Südosten entschließen, langsam und unter dauerndem Widerstand das Land räumend.

In der Zeit vom 3. bis 5. November 1917 ging sie über den Luwegu- und Mbarangandufluß. Damit war der Bezirk Mahenge und mit ihm der letzte Teil des Schutzgebietes aufgegeben, in dem noch eine Spur von etwas dauernder Daseinsmöglichkeit für Europäer gewesen wäre. Die Richtung ging auf die portugiesische Grenze zu, um wenigstens, wenn möglich, die persönliche Freiheit vor der englischen Kriegsgefangenschaft zu bewahren.

Die Kranken und Schwachen ließ man in Feindeshand zurück; 140 Europäer, 1280 Askari mit 2050 Trägern und 205 Boys traten in 3 Kolonnen den Marsch an, eine westliche unter Hauptmann Otto für sich allein, die beiden andern unter Kapitän Schönfeld und Hauptmann Tafel in näherer Fühlung miteinander. Das war der letzte Rest der tapfern Truppen, die von Usambara, von Kondoa-Irangi und von den großen Seen her sich ihren mühevollen Weg bis in das Ulangatal erkämpft hatten. Auch ihnen hatten alle ihre taktischen Siege nichts genutzt, sie mußten zurück wie alle andern auch. Auch dies wieder ein prachtvolles Zeugnis für die Tüchtigkeit

der farbigen Truppen und für die Kolonisationsfähigkeit des deutschen Volkes, daß unter diesen fürchterlichen Umständen nach den ungeheuren Verlusten an Menschenmaterial der kleine Rest noch immer treu zur schwarzweißroten Fahne hielt.

Um den Durchbruch nach Süden zu verhindern, hatten die Engländer Liwale und das tiefer im Innern nahe dem Rowuma gelegene Tunduru stark besetzt und halbwegs zwischen beiden beim Jumben Mfaume ein befestigtes Lager angelegt. An den beiden fast parallel nebeneinander herlaufenden Wegen von Liwale nach Tunduru wollten sie den Weitermarsch aufhalten.

Am 14. November war der Sperriegel auf der nördlichen Straße bei Liwunga von Hauptmann Tafel ohne Schwierigkeit durchbrochen worden. Am 16. November traf er auf eine neue stark verschanzte Stellung, die er angriff, aber nicht nehmen konnte, er beschäftigte den Feind so lange, bis seine Haupttruppe mit allem Kriegsmaterial hinter seiner kämpfenden Linie vorbeimarschiert war; dann löste er sich vom Feinde und folgte seinem Troß. Er selbst hatte 14 Tote, vom Feinde begrub er 42, eine Zahl, die nach Lage der Dinge bestimmt nur einen Bruchteil der feindlichen Verluste darstellen konnte.

Härtere Arbeit hatte die westliche Kolonne unter Hauptmann Otto. Auch sie durchbrach am 14. November die Sperre an der nördlichen Querstraße und stieß am 16. November bei Abdalla Kwa Nanga auf einen feindlichen Verpflegungs- und Munitionstransport von 500 Lasten, der durch eine englische Askarikompagnie mit starker Europäerbegleitung gedeckt wurde. Sie wurde in raschem Ansturm über den Haufen gerannt, und die Beute, 3 Maschinengewehre, 54000 Patronen und 400 Lasten Verpflegung, wurde mitgeführt. Das harte kurze Gefecht kostete uns neben einer Anzahl Askari nicht weniger als 8 Europäer tot und 4 verwundet.

Nach zwei kleinern Gefechten am 22. und 25. warf Otto am 26. November ein indisches Bataillon am Mwitifluß über den Haufen unter schweren Verlusten für den Feind — 6 Engländer und 40 Inder wurden begraben und eine Anzahl gefangen genommen —, und wiederum wurde große Beute an Patronen und Ausrüstungsgegenständen gemacht.

21 Deutsche, 46 Askari, 28 Träger und 6 Boys hatte der Durchbruch in 22 Marschtagen gekostet. Dafür aber stand Tafel auch zu der ihm bestimmten Zeit an der ihm anbefohlenen Stelle am Rowuma, fand jedoch den Kommandeur nicht vor, da dieser vom Makondeplateau aus sich seinen Weg mehr südlich in das Portugiesische hatte erkämpfen müssen. Am 28. November überschritt Hauptmann Tafel den Grenzfluß, konnte aber irgendwelche Verbindung mit dem Kommandeur nicht aufnehmen. Er sah sich vor einer weiten verpflegungslosen und unbewohnten Baumsteppe, in der die vollständig erschöpften Truppen, wenn sie hineingeworfen wurden, hätten verhungern müssen. Die Munition war fast verbraucht.

Was blieb zu tun übrig? 14 Deutsche, darunter Hauptmann Otto und Stabsarzt Dr. Penschke, sowie 14 Askari und 60 Träger mit 9 Boys, alles ausgesucht leistungsfähige Leute, wurden mit den letzten Resten von Munition und Verpflegung ausgerüstet und traten den Weg ins wegelose Ungewisse an. 13 Deutsche und 9 Askari mit ihren Trägern und Dienern erreichten den General v. Lettow, um den Kampf bis zum letzten bittern Ende als freie Männer zu bestehen.

Den übrigen war das härtere Los beschieden; ihr Schicksalstag hatte die tapfere unbesiegte Westtruppe erreicht. Tafel ging über den Rowuma zurück und ergab sich den Engländern.

Am Rufidji bis zur Jahreswende.

Die dem unmittelbaren Befehle des Kommandeurs unterstehende Abteilung hatte, wie wir gesehen haben, für den weitern Verlauf des ihr bevorstehenden Kampfes erheblich größere Schwierigkeiten in bezug auf Etappe und Verpflegung zu berücksichtigen als die Westtruppen in Mahenge, denn ihrer warteten unfruchtbare und wenig bevölkerte Landesteile, wenn sie vom Rufidji abgedrängt wurde.

Hier hätten die Engländer endgültig Schluß machen können, wenn sie in der Lage gewesen wären, mit ihren alten kampfgeübten Truppen unermüdlich nachzustoßen und uns über den Rufidji in das zunächst ja noch völlig unvorbereitete Südgebiet der Kolonie hineinzuwerfen. Aus welchem Grunde immer sie erfolgt sein mag — die Heimsendung der südafrikanischen Truppen war die Ursache, daß der richtige Augenblick versäumt, und der Krieg von den Engländern noch um weitere zwei Jahre mit immer wachsenden Kosten fortgeführt werden mußte. Nur so war es möglich, daß durch die Mgetastellung dem Eindringen des Feindes vom Westen her in die für uns so wichtigen Gegenden zwischen Daressalam und Rufidji-Unterlauf eine Schranke gesetzt wurde, die sich zunächst als dauerhaft erwies, denn an die Stelle der vortrefflichen südafrikanischen Mannschaften war ein Gewimmel farbiger Soldaten getreten. Sie boten ein Völkerkartenbild von ganz Afrika und Indien; da waren die Eingeborenen von Südafrika, Britisch-Ost, vom Sudan, ehemalige Angehörige der deutschen Schutztruppe von Kamerun, vereinzelte Überläufer und ausgehobene Mannschaften von allen möglichen Stämmen unserer Kolonie; ein Goldküstenregiment, eine Nigeria-Brigade, Jamaika-Neger, halbblütige Kapboy. Ferner alles, was beide Indien nur zu liefern vermochten; es fehlten nicht Beludschen noch Afridi, weder Sikh noch Gurkha von den Tibet benachbarten Höhen des Himalaja; kaum einer der Vasallenfürsten des indischen Kaiserreichs, der nicht seinen Anteil gestellt hätte. Die Ausbildung

dieser gelb-braun-schwarzen Farbentafel für den afrikanischen Buschkrieg legten den augenblicklichen Angriffsabsichten der englischen Führung Zügel an.

Die Mgetastellung blieb im großen und ganzen unbelästigt; ja Alt-Kisaki wurde zeitweise vom Feinde geräumt, so daß es dem Hauptmann Otto möglich wurde, nördlich des Flusses, in der Umgebung dieses Ortes, die unterbrochene Ernte fortzusetzen. Diese günstige Gestaltung der Lage im Westen gestattete es dem Kommandeur, der Sicherung der küstennahen Verpflegungsgebiete gegen feindliche Unternehmungen, die von Osten her eingeleitet waren, stärkere Truppenmengen zuzuwenden, was sich als notwendig erwies, weil der Feind, gestützt auf die bequeme Grundlage der Küste, von hier aus lebhafter zu werden schien.

Anfang September, bald nach dem Duthumigefecht, war Kilwa durch Landungstruppen besetzt worden, und auch von Daressalam aus machten sich Bewegungen gegen Usaramo bemerkbar. Damit war der Verwendung bei Kiderengwe am Mgeta nicht benötigter Kompagnien ein zweifaches Ziel gewiesen.

Am 3. September 1916 war Daressalam ohne Kampf geräumt worden vor großen englischen Truppenmassen, die zum Teil von Bagamojo heranrückten, zum Teil dicht südlich der Stadt unter dem Schutze einiger Kriegsschiffe landeten. Eine Verteidigung war nicht beabsichtigt; denn hier hatten die meisten Frauen und Kinder aus allen Gegenden des Schutzgebietes Zuflucht gefunden, und eine große Anzahl Kranker sowie Schwerverwundeter lag in den überfüllten Gouvernementshospitälern. Außerdem aber war die Besatzung viel zu schwach; sie bestand schließlich nur noch aus einem schwachen Reste der Abteilung „Königsberg", einer Maschinengewehrkompagnie, dem Landsturm Daressalam und der ganz neu aufgestellten, kaum notdürftig ausgebildeten 3. Schützenkompagnie. Kapitän z. S. Looff, der letzte Kommandant der Schutzgebietshauptstadt, ging mit den noch übrigen beiden 10,5-cm-Geschützen und dem größern Teile der Besatzung auf der küstennahen Hauptstraße ohne Aufenthalt nach Utete am Rufidji. Dadurch wurde es dem Feinde ermöglicht, in dieser Gegend festen Fuß zu fassen. Eine Abteilung des Landsturms Daressalam unter Hauptmann v. Gellhorn wurde auf dem Marsche überfallen und erlitt schwere Verluste an Europäern. Der Leutnant d. L. Baldamus aber, der, nach langer Krankheit noch erholungsbedürftig, bei der Station Ruwu mit einigen Gruppen der 3. Schützenkompagnie den Bahnschutz ausgeübt hatte, war, als der Feind von Norden und Osten herandrängte, nach der Zerstörung der Ruwubrücke langsam über Msanga und Maneromango südwärts gewichen, um von der Boma der Bezirksnebenstelle Kissangire, dem Mittelpunkt Usaramos, aus das wichtige Gelände nach Möglichkeit zu schützen. Am 3. Oktober wurde er in seiner Befestigung von sechs farbigen Kompagnien angegriffen, schlug aber mit seinen 30 Gewehren den Ansturm

siegreich und unter großen Verlusten für den Gegner ab; bei uns fiel nur der tapfere Führer; im Angesichte des Sieges traf ihn eine der letzten Kugeln in die Stirn und warf ihn in den afrikanischen Sand.

Zu Baldamus' Unterstützung war, sobald die Angriffsbewegung der Engländer bemerkt worden war, Hauptmann Stemmermann mit der Abteilung „Königsberg", der Gruppe des Leutnants d. Sw. Herm sowie der Maschinengewehrkompagnie Daressalam unter Oberleutnant d. L. Weise von Utete aufgebrochen, kam aber leider um einen Tag zu spät, so daß es ihm nicht mehr gelang, die zunächst nur um 1500 Meter von Kissangire zurückgewichenen Feinde zu fassen und vom Rückzug nach Maneromango abzuschneiden.

Im letzten Drittel des Oktober eilte der Kommandeur selber mit den Abteilungen Göring und v. Liebermann sowie der Batterie Köhl von der Mgetafront herbei, weil die Engländer erneut und mit größern Kräften von der Küste aus die Stellung Stemmermanns bedrohten. Es wurde etwa auf der Höhe von Kissangire eine östlich sich bis auf 50 Kilometer Küstennähe erstreckende Linie besetzt, und dadurch der feindliche Vormarsch gegen den untern Rufidji vorläufig zum Stehen gebracht, sowie die Abführung der reichlich aufgebrachten Lebensmittel ermöglicht. Zu größern Kämpfen ließen es die Engländer hier nicht kommen, aber auch die von uns beabsichtigte Störung von deren rückwärtigen Verbindungen kam anfänglich nicht recht zustande, da unsere sämtlichen Bewegungen durch das Verhalten der Eingeborenen hier mehr als irgendwo sonst in der Kolonie erschwert wurden. Hier ereignete sich einer der wenigen Ausnahmefälle, daß die Farbigen von vornherein den Feind unterstützten; gefangene englische Offiziere sagten später aus, daß die Wasaramo zu ihrem größten Erstaunen in den Kämpfen im Bezirk Daressalam ihnen erhebliche Dienste geleistet hätten. Das erfuhren auch wir nicht allein durch diesen an uns geübten Verrat, sondern auch durch den Verlust mehrerer Europäer, die, sorglos auf ihren Patrouillengängen sich benehmend, ermordet wurden. Eine eigenartige Erscheinung gerade in diesem Gebiete, das am längsten fast der deutschen Herrschaft unterstand; und doch ist sie hier so gut wie anderswo zu erklären, denn sie zeigte sich überall da am auffälligsten, wo aus irgendwelchen Gründen unsere Verwaltung nicht scharf genug durchgegriffen hatte. Und das war hier der Fall; die Eingeborenen gerade dieser südlichen Gegend von Usaramo galten von Beginn an als besonders widerhaarig und unbotmäßig, waren aber niemals mit fester Faust niedergezwungen worden, vielleicht weil man aus Furcht vor dem Reichstag den schlechten Eindruck vermeiden wollte, den Unruhen in größerer Nähe der Hauptstadt hätten erwecken können.

Jetzt mußte es unsere Kriegführung büßen; aber im Laufe der Zeit wurde das doch durch die genauere Erkundung des Geländes wettgemacht; es gelang, die feindlichen Linien festzustellen, sowie den Gegner durch Streif- und Kampf-

patrouillen erheblichen Schaden zuzufügen; selbst bis an die Meeresküste gelangten unsere Streifabteilungen.

Oberleutnant Schreiner machte Mitte November mit 40 Gewehren einen äußerst beschwerlichen und gefahrvollen Zug bis weit in den Rücken des Feindes, an dessen Schluß er durch eine starke englische Abteilung im Lager überfallen wurde. Bis auf 10 Meter war der Feind unbemerkt herangekommen, aber doch noch gerade rechtzeitig entdeckt, so daß er mit einem Verluste von 18 Europäern zersprengt werden konnte. Es war die Abteilung eines Hauptmanns Johns gewesen, der als der verwegenste feindliche Patrouillenführer galt und sich den Namen Bwana Tschui (Herr Leopard) hatte beilegen lassen. Dem kühnen und verschlagenen Räuber der Steppe wollte er gleichen und trug deshalb mit seinen Leuten ein Abzeichen aus Leopardenfell am Hut; doch das schützte ihn nicht; er selbst fiel und mit ihm seine besten Leute. Die Folge dieses Ereignisses war, daß der Feind seine kleinen Streifabteilungen aufgab, um in Zukunft wieder zu seiner alten Übung zurückzukehren, die darin bestand, daß er zur Bekämpfung unserer Patrouillen nur mehr in Stärke von mehreren Kompagnien ausrückte, viel zu schwerfällig für die Erzielung von Erfolgen.

Anfang Januar lag Oberleutnant d. L. Kröger mit 40 Gewehren der 4. Feldkompagnie hinter der Linie der feindlichen Lager, um deren lebhaften Verkehr miteinander und auf den rückwärtigen Verbindungen zu stören; am 3. Januar lief eine englische Abteilung in eine von ihm gestellte Falle; es war eine Araberkompagnie; sie stob auseinander und lief davon, untüchtig zum Krieg, wie sich auch unsere Araber im Beginn des Krieges gezeigt hatten. 26 Mann mit ihrem englischen Hauptmann ließen sie auf dem Platze. Diese Leute stammten von der englisch-ostafrikanischen Küste, hauptsächlich aus der Gegend von Kismaju, und sie waren nicht die letzten ihres Stammes und ihrer Religion, die wir im weitern Verlauf der Ereignisse gewahrnehmen konnten. Ein schlagender Beweis für die Eitelkeit all der Gedanken, die man an die Wirkung der Fahne des Propheten und an den dahinbrausenden Sturm vom „heiligen Krieg" geknüpft hatte. Er hat keinen Hund vom Ofen gelockt, viel weniger einen Muslim an unsere Seite geführt.

Angesichts dieser Tatsache kann man sich unser Erstaunen vorstellen, als wir in deutschen Zeitungen, die der Hilfsdampfer mitgebracht hatte, lasen, daß die Engländer Mitte 1915 noch nachträglich die Neutralisierung Ostafrikas angeboten haben sollten, dies aber von der Reichsregierung abgelehnt worden sei, weil man, wie ein Zeitungsaufsatz betont habe, wisse, daß der Kongo im vollen Aufstand für die Sache der Deutschen sich befinde, daß Zehntausende von Arabern die Waffen erhoben hätten. Es ist anzunehmen, daß ein derartiges Anerbieten nicht erfolgt ist und daß die Reichsregierung, wenn es erfolgt wäre, es kaum aus diesem Grunde hätte

ablehnen können. Dem Reichskolonialamt wird es doch wohl bekannt gewesen sein, daß die Zahl der Kongoaraber nur nach wenigen Hunderten zählt. In Ostafrika waren außer dem von den Engländern derzeit abgesetzten Sultan Said Chalid kein halbes Dutzend Araber, die wirklich begriffen hätten, um was es sich handelte.

Den rastlosen Unternehmungen unserer Patrouillenführer war es zu verdanken, daß die Engländer wie bei Kiderengwe so auch in ihrem Vormarsch von Daressalam her festgehalten wurden, und wir in der Lage waren, außer dem Unterhalt der Kompagnien täglich 300 Lasten Körnerfrucht für die Etappenstationen im Rufidjital aus diesem Gebiete herauszuziehen. — Eine Tätigkeit, die für uns eine Lebensfrage darstellte, aber keineswegs geeignet war, die Freundschaft der Eingeborenen für uns zu erwecken oder zu verstärken.

Den Oberbefehl in Usaramo führte in dieser Zeit, ehe er nach Mahenge entsandt wurde, Hauptmann Tafel, nachdem der Kommandeur selbst mit einem erheblichen Teil der bislang hier verwendeten Truppen am 22. November nach dem Südufer des Rufidji hatte aufbrechen müssen, um dem von Kilwa her immer schärfer gegen das Flußdelta vordringenden Feind entgegenzustreben.

Gleichzeitig mit dem Beginn des feindlichen Vormarsches in Usaramo war die Hafenstadt Kilwa von der Seeseite aus besetzt worden, was der Hauptmann v. Bomsdorf mit seiner schwachen, noch dazu ganz neu aufgestellten O.-Kompagnie nicht hatte verhindern können. Von diesem neuen Stützpunkt aus konnte und wollte der Feind in den noch ganz unbesetzten Bezirk gegen Liwale zu vorstoßen, um unsern weitern Rückzug nach Süden zu verhindern, den Ausbau unserer Etappenstation zu stören und die Verbindung unserer Ost- und Westabteilung zu unterbrechen. Um diese neue Bewegung zu sichern, ging er zunächst von Kilwa aus gegen den Unterlauf des Rufidji vor. Da diese Gefahr vom Kommando rechtzeitig bemerkt war, so wurde gleich nach dem Gefecht von Duthumi am 10. September, noch ehe die Lage am Mgetafluß sich geklärt hatte, der Major v. Boemcken mit der 4. Schützen- und Tangakompagnie nach dort abgesandt. Als dieser beim Jumben Ali, einige Stunden nördlich von Kilwa, mit dem Hauptmann a. D. v. Bomsdorf zusammentraf, fand er die Engländer bereits auf den Höhen in der Umgebung der Stadt verschanzt; er legte sich davor, war aber zu einem Angriff nicht in der Lage, da er zu schwach war, und ein von Utete zu seiner Unterstützung abgegangenes 10,5 - cm - Schiffsgeschütz seinen Weg auf den schlechten Straßen nur sehr langsam zurücklegen konnte. Noch ehe es ankam, erhielt v. Boemcken die Meldung, daß englische Abteilungen, die von Wiedhafen am Njassasee her Songea, den Verwaltungssitz des von Truppen völlig entblößten Wangonibezirkes, besetzt hatten, in der Richtung auf Liwale bis an den Mbarangandufluß, 4 bis 5 Tage davon entfernt, vorgestoßen seien. Er glaubte, daß eine Streifabteilung von 60 Gewehren und

einem Maschinengewehr stark genug sein würde, dieser Gefahr zu begegnen, da man von einem Vordringen der Kilwaengländer in die gleiche Richtung noch nichts gehört hatte. Das aber war der Fall; die kleine Truppe geriet in der Bezirksamtsstelle Njinjo, die etwa drei Tagereisen landeinwärts von Kilwa liegt, in eine englische Falle und wurde vollständig aufgerieben.

Als Major v. Boemcken diese Tatsache bekannt wurde, mußte er annehmen, daß nicht nur von Songea, sondern auch von der Küste her ein Vormarsch auf Liwale im Gange sei zum Zwecke einer gründlichen Abschnürung des Nordens vom Süden. Deshalb brach er — es war Anfang Oktober — mit seinen zwei Kompagnien sofort auf, um sich zur Verhinderung dieser Pläne nach Liwale zu werfen, indem er der zu seiner Unterstützung vom Rufidji heranrückenden 18. Feldkompagnie (Hauptmann Klinckhardt) den Befehl gab, ihm zu folgen.

Nun mußte die O.-Kompagnie, die bei Kilwa ganz allein stehengeblieben war, dem Druck der Übermacht weichend, auf den Rufidji zurückgehen, wobei sie durch verschiedene Überfälle fast die Hälfte ihres Bestandes verlor. Nordöstlich Kibata trafen ihre Reste mit der zur Hilfe entsandten 22. Feldkompagnie zusammen, und vereinigt gingen beide auf diese am Nordostrand der Matumbiberge gelegene Bezirksnebenstelle los, die gedeckt werden mußte, da gerade von ihr aus ein sehr wichtiges Verpflegungsgebiet, das seiner hohen Lage wegen mancherlei europäische Feldfrüchte liefern konnte, beherrscht wurde. Aber auch den Engländern war die Bedeutung dieses Punktes nicht unbekannt, und als die beiden deutschen Kompagnien davor erschienen, waren die Höhen um die etwas tieferliegende Station schon von überlegenen feindlichen Kräften besetzt. Dieses war eine wenig erfreuliche Tatsache für uns, denn es handelte sich nicht nur um Verpflegung, sondern auch um die strategische Bedeutung des Ortes, der in Feindeshand eine stetige schwere Bedrohung des nur zwei Tage davon entfernten Utete am Rufidji und somit des ganzen Flußunterlaufes war.

Der Kommandeur schickte deshalb den Hauptmann Schulz mit drei Kompagnien von Kiderengwe an Ort und Stelle, der, da auch die 18. Feldkompagnie vom Marsch nach Liwale hatte zurückgerufen werden können, sechs Kompagnien zu seiner Verfügung hatte. Bis gegen Ende Oktober klärte er die Lage auf, wobei festgestellt wurde, daß die Engländer nicht in der Station selbst saßen, sondern sich auf den nördlich und westlich davon gelegenen Höhen stark verschanzt hatten. Trotzdem ging er Anfang November von dem etwas nördlich gelegenen Pungotini gegen die stark besetzten Stellungen vor, mußte aber, obwohl es ihm gelang, die Engländer teilweise zu verdrängen, die errungenen Vorteile wieder aufgeben, weil die Verpflegungsverhältnisse dicht am Feinde zu schwierig wurden, und nahm eine feste Stellung zwei Stunden nördlich davon ein.

Im letzten Drittel des November traf der Kommandeur, von Usaramo kommend, vor Kibata ein und übernahm den Oberbefehl. Die Lage bei Kiderengwe sowie in Usaramo gestattete es, ein gut Teil der Truppen aus jenen Gegenden herauszuziehen, so daß ihm im ganzen elf Kompagnien (8., 11., 13., 14., 17., 18., 21., 22., 30. Feld-, 6. Schützen- und O.-Kompagnie), die Batterie Köhl (zwei 7,0-cm-Berggeschütze), v. Kaltenborn (eine 10,5-cm-Haubitze) und Apel (ein 10,5-cm-Schiffsgeschütz) zur Verfügung standen.

Der Platz sollte, wenn irgend möglich, wieder genommen, auf jeden Fall aber die Stellung der englischen Kilwatruppen so entschieden bedroht werden, daß sie einen Vormarsch auf unsere südliche Rückzugslinie nicht wagen konnten.

Ein 10,5-cm-„Königsberg"-Geschütz und eine 10,5-cm-Haubitze wurden in dem bergigen und schwer übersichtlichen Gelände in günstige Stellung gebracht. Unsere Infanterie konnte, gedeckt durch den dichten Busch, bis nahe an die Station Kibata hinangeschoben werden. Eine unmittelbar nördlich davon gelegene, die Wasserstelle beherrschende Höhe wurde überraschend von rückwärts angegriffen und die Besatzung vertrieben. Auf dem einen Ende dieser Höhe aber befand sich ein so stark befestigtes Erdwerk, daß wir den Feind mit dem gleichen Ansturm nicht herauswerfen konnten. 50 bis 70 Meter davor gruben wir uns ein, und es entwickelten sich Stellungskämpfe, ähnlich denen an der Westfront in Europa, Einzelangriffe, Handgranatenkämpfe, Erstürmung einzelner Grabenteile, kurz all das, was wir von dem wilden Völkerringen in den Zeitungen hier und da hatten lesen können, ereignete sich nun auch auf afrikanischem Boden.

Die Stationsfeste wurde von unserer Artillerie überraschend und mit großem Erfolge beschossen, wie eine Kompagnie, die den Feind umgangen und sich an eine von Kibata nach Kilwa führende Hauptverbindungsstraße gelegt hatte, beobachtete. Die Engländer wollten uns daher aus der sie bedrohenden Bergstellung, auf der wir uns allmählich mit starken Unterständen und mannstief eingegraben hatten, vertreiben. Die 129. Beludschen, in Flandern und Artois im Stellungskampfe erprobt, griffen nächtlicherweile an. Bei schwachem Mondenschein gab 10½ Uhr ein Artillerieschuß das Zeichen; ein rasendes Maschinengewehrfeuer richtete sich von allen Seiten auf unsere Stellung. Die Bäume auf der Höhe wurden bis auf den letzten Stumpf zerschossen, Erde, Steine, Dreck flogen umher. Wohl hatte man sonst Tag und Nacht durch Scharfschützen jede Gelegenheit ausgenutzt, dem Gegner Verluste beizubringen; die nächtlichen Arbeiten vor der Front am Stacheldrahtverhau und das Vortreiben unserer Stollen gegen die feindliche Stellung waren öfters gestört worden, dieser Feuerüberfall aber war etwas Neues und wurde erst erklärlich, als er plötzlich absetzte und in demselben Augenblick auch schon der Feind im wilden Ansturm feuernd auf unsern eignen Schützengräbenböschungen lag. Die Höhe, auf der unsere Stellungen sich befanden,

war so steil, daß während des höllischen Maschinengewehrfeuers die Beludschen unbeobachtet und ungestört die Abhänge heraufgekrochen waren und in dem Augenblick, in dem das Feuer aussetzte, sich in unsere Gräben schwangen. Es kam zu einem heftigen Nahkampf zwischen den zähen pantherartigen Beludschen und der tapfern 21. Feldkompagnie unter ihrem erprobten Führer, dem Oberleutnant v. Ruckteschell. Er schlug sich wohl eine Stunde mit diesem entschlossenen Gegner herum, warf ihn dann aber endgültig aus unserer Stellung unter ganz erheblichen Verlusten heraus. Auch der tapfere Führer der Inder, Captain Brown, lag in unserm Schützengraben unter den Toten, die wir am nächsten Morgen ehrenvoll bestatteten.

Unsere Verluste waren gering. Der Kompagnieoffizier Oberleutnant z. S. Wunderlich erhielt einen Brustschuß aus nächster Nähe, der ihn den Berg hinunterwarf, wo er von einem Sanitäter aufgefangen und verbunden wurde. Zwei unserer Maschinengewehre wurden aus nächster Nähe zerschossen. Einer der tüchtigen Maschinengewehraskari mit seinem zertrümmerten Mordinstrument auf der Schulter trat stramm bei seinem Kompagnieführer v. Ruckteschell an mit der Frage, was er tun solle; noch ehe er die Antwort erhielt, er solle sich ein neues holen und weiterschießen, bekam er in den Maschinengewehrmantel einen Schuß, so daß er mitsamt seiner Last den Abhang, an dem er stand, hinunterrollte und seinen Auftrag schneller ausführen konnte, als er gedacht hatte.

Das alles war mit so wildem Ungestüm und so gespensterhaft vor sich gegangen, daß nach glücklich abgeschlagenem Angriff die tapfern 21er sich gegenseitig erstaunt besahen, ob sie überhaupt noch vorhanden seien. Man trug die Leichen des Feindes aus den Gräben und richtete sich für einen neuen Angriff ein. Der aber kam nicht; wie wir später aus englischer Quelle erfuhren, hatte der Feind in diesen Tagen, eingerechnet diesen Nachtangriff, nicht weniger als 50 Proz. seines Bestandes an Verlusten gehabt.

Es konnte festgestellt werden, daß der Gegner seine Truppen immer mehr verstärkte und die bei Kilwa gelandete Division ausschließlich in der Umgebung von Kibata verwandte. Der Zweck, ihn vom Vormarsch auf Liwale abzuhalten, war also erreicht. Andererseits aber setzte er alle seine Kräfte daran, mit uns bei Kibata fertig zu werden. Er versuchte, unsern rechten Flügel zu umgehen, um uns auf diese Weise zur Räumung der Höhe zu veranlassen, auf der wir ihm zu nahe auf den Leib gerückt waren. Stärkere feindliche Abteilungen wurden beobachtet, die sich von Höhe zu Höhe gegen unsere rechte Flanke vorschoben und allmählich einen beherrschenden Berg, Goldcoast hill, nach seiner Besatzung zubenannt, erreichten. Es wurde Zeit, an einen Gegenstoß zu denken; die Abteilung v. Liebermann, bestehend aus der 11. und 21. Feldkompagnie, erhielt Befehl, den Gegner von diesem Berg zu vertreiben. Oberleutnant v. Ruckteschell mit der 21. stürmte direkt vom

Tal aus die Höhe; im raschen Anlauf gelangten seine ersten Angriffswellen bis auf fünf Schritt vor den feindlichen Graben, als sie von unsern eignen Granaten, die den Angriff unterstützen sollten, getroffen wurden, so daß von 16 Mann 10 fielen. Dadurch war dieser nur durch Überraschung Erfolg versprechende Plan mißlungen. v. Ruckteschell mußte mit der Kompagnie eine 300 Meter von dem Gold-coast-Hügel entfernte Stellung einnehmen, von der aus er mit Maschinengewehr dem ziemlich ungedeckt liegenden Gegner starke Verluste beizubringen vermochte. Zugleich bearbeitete unser Gebirgsgeschütz im Verein mit unserer Haubitze auf 1500 Meter Entfernung das Goldküstenregiment mit starkem Erfolg. Oberleutnant v. Ruckteschell, der an Stelle des erkrankten Hauptmanns v. Liebermann die Führung der Abteilung übernommen hatte, umstellte mit der 21., der 11. sowie 17. Feldkompagnie, langsam vorrückend, die feindliche Stellung und hielt durch kleinere Unternehmungen den Gegner bei Tag und Nacht in Atem. Nach sechs Tagen war der Goldküstenberg so weit umgangen und erfolgreich von unsern Geschützen eingedeckt, daß der Gegner ihn räumte. Auf dem gewonnenen Gelände fanden wir eine größere Anzahl Massengräber. Allein auf dem Hügel waren mehr als 150 Mann beerdigt. Die Wirkung der Maschinengewehre und Artillerie mußte furchtbar gewesen sein, noch jetzt lagen einzelne Gliedmaßen, wie Arme, Köpfe, Beine, verstreut umher.

Kurz nach diesem Erfolge durch die Abteilung v. Ruckteschell wurde die vorgeschobene, jetzt von der 6. Schützenkompagnie besetzte Stellung, aus der dieser mit seiner 21. Feldkompagnie am 8. Dezember den Nachtangriff der Beludschen so erfolgreich zurückgeschlagen hatte, von drei englischen Kompagnien durch einen ebensolchen Nachtangriff genommen. Dieser war mit Handgranaten, Minenwerfern und allen modernen Kriegsmitteln so heftig ausgeführt worden, daß der tapfere Führer der 6., Leutnant Brugger, nicht imstande war, der eindringenden Übermacht Herr zu werden, und selbst schwer verwundet, nur mit Mühe der Gefangenschaft entging.

Der Verlust dieser Höhe aber trat völlig zurück gegen den am Gold-coast hill erzielten Erfolg. Trotz unserer zahlenmäßigen Unterlegenheit beherrschten wir die Lage vollständig. Unsere Kampfpatrouillen schädigten den Feind tagtäglich auf seinen rückwärtigen Verbindungen und hielten ihn in vollständiger Täuschung über unsere Absichten und unsere Schwäche. Jedenfalls war er gezwungen, seine schweren Verluste, deren Zahl an Toten mindestens 500 Mann betragen haben muß, durch Heranziehung immer neuer Truppenteile auszugleichen, und konnte seine Absicht, in das Innere des Landes gegen Liwale vorzugehen, nicht ausführen.

Portugals Gastrolle.

Auf diese Weise erreichte es der Kommandeur, dem Feinde bis zur Zeit der Jahreswende seinen Willen aufzuzwingen und ihn so zu fesseln, daß die bisherige Abteilung v. Boemcken, jetzt unter Hauptmann d. L. Postdirektor Rothe, die von Liwale wieder nach Mpotora zurückbefohlen war, frei wurde und zur Bekämpfung der Portugiesen nach dem äußersten Süden der Kolonie abgezweigt werden konnte.

Dies war der neuste Feind, der auf der Bildfläche erschienen war, um die Abschließung und Einkreisung des Schutzgebietes zu vervollständigen. Die Haltung dieses Nachbarn war bis dahin trotz der amtlichen Neutralität eine nicht immer einwandfreie gewesen.

Das lag in den allgemeinen politischen Verhältnissen begründet. Fast das ganze portugiesische Ostafrika war an englische Chartergesellschaften aufgeteilt, und in der Verwaltung der Kolonie hatte der in Mosambik sitzende englische Generalkonsul von jeher, auch in Friedenszeiten, einen größern Einfluß gehabt als der portugiesische Generalgouverneur. Es muß daher wundernehmen und spricht für die Tatkraft der derzeitigen portugiesischen Regierung, daß sie imstande war, auf Jahr und Tag sich dem zu widersetzen, daß die junge Republik als tätiger Teil mit in den Krieg hineingezogen wurde. Für die Ostafrikaner galt es als selbstverständlich, daß die Engländer sich der Portugiesen bedienen würden, um die deutsche Kolonie vollständig mit feindlichem Gebiet zu umgeben. Wie man mit gutem Grunde annahm, mußte das der englischen Diplomatie nicht schwer werden, nachdem die Diplomatie des Herrn v. Bethmann, unterstützt durch den Botschafter v. Lichnowski und Dr. Solf, sich auf die Verhandlungen eingelassen hatte, die, wie der Eventualvertrag von 1898, eine zunächst wirtschaftliche Teilung der portugiesischen Kolonien zum Inhalt haben sollten. Das zu erwartende Abkommen sollte die Versöhnung mit England anbahnen, hatte diesem aber nur als brauchbarer Vorwand gedient, die Portugiesen gegen das ländergierige Deutsche Reich zu verhetzen. Die Rede des portugiesischen Ministerpräsidenten in der Kammer zu Lissabon am 3. März 1914, kurz bevor man den schon „paraphierten" Vertrag zum ersten Male beabsichtigte zu veröffentlichen, sprach für die Hinterhältigkeit der englischen Politik — und für den von ihr beabsichtigten Erfolg. In Ostafrika waren diese Vorgänge nicht unbekannt geblieben, zumal schon ein hoher Beamter der landwirtschaftlichen Abteilung von dort nach Angola gefahren war, um Studien für die wirtschaftliche Einflußnahme zu machen. Für das Schutzgebiet war es aus diesen Gründen etwas Selbstverständliches, als die ersten Reuterkabelungen, die nach Beginn des Krieges bekannt wurden, die Nachricht brachten, daß auch Portugal den Krieg erklärt habe.

Entsprechend dem Grundsatz des Kommandeurs, an allen Grenzen angriffsweise vorzugehen, erhielt deshalb auch die geringe militärische Besatzung des Lindibezirks die Anweisung, im gleichen Sinne gegen Mosambik zu verfahren. Viel war es nicht, was diesen Zwecken dienen konnte, denn abgesehen von etwa 100 Mann Polizei und dem vom Stabsarzt Dr. Weck geleiteten Schlafkrankenlager befand sich hier nur die 3. Feldkompagnie unter Hauptmann Döring. Dieser hatte für einen etwaigen Mobilmachungsfall allerhand Vorbereitungen getroffen; er hatte die Pflanzungen verpflichtet, im gegebenen Falle 600 ausgesuchte Leute aus ihrer Arbeiterschaft zu stellen, die, durchweg vom Zulustamm der Wangoni, sich nicht allein zu Trägern, sondern ganz besonders gut zu Askari eigneten, und von denen eine ganze Anzahl auf Grund freiwilliger Meldung auch sofort als Rekruten eingestellt werden konnten. Noch ehe die Mobilmachungsvorbereitungen der 3. Feldkompagnie ihr Ende gefunden hatten, war Stabsarzt Dr. Weck, dem der Angriffsbefehl gleichfalls zugegangen war, mit seinen wenigen Wachaskari und den rasch bewaffneten, noch marschfähigen Schlafkranken über den mittlern Rowumafluß, in dessen Nähe sein Lager sich befand, gegangen, um die hier liegende kleine Grenzfestung des vermeintlichen Feindes im Morgengrauen zu überfallen. Die Besatzung lief fast ohne Widerstand davon; das einzige Opfer des Feindes war der portugiesische Unteroffizier, der das Kommando führte. Kaum hatte dieses Er-

eignis sich vollzogen, als eine neue Nachricht anlangte, die besagte, daß Reuter einmal wieder, wie so oft, gelogen habe, und daß die Kriegserklärung Portugals nicht erfolgt sei.

Hauptmann Döring war gerade im Begriff, den Rovuma zu überschreiten, um gegen die nahe unserer Grenze gelegene kleine Küstenstadt Palma zu marschieren. Er hielt den Vormarsch an, allerdings immer noch bereit, ihn anzutreten, da mehrere einander folgende, sich widersprechende Reutermeldungen beim Kommandeur Zweifel aufkommen ließen, wie die tatsächliche Haltung Portugals sei; schließlich konnte endgültig festgestellt werden, daß dieser Staat sich vorläufig noch neutral verhielt. Der portugiesische Untergouverneur des Grenzdistriktes gab sich die erdenklichste Mühe, die Friedfertigkeit seines Landes zu erweisen, indem er dies schriftlich betonte und auch durch Handlungen bezeugte: er ließ die Deutschen seines Bezirkes, die ihrer Wehrpflicht in Deutsch-Ostafrika genügen wollten, nicht allein unbehindert über die Grenze gehen, sondern er unterstützte sie auch durch Gestellung von Trägern und in einzelnen Fällen selbst durch Darleihung von Geldmitteln.

Nunmehr geschah auch von unserer Seite alles, um diesen günstigen Stand der Dinge zu erhalten. Der Bezirksamtmann von Lindi, Wendt, und der Gouvernementssekretär Wach, der am Rowuma saß, um den Verkehr mit den jenseitigen Behörden zu vermitteln, stellten sich möglichst freundschaftlich zu dem portugiesischen Beamten, sandten ihm, wie man das in Friedenszeiten zu tun pflegte, Geschenke an Sekt und abonnierten bei ihm für einen sehr hohen Preis auf die Reutertelegramme; das brachte jenem etwas ein und war wertvoll für uns, weil wir sonst von jedem Auslandsverkehr so gut wie vollständig abgeschnitten waren. Der deutsche Gouverneur entschuldigte sich wegen des Angriffs auf die portugiesische Grenzfeste und bedauerte den dadurch hervorgerufenen Verlust, indem er die Schuld daran mit vollem Recht der lügenhaften Berichterstattung des Bureaus Reuter zuschrieb. Es schien auch, als ob die Regierung von Mosambik sich damit zufriedengestellt erklären würde, denn wie wir erfuhren, wurde das Vorkommnis in der Presse der portugiesischen Kolonie nur flüchtig erwähnt.

Auf diese Weise hatten wir doch mancherlei Vorteil von der Haltung der dortigen Behörde. Sehr viel war es ja nicht, was wir an brauchbaren Gütern erhielten, aber für uns war auch das Wenige nützlich. Es hatte ganz den Anschein, als ob die Portugiesen in ihrer Gesamtheit nicht gerade in sonderlicher Freundschaft für England erglühten, aber sie konnten nicht so, wie sie wollten, denn der eigentliche Herr im Lande war schließlich doch der englische Generalkonsul in Mosambik, der durch Drohung und Tat die staatlichen Regierungsbehörden einschüchterte. Dies erfuhren zunächst die in dem Hafen von Mosambik liegenden deutschen Handelsschiffe, indem deren Besatzung und deutsche Fahrgäste unter überaus strenger Aufsicht gehalten

wurden. Dem deutschen Berufskonsul in Mosambik, Dr. Reuter, wurden alle nur möglichen Beschränkungen auferlegt; selbst das Privatkonto bei der Bank wurde ihm gesperrt und erst nach langwierigen Verhandlungen und Beschwerden wieder freigegeben. Die Abreise der dienstpflichtigen Dampferbesatzungen wurde behindert; sie konnten, wie an anderer Stelle beschrieben, nur mit List und unter gefährlichen Umständen sich in Booten davonmachen.

Ungemein erschwert wurden diese für uns so notwendigen Beziehungen dadurch, daß im ersten Halbjahr des Krieges das Unternehmen des Majors Franke von der südwestafrikanischen Schutztruppe auf das nördlich des Owango gelegene Fort Naulila stattgefunden hatte. Die Handlungsweise wird berechtigt gewesen sein, für uns aber ergaben sich daraus Unannehmlichkeiten. War der Angriff des Stabsarztes Dr. Weck ohne jede Folgen geblieben, so wurde dieses Ereignis die Ursache dafür, daß es den Engländern gelang, die portugiesischen Einwohner der Kolonie ganz erheblich zu unsern Ungunsten zu beeinflussen; ein schon in die Wege geleiteter Ankauf von Maschinengewehren, sonstigen Waffen und Munition scheiterte dieserhalb.

Auch die Entsendung eines besondern Unterhändlers in der Person des Leutnants d. R. Bohlen von der Leitung der D.-O.-A.-Linie hatte keinen Erfolg. Er reiste unter dem Vorwande, daß er die Verhältnisse seiner Gesellschaft in Mosambik ordnen müsse, hatte aber trotzdem mit großen Schwierigkeiten, selbst in der Zulassung zur Reise zu kämpfen. Schließlich kam er mit einer deutsch-portugiesischen Firma, die in Lissabon ihren Sitz hatte, zu einem Abschluß auf Heraussendung einer erheblichen Menge nutzbaren Gutes. Das schon eingeleitete Geschäft mußte jedoch wieder aufgegeben werden, weil man sich beim Gouvernement von Deutsch-Ostafrika nicht entschließen konnte, die große Gefahr zu laufen, die damit verbunden war, denn es lag selbstverständlich im Bereich der Möglichkeit, daß die Sendungen niemals in unsere Hand kommen würden. Immerhin gelang es Bohlen, schon jetzt einige Lebensmittel zu kaufen und bei seiner Rückkehr in die Kolonie zum Teil über die Grenze zu schaffen.

Die bei dieser Gelegenheit gemachten Beobachtungen ließen erkennen, daß unter den Portugiesen zwei Strömungen vorhanden waren, deren eine den Engländern, deren andere uns gegenüber sich nicht ungünstig stellte; es schien, als ob eine im Innern noch königlich gesinnte Partei den Anhängern der Republik widerstrebe. Bei der Lage dieser Verhältnisse und bei den allgemein bekannten etwas verrotteten Zuständen in der portugiesischen Besitzung wäre es sicher möglich gewesen, durch Aufwendung größerer Mittel die Beamten zu unsern Gunsten zu beeinflussen. Es schien aber, als ob unser Gouvernement sich zu solchen mit unsern damaligen Begriffen von Beamtentum allerdings nicht vereinbaren Maßnahmen sich nicht entschließen konnte. Mangel an Geldmittel auf unserer Seite kann es nicht gewesen

sein, denn unsere Schecks waren damals noch so gut wie bar Geld, und außerdem besaßen wir in der Kolonie gewonnene Rohgoldmengen im Werte von ungefähr 800000 Mark. Man muß in unsern Gouvernementskreisen auch geglaubt haben, daß die Übermacht des englischen Generalkonsuls doch schließlich jedes Eingreifen zu unsern Gunsten würde verhindert haben; die allgemeine Anschauung in der Kolonie aber war, daß es trotzdem hätte versucht werden müssen.

Der Vertreter Englands setzte es unter diesen Umständen alsbald durch, daß der uns günstig gesinnte Untergouverneur von Palma einem Manne der Kriegspartei weichen mußte; spätere Veränderungen in der Besetzung dieser Stelle brachten auch einmal wieder einen günstig gesinnten an den Platz, aber was ein solcher zu unsern Gunsten wagte, mußte immer in der Form größter Heimlichkeit vor sich gehen. Glücklicherweise bekamen wir auf diese Weise unter anderm eine größere Sendung von Arzneimitteln, darunter Chinin, sowie Stärkungsmittel, vor allem Rotwein, über die Grenze.

Alles in allem war es trotz der großen Schwierigkeiten, die überwunden werden mußten, doch eine nicht zu unterschätzende Annehmlichkeit und Beruhigung für die Kolonie gewesen, wenigstens eine Grenze zu haben, die nicht ausgesprochen feindlich war. Für uns war es daher eine bittere Überraschung, als im März 1916 auf drahtlosem Wege die Nachricht eintraf, daß unsererseits der Krieg gegen Portugal erklärt sei. Der Grund dafür sollte die Beschlagnahme der deutschen Schiffe sein, die sich in die portugiesischen Häfen gerettet hatten. Die Portugiesen dürften hierbei kaum aus eignem Antrieb gehandelt haben, und wenn denn schon eine kräftige Antwort auf diese Handlungsweise nötig gewesen sein muß, so wurde der Kriegszustand doch in Deutsch-Ostafrika mit geteilten Empfindungen begrüßt. Er kam zu einer Zeit zur Kenntnis, in der wir gerade in den Beginn unsers schweren Schlußkampfes gegen die südafrikanische Übermacht eintraten. Nicht der Gedanke, daß die Portugiesen gefährliche Gegner werden könnten, war es, der dahin wirkte, aber das Bewußtsein, nun vollständig eingeschlossen zu sein wie in einer belagerten Festung, unentrinnbar festgenagelt, jeder Möglichkeit eines Verkehrs nach außen beraubt: das war es, was einen besonders trüben Schleier vor die Zukunft legte.

Auf drahtlosem Wege erfuhren wir, mit welch gespreizter Ruhmredigkeit der portugiesische Ministerpräsident im Parlament zu Lissabon die hehre Aufgabe der glorreichen portugiesischen Armee in diesem Kampfe um die Güter der Kultur pries, wie er feststellte, daß 15000 Mann bester portugiesischer Truppen an der Grenze bereitständen, um gegen uns vorzugehen. Der Hochachtung, welche man den Portugiesen als Kriegsmacht entgegenbrachte, entsprach die Besatzung des Lindibezirkes bei Beginn der Feindseligkeiten.

Sie bestand damals aus 25 Europäern und 100 Polizeiaskari, zu deren Unterstützung das Kommando die 20. Feldkompagnie unter Kapitänleutnant Hinrichs entsandt hatte, als das Hilfsschiff „Marie von Stettin“ im März eingelaufen war, und fast gleichzeitig der Kriegsanfang mit Portugal eintrat. Am Strande der Hafenbucht von Sudi, etwa 60 Kilometer nördlich der portugiesischen Grenze, waren die für uns unersetzlichen Güter gelandet, die infolge Trägermangels nur sehr langsam abgeführt werden konnten. Sie waren in dringender Gefahr, denn daß der Angriff des neuen Feindes in dieser Richtung gehen würde, konnten wir ohne weiteres annehmen, auch wenn nicht erbeutete Briefe und Zeitungen uns darüber unterrichtet hätten. Am 22. Mai erschienen die beiden Kreuzer „Chaimite“ und „Almastor“ vor Mwambo an der Mündung des Grenzflusses und versuchten kurzerhand zu landen. Sie wurden von 3 Europäern und 42 Mann unter Leutnant d. Sw. Sprockhoff abgewiesen. Die Kriegsschiffe gingen alsdann zu einer heftigen Beschießung mit ihren 15-cm-Geschützen über, die bis zum 26. Mai einschließlich dauerte und durch eine 7,6-cm-Batterie von jenseits des Rowuma her auf 1500 Meter Entfernung unterstützt wurde. Unter dem Geschoßhagel lagen unsere Leute vier Tage lang in ihren Unterständen, ohne sich zu rühren, denn es fehlte ihnen zur Erwiderung des Feuers auch das kleinste Geschütz. Kein Mann wurde bei Tage sichtbar, so daß da am Strande nichts Lebendes mehr sich regte, die Portugiesen glaubten, die kleine Strandwache vertrieben zu haben. In recht leichtsinniger Weise versuchten sie, die Landung nunmehr auszuführen. Vier Dampfpinassen schleppten je zwei große Landungsboote, in jedem eine Besatzung von 40 Europäern. Bis ganz nahe an den Strand ließ Sprockhoff sie herankommen und brach dann mit einem wilden Feuerüberfall über sie her. Eine Pinasse wurde zerstört, eine zweite trieb steuerlos gegen die Küste. Die gesamte Besatzung dieser beiden und der von ihnen geschleppten vier Boote wurden bis auf den letzten Mann getötet. Die beiden andern Schleppzüge gelangten mit Mühe und schwer beschädigt wieder in den Schutz ihrer Kreuzer. Am 28. Mai wurde die Beschießung wieder aufgenommen und zugleich eine Landung eine Stunde oberhalb von Mwambo versucht, aber der dort stehende deutsche Posten, ein Europäer und zwölf Askari genügten, die auf Pontons herangeführten portugiesischen Truppen, eine Europäerkompagnie und zahlreiche Farbige, abzuweisen, da die schlechten Erfahrungen des Tages vorher sie mürbe gemacht haben mochten. Wir hatten nicht den geringsten Verlust, indes die Portugiesen rund 400 Mann einbüßten.

Damit hatten sie vorläufig genug und ließen uns unbelästigt, um erst von Europa neue Verstärkungen heranzuziehen. Diese gingen, wie wir durch Funkentelegraphie erfuhren, am 28. Mai von Lissabon ab und trafen Ende Juli in Portugiesisch-Ostafrika in dem uns zunächst gelegenen Hafen Palma

ein. Am 15. September überschritten die Portugiesen dann den untern Rowuma bei Kiromba. Unsere Grenzschutzabteilung, die immer noch unter Leutnant Sprockhoff stand, war nur 12 Europäer, 113 Askari und 59 Irreguläre stark, fast ausschließlich mit dem rauchstarken Gewehr Modell 71 bewaffnet; sie hatten nur mehr ein Maschinengewehr und ein erobertes englisches 4,7-cm-Geschütz. Mit dieser Macht war es nicht möglich, die langausgedehnte Grenzlinie überall zu bewachen, da der Fluß um diese Jahreszeit an sehr vielen Stellen durchfurtet werden kann. Etwa 2000 bis 3000 Mann stark, mit sechs Geschützen, vielen Maschinengewehren, mit Kavallerie, Kraftwagen und sonstigem modernen Kriegsmaterial ausgerüstet, drangen die Feinde Rowuma aufwärts vor mit dem Kriegsziel, die auf dem Makondeplateau gelegene befestigte Bezirksnebenstelle Newala zu besetzen. Nicht ohne Kampf kamen sie voran. Bei Mahuta legte Sprockhoff ihnen einen Hinterhalt und warf drei Kompagnien und eine Schwadron über den Haufen. 14 Portugiesen und 53 Askari blieben liegen, Pferde, Maultiere, Gewehre und viele Patronen wurden erbeutet. Am 8. Oktober übernahm Kapitän z. S. Looff den Befehl an der Südgrenze, doch blieb die ganze Last des Kampfes gegen die vordringenden Portugiesen auf Sprockhoffs kleiner Abteilung liegen, da Kapitän Looff außer dieser nur die 20. Feldkompagnie unter Kapitänleutnant Hinrichs zur Verfügung hatte, die bei Lindi stehenbleiben mußte, um diese Stadt und auch den weitern Abtransport der Güter von Sudi zu decken; nur 25 Mann und ein Maschinengewehr konnten an Sprockhoff als Verstärkung abgegeben werden. Unter täglichen Gefechten wich dieser an den Rand des Makondehochplateaus gegen Newala hin zurück. Am 26. November sah er sich genötigt, Newala zu räumen und sich auf die 20. Feldkompagnie bei Lindi zurückzuziehen.

Die Portugiesen bauten zunächst ihren Etappenweg aus, legten eine Straße für Kraftfahrzeuge an und schafften Verpflegung über den Fluß, der immer noch niedrig war, und begannen am 8. November, den jetzt wieder am Plateaurand bei Mahuta stehenden Sprockhoff mit großer Übermacht anzugreifen. Dieser mußte wegen Munitionsmangels zurückgehen, doch aber gelang es ihm, den Feind vom weitern Vordringen gegen die englische Missionsstation Massassi so lange abzuhalten, bis Looff durch die vom Norden abgesandte Abteilung des Hauptmanns d. L. Rothe so weit verstärkt war, daß er am 15. November mit der Gegenoffensive auf Newala beginnen konnte. Die deutsche Streitmacht bestand nunmehr aus 524 Gewehren, sechs Maschinengewehren, einem 10,5-cm-„Königsberg“-Geschütz und einer englischen 4,7-cm-Kanone. Nur etwa 100 Mann hatten das moderne rauchlose Gewehr; sie war gegliedert in die 4. Schützenkompagnie und die Tangakompagnie unter Hauptmann Rothe, die 20. Feldkompagnie und die Abteilung Sprockhoff unter Kapitänleutnant Hinrichs.

Am 16. November trat Looff von Massassi aus den Vormarsch auf Newala an. In den Aufklärungsgefechten vom 19. bis 21. November wurde ein Kraftfahrzeug erbeutet und festgestellt, daß die unter dem Plateaurande nach dem Rowuma zu gelegene Wasserstelle von Newala stark befestigt und mit 700 Mann besetzt war. In der Station selber stand der Kern des portugiesischen Expeditionskorps, fast ausschließlich Europäer, in einer Stärke von 800 Mann mit 4 Geschützen und 6 Maschinengewehren. Looff beschloß, die Wasserstelle zu nehmen, um dadurch die Aufrechterhaltung der Besetzung von Newala unmöglich zu machen, denn es erschien undurchführbar, den stark befestigten Platz ohne Artillerievorbereitung anzugreifen, unser schweres Geschütz aber hatte bislang den steilen Plateaurand nicht heraufgeschafft werden können. Um den Plan zur Ausführung zu bringen, war es nötig, auf die Stationsbesatzung derart zu drücken, daß sie der Wasserstelle nicht zur Hilfe kommen konnte. Diese selbst mußte überraschend, besonders was die Richtung anbetraf, angegriffen, und der Sturm schnell durchgeführt werden.

In der Nacht zum 22. November ging Hinrichs gegen die Station vor und beschäftigte bei geringen eignen Verlusten die Besatzung vollständig; indessen führte Hauptmann Rothe seine beiden Kompagnien zum Sturmangriff auf die Verschanzungen der Wasserstelle. Der Feind setzte sich tapfer zur Wehr; drei unserer Offiziere, darunter Oberleutnant d. L. Postinspektor Grundmann, brachen schwer verwundet zusammen. Der Angriff wurde jedoch unter Rothes Führung alsbald wieder aufgenommen und hatte einen vollen Erfolg. Im Handgemenge wurde der Feind mit dem Bajonett aus seinen Schanzen gejagt und flutete in wilder Flucht auseinander. Die verschiedenen Hilfsversuche von der Station aus waren durch die zwei Maschinengewehre des Kapitänleutnants Hinrichs zurückgehalten worden.

Der mit Mauern und Stacheldraht stark befestigte Platz wurde vollständig eingekreist, und nachdem es am 26. November dem Artilleriekommandanten, Leutnant d. L. Bezirkssekretär Heuser, gelungen war, das schwere „Königsberg"-Geschütz die steile Höhe hinaufzubringen, nahm Kapitän Looff am 28. November die Befestigung unter indirektes Feuer. Ein Entsatzversuch, den 500 Portugiesen von Osten her machten, wurde durch die Kompagnie Tanga unter schweren Verlusten für den Gegner abgewiesen. Von einem Sturmangriff unsererseits wurde abgesehen, da wir durch einen Überläufer erfahren hatten, daß die Truppe ohne Wasser sei und sich nur noch Stunden halten könne. Am 29. November früh räumte der Feind, durch einen dichten Nebel gedeckt, auf Schleichwegen seine Stellungen, in der Angst alles von sich werfend, was ihn an eiliger Flucht hindern konnte. Seine sämtlichen Geschütze und Maschinengewehre, fahrbare Funkenstationen, viele Gewehre, 100000 Patronen, 30 Pferde, Arznei- und Verbandmittel und jegliches

Kriegs- und Verpflegungsmaterial in gewaltigen Mengen wurden erbeutet. In Gewaltmärschen setzten unsere Abteilungen dem Feinde nach, der, ohne sich umzusehen, alles räumte und über den Rowuma zurückflüchtete. Unsere kleinen Kampfpatrouillen unter Vizefeldwebel Schulze und Leutnant d. R. Berghöfer drangen weit in das portugiesische Gebiet ein; ohne irgendwelchen Widerstand zu finden, konnten sie sämtliche Grenzstationen einnehmen. Dabei wurde noch außerordentlich große Beute gemacht, der Feind aber wurde nicht mehr gesehen. Er lief bis an die Küste des Meeres und wäre noch weiter gelaufen, wenn er gekonnt hätte.

Aus den aufgefundenen Berichten des portugiesischen Kommandanten, General Gil, erfahen wir, daß eine stattliche Macht uns gegenübergestanden hatte. Die Stammrollennummern der Europäer gingen allein bis 2459; von dem Feldmaterial, das über unsere Grenze geführt worden war, hatten sie so gut wie nichts gerettet und unter anderm auch erhebliche Mengen völkerrechtswidriger Dum-Dum-Geschosse in unsern Händen lassen müssen. Diesem jammervollen Zusammenbruch gegenüber machte der Inhalt der von uns vorgefundenen portugiesischen Zeitungen einen gar drolligen Eindruck. Darin war geschrieben: Jetzt erst gehe der Krieg gegen Deutsch-Ostafrika wirklich an; die Südafrikaner seien gar keine richtigen Soldaten, die Portugiesen würden ihnen einmal zeigen, wie es eigentlich gemacht werden müßte. Die Erbitterung der Südafrikaner darüber war sehr groß. Unsere Freude über den gewonnenen Sieg konnte nicht erheblicher sein als die unserer englischen Kriegsgefangenen über die portugiesische Niederlage. Keine Gelegenheit ließen sie vorübergehen, diesen ihren gefangenen Bundesgenossen ihre unverhohlene Verachtung kundzutun. Als bald darauf ein Engländer sich im Gefangenenlager bei seinen Landsleuten mißliebig gemacht hatte, wollten sie ihm als schlimmste Strafe auferlegen, daß er mit den portugiesischen Gefangenen in einer Reihe schlafen solle.

Als eine Erwiderung des portugiesischen Angriffs auf unser Gebiet kann es gelten, daß Anfang April 1917 der Major v. Stuemer mit drei Kompagnien den mittlern Rowuma überschritt, um in das portugiesische Gebiet, welches dem Njassasee benachbart ist, einzudringen. Zum Teil allerdings war diese Entsendung auch begründet in der Absicht, für spätere Maßnahmen eine genauere Kenntnis dieses Geländes zu erwerben und für den Augenblick die Verpflegungsaufwendung in unserm eignen Gebiet etwas zu entlasten.

Die Eingeborenen dieses ganzen Bezirkes stellten sich fast ausnahmslos auf unsere Seite; obwohl wir kamen, nur um etwas von ihnen zu fordern, nämlich Nahrungsmittel und Trägerdienste, dagegen kein richtiges Geld mehr hatten, um sie entlohnen zu können, fielen sie trotzdem von den Portugiesen ab und leisteten uns jede Hilfe. Besondere Angst vor uns kann es nicht

gewesen sein, denn die Gesamtzahl der Gewehre, die wir auftreten ließen, betrug nicht über 300. Das Verhalten dieser Eingeborenen findet darin seine Begründung, daß sie die elende Mißwirtschaft und üble Behandlung, die sie von der portugiesischen Regierung und den englischen Chartergesellschaften erfahren hatten, nicht mehr ertragen wollten, dagegen wußten, daß die Deutschen gerecht, ehrlich und niemals ungehörig in der Behandlung der Eingeborenen sich gezeigt hatten. Hier urteilten Farbige einer weiten Landfläche durch die Tat und durch Handeln über das Geschrei, welches unsere Gegner durch die Welt gehen ließen, um die kolonisatorische Fähigkeit unseres Volkes zu verurteilen; binnen kurzem fiel Stuemer ein Gebiet zu, das eine Ausdehnung von etwa 60000 Quadratkilometer hatte. Die Portugiesen, von ihren eignen Untertanen verlassen, räumten fluchtartig die Befestigungen des Landes, die sie uns zur gefälligen Benutzung überließen. Sehr bald standen die Stuemerschen Truppen an der englisch-portugiesischen Grenze nahe bei Fort Johnston. Dieses Vorgehen gegen das englische Gebiet hatte aber zur Folge, daß nunmehr englische Abteilungen entsendet wurden, um Major v. Stuemer zu vertreiben, und im langsamen Zurückweichen ging er am 26. August endgültig wieder über den Rowuma zurück.

Vom Rufidji bis an den Mbemkurru.

An der Aufgabe, die Portugiesen vollständig aus unserm Gebiet zu vertreiben, hatten die beiden Kompagnien des Hauptmanns Rothe bis zum Schluß teilgenommen; dann aber wurden sie Ende Dezember nach dem Norden zurückgeholt, wo sie jetzt in Mpotora zum Schutze Liwales dringend benötigt wurden, da der Kommandeur seine Stellung bei Kibata und damit die Fesselung des Gegners nicht länger mehr aufrechterhalten konnte.

Fast übermenschliche Anstrengungen hatten die Kämpfe dort an deutsche wie farbige Mannschaften gestellt; ein vielfach überlegener Gegner war im Schach gehalten und mehr als einmal empfindlich geschlagen worden. Aber wie immer und immer wieder in diesen Kämpfen war der Erfolg nur ein zeitweiser, denn die ungeheure zahlenmäßige Überlegenheit der Engländer vermochte leicht andere Wege zu finden, um dem ostafrikanischen Kriegsziel näher zu kommen. So kam jetzt die Erschütterung unserer Kibatastellung vom Westen. Um die Jahreswende hatte der Feind seine Neuorganisation an der Mgetalinie vor unserer Kiderengwefront zu Ende geführt; zu den schon dort stehenden Truppen war eine ganze Brigade Nigeriaaskari gestoßen, und nun war eine umfassende Bewegung gegen die wenigen Kompagnien, die Hauptmann Otto dort noch bei sich hatte, erfolgt.

Am 1. Januar griff die Übermacht an, und zwar von Südwesten her, von wo man anscheinend am allerwenigsten auf etwas Derartiges gerechnet hatte, denn unsere ganze linke Flanke, begrenzt durch den südnördlich gerichteten Zwischenlauf des Rufidji-Ulanga, war ohne jede Deckung geblieben, obwohl hier unsere Hauptetappenstraße entlang lief. Man hatte zu wenig Rücksicht auf diese gefährliche Lage genommen, denn es war sogar unbemerkt geblieben, daß der Feind einen von Kisaki bis Mkalinso am untern Teil des Zwischenlaufs führenden Verkehrsweg zu einer Autostraße ausgebaut hatte. Auf dieser und von ihr aus erfolgte ein doppeltes Vorgehen. Am 1. Januar früh sah sich die 23. Feldkompagnie bei Behobeho, welches der Vereinigungspunkt der Straßen von Kisaki und Kiderengwe nach der Rufidjifähre bei Kungulio ist, plötzlich und unerwartet vom Süden her angegriffen und zersprengt; der Rückzugsweg für die gesamten dortigen Truppen befand sich also in der Hand des Gegners. Zu gleicher Zeit war bei Mkalinso englische Reiterei über den durchaus unverteidigten Fluß gegangen; ihr fiel wertvolles Gut in die Hand, das hier lagerte, darunter fast unsere ganze unentbehrliche Hauptsanitätsreserve, die von den Engländern — gegen die Bestimmung der Genfer Konvention — vernichtet wurde. Das Ziel dieser Abteilung schien unsere zweite, von Logeloge am Rufidji nach Süden führende Etappenstraße zu sein.

So war Hauptmann Otto gezwungen, die nunmehr völlig in der Luft schwebende Kiderengwestellung in Eile zu räumen. Da der Angriff von Süden her erfolgt war, fand er den Feind bereits auf seiner Straße und mußte unter Verlust seines Gepäckes sich den Rückweg auf die Kunguliofähre bei nicht unerheblichen Verlusten erkämpfen. Unter den Augen der Engländer und in erbitterten, für sie sehr verlustreichen Gefechten bewerkstelligte er am 3. und 4. Januar seinen Übergang über den breiten und tiefen Strom, und als der Feind am 7. Januar folgen wollte, wurde er mit erheblichen Verlusten zurückgeschlagen. Darauf setzten sich von Mkalinso aus starke feindliche Abteilungen in Marsch, die unsere Rückzugslinie abschneiden sollten. Otto mußte sich auf der Straße Kungulio—Maba—Madaba einen Tagemarsch südlich des Rufidji bis Kwembi unter mehrfachen Gefechten am 18. und 20. Januar zurückziehen. Am genannten Orte kam es am 24. Januar zu einem harten Kampfe. Ottos vier Kompagnien wurden von einem Nigeriabataillon frontal angegriffen; 80 Meter vor unserer 14. Reservekompagnie ging es in Stellung, indes ein zweites Bataillon derselben Brigade Ottos rechten Flügel umfaßte; dieses traf auf zwei Züge der 23. Feldkompagnie und warf sie völlig über den Haufen, dabei zwei deutsche Maschinengewehre erobernd. Die 24. und 3. Feldkompagnie mit dem übriggebliebenen Zuge der 23. setzten zum Gegenstoß an und jagten diesen Gegner in die Flucht, um dann sogleich das frontalliegende Bataillon, zusammen mit der 14. zu

überrennen. Bis zum Einbruch der Dunkelheit wurde der Feind verfolgt. Wir verloren: 9 Askari tot, 5 Europäer und 10 Askari verwundet. Vom Feinde wurden 7 Europäer und 70 Askari tot gezählt, 5 Europäer, darunter der eine Bataillonskommandeur und 11 Askari wurden gefangen, die Beute bestand aus vielen Gewehren, Patronen und Feldgerät sowie aus 3 Maschinengewehren, so daß der Verlust der 23er wettgemacht war.

Es hatte sich hier um einen Versuch großen Stiles gehandelt, unsere Hauptmacht am Rufidji endgültig festzunageln und dem Kriege ein Ende zu machen; denn offenbar hatten die gegen Otto kämpfenden Truppen die Absicht gehabt, sich die Hand zu reichen mit Abteilungen, die von der Kilwaküste her südlich der Matumbiberge über Ngarambi sich gegen Maba bewegten. Dies war an Ottos erfolgreichem Widerstand gescheitert.

Darauf gab es auf dieser Seite des Kriegsschauplatzes eine Zeit verhältnismäßiger Ruhe. Unsere Stellungen nördlich des Rufidji, in Usaramo, und am Unterlauf waren aber trotzdem nicht zu halten. Kibata war nicht genommen worden; vom Feinde dauernd verstärkt und ausgebaut, blieb es eine beständige schwere Bedrohung. Auch die herannahende Regenzeit mußte jetzt schon in Rechnung gestellt werden, da sie das Tal weithin in See und Sumpf zu verwandeln pflegt und dadurch Hindernisse bereitet, welche die zerstreuten Truppenteile außer jeder Möglichkeit einer Verbindung setzen konnten.

Der Kommandeur hatte sein Stabsquartier von der Kibatafront nach Utungisee verlegt, einer am gleichnamigen See gelegenen Pflanzung, einige Stunden südlich Utete, von wo aus die verschiedenen nunmehr in Frage kommenden Fronten ihm zugängig waren und voraussichtlich auch bleiben würden. Den größern Teil der Kibatatruppen nahm er mit sich, um bereit zu sein für eine Unterstützung Ottos, und um den Weg nach Mpotora und Liwale freihalten zu können. Hauptmann Schulz aber, der mit nur drei Kompagnien vor Kibata zurückgeblieben war, mußte dem sofort einsetzenden Druck des übermächtigen Feindes nachgeben; er ging in der Richtung auf Utete zurück, was zur Folge hatte, daß nunmehr auch die bislang an der Flußmündung gehaltenen Küstenposten weggezogen werden mußten. Mitte Januar kam das am Delta gelegene Mohorro in Feindeshand und gegen Anfang Februar auch Utete, beide jedoch nicht ohne von den ganz schwachen deutschen Kräften unter Oberstleutnant a. D. v. Bock und Hauptmann v. Liebermann in einer ganzen Reihe von Gefechten hartnäckig verteidigt zu sein.

Damit war natürlich auch die Besetzung von Usaramo nicht mehr aufrechtzuerhalten, zumal die Abteilung Hauptmann Tafels bis auf drei Kompagnien herabgemindert war und einen um das Vielfache überlegenen Gegner vor

sich hatte. In einem musterhaft durchgeführten Rückzuge, jeden Fußbreit Landes nur nach Gefechten aufgebend, ging sie langsam bis an den Fluß, den sie am 3. Februar überschritt.

Der mittlere Teil des Rufidji-Unterlaufes mit den Ortschaften Logeloge und Mpanganja konnte jedoch vorerst noch weiterhin gehalten werden, denn plötzlich ließ die Angriffsbewegung der Engländer nach. Sie hatte wohl den Zweck gehabt, noch vor der großen Regenzeit einen möglichst erfolgreichen Schlag zu tun. Dies war nicht gelungen, und die nun einsetzenden Regen, welche in diesem Jahre selbst die Pflanzungsgebäude im Flußtal unter Wasser setzten, machten in dieser Gegend für beide Teile eine regelmäßige Kriegführung unmöglich. Obwohl die Engländer bis an das Rufidjiknie zurückgingen und auch von der Küste her nicht weiter vorstießen, war es doch für uns nicht angängig, mit den bisherigen Kräften in der Nähe des Stromes zu bleiben. Nach Verlust der Ackerbaugebiete nördlich davon und am Unterlauf konnte die Truppe nicht mehr ernährt werden, obwohl man zu dem Mittel griff, 4000 bis 6000 Träger, die uns bisher treu gedient hatten, zu entlassen und auf das Ungewisse hin nach den englischen Linien abzuschieben. In diesem Jahre wurden die Überschwemmungen so ungeheuer, daß das Verbleiben selbst in der weitern Umgebung des Rufidji zu einer Unmöglichkeit wurde. Wege, die man sonst in ein bis zwei Tagen zurücklegte, beanspruchten jetzt 11 Tage, und trotz aller Vorsicht ertranken bei dem Marsche der Abteilung „Königsberg“ von Logeloge nach Utungisee einige Leute. Die Krankheiten unter Weißen und Schwarzen, die schon längst einen erschrecklichen Umfang bekommen hatten, nahmen völlig überhand. Aus diesen Gründen konnten wir auch aus dem Zurückweichen der Engländer keinen Nutzen ziehen. Wertvoll aber war es in der andern Richtung für uns, daß wir das oft umkämpfte Ngarambi, das mehrere Male im Laufe dieser Zeit den Besitzer gewechselt hatte, geräumt fanden und daß die Abteilung Göring unter sehr erfolgreichen Patrouillenunternehmungen auch das südlicher gelegene Nambanja besetzen konnte. So war es angängig, die Truppen auf diesem östlichen Wege allmählich nach dem Süden abzuschieben, um sie in dem verpflegungsreichen Gebiete bei Mpotora zu sammeln, während die Abteilung Otto weiterhin bei Maba die Sicherung gegen den im Rufidjiknie stehenden Engländer auf sich nahm, bis sie, wie an anderer Stelle erwähnt, zur Unterstützung der hartbedrängten Westtruppen in den Mahengebezirk überführt wurde. Nur eine ganz kleine Gruppe unter Hauptmann v. Heyden-Linden übernahm weiterhin unter besonders gefährdeten Verhältnissen diese Seitendeckung, um sich nur ganz langsam auf Lukuledi zurückzuziehen.

Um Mitte März ging der Kommandeur selber von Utungisee nach Mpotora und sandte von hier aus einen Teil seiner Kompagnien unter

Hauptmann v. Liebermann südlich an dem vom Feind besetzten Njinjo vorbei gegen die Küste vor, was für die Verpflegung von großem Werte war, weil dadurch, einigermaßen unerwartet bei der Lage der Dinge, ein prächtiges, reich bevölkertes Ackerbaugebiet zu unserer Verfügung kam. Unentschieden mag es dabei bleiben, inwieweit bei dieser Bewegung die Gerüchte mitgewirkt haben können, welche um diese Zeit durch die Kolonie schwirrten und besagten, daß deutsche Kriegsschiffe und Unterseeboote vor der Küste erschienen seien. Es war das eine der öfter auftretenden Phantasien, die immer wieder von vielen geglaubt wurden, diesmal wohl veranlaßt durch feindliche Funkenwarnungen vor deutschen Hilfskreuzern. Um Mitte April stand v. Liebermann kaum 30 Kilometer südwestlich Kilwa bei Mgeringeri; hier schlug er in zwei aufeinanderfolgenden Gefechten einen starken Feind, der aus einer Anzahl Askarikompagnien und aus dem schon in Flandern tätig gewesenen 21. Beludschenregiment bestand, so nachhaltig auf das Haupt, daß er ihm drei Maschinengewehre, einen Minenwerfer, 120 Gewehre und 60 000 Patronen nebst großer anderer Beute abnehmen konnte. Ja, am Ende des Monats erreichten wir die Meeresküste selber, und jetzt, am Ende des 3. Kriegsjahres, wurde durch die Batterie des Oberleutnants Batzner, bestehend aus einem eroberten portugiesischen 7,0-cm-Geschütz, bei Kilwa Kisiwani ein englischer Transportdampfer zusammengeschossen.

So war tatsächlich auch der Rufidji mit seinen Hilfsquellen für uns verloren, denn daß die kurze Strecke, die wir am mittlern Teile des Unterlaufs noch besaßen, uns nicht viel nützte und nicht lange mehr gehalten werden konnte, lag in der Natur der Sache. Aber wenn man in Anschlag bringt, daß das Ende des dritten Jahres eines Verzweiflungskampfes herannahte, so kann man sagen, daß innerhalb der noch verbliebenen Möglichkeiten die Lage der Truppe für den Augenblick eine durchaus erträgliche war. Am Rufidji sowohl wie in Mahenge war das starke Auftreten der Regenzeit uns eine Deckung gewesen, die dem Vordringen des Feindes zeitweise einen Riegel vorgeschoben hatte. Dadurch hatte der Kommandeur so viel Luft bekommen, daß er sogar die Möglichkeit fand, die Stuemersche Expedition ins Portugiesische zu entsenden, ohne sich dadurch für den Augenblick besonders zu schwächen.

Aber schließlich war es doch nur die Ruhe vor dem Sturm, und zwar vor einem Sturm, der, sorgfältig vorbereitet, mit ungeheurer Kraft über den letzten Rest deutsch-ostafrikanischen Bodens dahinfegen sollte. Von drei Richtungen her erfolgte das zusammengesetzte Vorgehen gegen die letzte Stellung, die der Kommandeur mit seiner Ostabteilung zu verteidigen gedachte. Wohl standen wir dicht vor Lindi, Kilwa und auch noch westlich, Rowuma aufwärts, bei Tunduru. Dieses waren die drei Gegenden, aus denen der feindliche Angriff erwartet werden konnte und auch erfolgte, indes die vollständige

Einkreisung durch den Erfolg Looffs über die Portugiesen verhindert worden war, so daß der Weg über die Südgrenze für uns offen stand.

Der letzte Halt am Rufidji, Mpanganja, wurde am 21. April geräumt, wobei in dem dortigen Feldlazarett 60 Deutsche dem Feinde überlassen werden mußten. Doch standen unsere Abteilungen noch nördlich von Mpotora, und es war eine Linie besetzt, die, ein wenig nach Norden sich vorbuchtend, bis Luwegu lief und über diesen Platz noch die Fühlung mit Mahenge aufrechterhielt. Südöstlich von Mpotora stand Hauptmann v. Liebermann noch immer in Sicht des Ozeans.

Ihm fiel die äußerst wichtige Aufgabe zu, das Vorankommen der feindlichen Vorbereitungen von Kilwa aus für den Vorstoß nach Süden aufzuhalten. Zunächst war es hier ziemlich ruhig; der Feind bereitete seine neuen Angriffsgrundlagen vor, indem er Truppen und Material an den vorgesehenen Punkten zusammenzog. Ende Juni stand v. Liebermann südwestlich unweit Kilwa Kisiwani, und erst am 29. wurden seine Kompagnien zurückverlegt. Im Beginn des Juli glaubten die Engländer, mit ihren Zurüstungen fertig zu sein; sie hatten eine starke Streitmacht angesammelt, die nach den englischen Berichten der „Times“ aus drei Heeressäulen bestand:

No. 1 Column (Colonel Orr):
8th South African Infantry (less two companies),
Gold Coast Regiment,
33rd Punjabis,
2/2nd King African Rifles,
27th Mountain Battery.

No. 2 Column (Colonel Ridgway):
7th South African Infantry,
1/3rd King African Rifles,
2/3rd King African Rifles,
22nd Mountain Battery.

No. 3 Column (Colonel Taylor):
8th South African Infantry (two companies),
3/3rd King African Rifles (less one company),
40th Pattan (detachement).

Also allein zwei volle südafrikanische Europäerregimenter und dazu die Fülle der farbigen Abteilungen aus Afrika und Indien, so daß mehr Regimenter aufzogen, als die hier stehenden Hauptleute v. Liebermann und Spangenberg Kompagnien zu versenden hatten. Diese wurden langsam zurückgedrängt, aber selbst der feindliche Führer meldete, daß kein Fußbreit Bodens ohne Kampf aufgegeben wurde, und daß die „vortrefflich geleiteten Askari Gegner gewesen seien, würdig des Angriffs der besten Truppen“.

Nachdem v. Liebermann am 6. und Spangenberg am 18. Juli in scharfen größern Gefechten gestanden hatten, kam es am 19. Juli zu dem denkwürdigen Kampfe bei Narumgombe, der zu den bedeutendsten Entscheidungen gehört, die überhaupt in dem ostafrikanischen Feldzuge stattgehabt haben. Hauptmann v. Liebermann hatte sich, um den weitern Vormarsch von Kilwa her aufzuhalten, am 18. Juli in aller Eile auf der Straße bei Narumgombe — etwa 40 Kilometer südwestlich Kilwa-Kisiwani — eingegraben, so daß er sie in einer Breitenausdehnung von einem Kilometer sperrte. Am 19. Juli morgens 6 Uhr griffen indische Truppen an, denen bald Südafrikaner folgten. Das Gefecht dauerte ohne jede Unterbrechung bis 8 Uhr abends und wurde auf beiden Seiten mit äußerster Erbitterung geführt. Dem Frontalsturm der Engländer, der sich in der Hauptsache gegen die 11. Feldkompagnie unter Hauptmann d. R. Kempner und die 10. Feldkompagnie unter Oberleutnant d. L. Steinhäuser richtete, begegnete Hauptmann v. Liebermann vermittels eines vortrefflich durchgeführten Angriffs der 6. Schützen- und 14. Reservekompagnie auf den feindlichen rechten Flügel; er wurde zwar durch die ungeheure Überlegenheit des Gegners abgeschlagen, nahm jedoch für einige Zeit dem Vorstoß des Feindes die Kraft, so daß Kempners Leute sich zu erholen vermochten. Das hatten sie nötig, denn gegen Mittag flutete ein neuer Sturmangriff farbiger Truppen in drei hintereinander gelagerten Wellen heran; blutig brachen sie zusammen in dem wohlgezielten Nahfeuer des vom Sergeanten Rentel geführten Zuges. In dichten Haufen lagen die Toten und Verwundeten vor unserer Linie und waren nicht zu retten, als feindliche Handgranaten das dichte hohe Gras in Brand setzten. Doch immer neue feindliche Truppen traten ins Gefecht. Die Lage wurde bedenklich; da gelang es dem Leutnant d. R. Selke mit einem Zuge der 17. Feldkompagnie, den linken Flügel des Feindes durch einen Ansturm einzudrücken. Er warf die dort fechtenden Südafrikaner unter schweren Verlusten zurück und nahm eine feindliche europäische Halbkompagnie gefangen. Noch einmal sammelte der Gegner seine ganze Stoßkraft gegen den linken Flügel der Kompagnie Kempner; einem Pundjabregiment gelang es, in deren Stellung einzudringen, aber im entscheidenden Augenblick konnte Kempner, durch anderthalb Züge verstärkt, im Gegenangriff die Inder wieder hinauswerfen, die hier im Kampf Mann gegen Mann außerordentlich schwere Verluste erlitten und auf ihrer wilden Flucht über die offene Ebene durch unser Verfolgungsfeuer dezimiert wurden. Gegen Abend war der Feind vollständig geschlagen; gegen 2000 Mann, tot und verwundet, hatte er verloren; wir hatten eine Einbuße von 12 Europäern und 48 Askari zu beklagen. Bemerkenswert war dieser Kampf durch den ungeheuren Munitionsaufwand des Gegners, der stellenweise durch sein Maschinengewehrfeuer unsere meterhohe Brustwehr im Laufe des Tages völlig rasiert hatte. Es spricht für die ganz ausgezeichnete Haltung unserer

Askari, daß sie in diesem Feuer aushielten, obwohl ihnen, um größere Sparsamkeit zu erzielen, durch die Kompagnie-, Zug- und Gruppenführer die Patronen immer nur zu fünf und zehn Stück übergeben werden durften. Hätte es der etwa fünf Stunden entfernt liegende Kommandeur möglich machen können, noch am Abend in das Gefecht einzugreifen, so würde es sicher zu einer Niederlage der Engländer gekommen sein, die sich weit vernichtender hätte gestalten müssen als jene von Tanga. So aber nötigte der Patronenmangel den siegreichen Führer, nach Einbruch der Nacht auf Mihambia, die nächste Wasserstelle in der Richtung auf den Mbemkurrufluß, die Grenze des Lindibezirks, zurückzugehen.

Trotzdem hatte der Gegner vorläufig genug. Er mochte geglaubt haben, daß die kleinen Reste der deutschen Truppe durch die furchtbare Regenzeit im Rufidjital und durch die Trostlosigkeit der allgemeinen Verhältnisse zu stark erschüttert seien, um noch nachhaltigen Widerstand zu leisten. Er hatte das Gegenteil am eignen Leibe erfahren und stellte vorläufig den Vorstoß ein, um neben dem Mannesmut seiner überlegenen Heerscharen auch noch seine technische Übergewalt in vollem Maße ins Feld führen zu können, ohne die die Engländer diesen Tropenfeldzug nie und nimmer gewonnen haben würden.

General van Deventer ließ vor allem jetzt eine wohlausgebaute Etappenstraße herrichten; eine 79 englische Meilen lange Feldbahn wurde von Kilwa nach Südwesten vorgestreckt, und eine für afrikanische Verhältnisse schier unglaubliche Zahl von Kraftfahrzeugen wurde herbeigeführt, die in der jetzt herrschenden Trockenzeit in der Baumsteppe dieser Gegend auch ohne besondere Wege zu benutzen waren. Kriegsgefangene, die später auf dieser Linie vom innern Teil des Lindibezirks nach Kilwa verbracht wurden, haben mit Staunen all das gesehen, was aufgeboten worden war, um der Truppe des Generals v. Lettow Herr zu werden. Nach Angabe des den Gefangenentransport führenden englischen Offiziers liefen 4000 Kraftwagen allein auf dieser Strecke; nicht zu zählen waren die niedergebrochenen Fahrzeuge, die achtlos bei Seite geschoben, alle paar Kilometer verlassen im Busch standen. Wie harmlos kam diesen Kriegsgefangenen jetzt die Freude vor, die bei den deutschen Kompagnien herrschte, wenn ein paar Maschinengewehre erobert waren, jetzt, da sie sahen, wie auf den einzelnen Etappenposten Hunderte von funkelnagelneuen Feuerspritzen nur auf das Abgeholtwerden warteten, das alles verwaltet und betrieben durch einen Mannschaftsbestand an Europäern, der das Mehrfache an Zahl betrug als die sämtlichen deutschen Gewehre, die noch um ihren Führer geschart waren.

Am 20. September setzte von neuem der Vormarsch gegen unsere Kilwafront ein, die jetzt, da wir inzwischen erhebliche Truppenmengen in den Lindibezirk hatten überführen müssen, dem noch weiter verstärkten Gegner weniger

gewachsen war als zuvor. Das zwei Monate lang gehaltene Mihambia wurde angegriffen und am Abend des langen Gefechtstages geräumt. Am 22. kämpfte Hauptmann Köhl in einem hartnäckigen, auf beiden Seiten überaus verlustreichen Gefecht bei Mawerenje; obwohl er siegreich war und eine sehr große Beute an Kriegsmaterial machte, mußte er doch selbst sowohl wie auch die andern hier noch stehenden Abteilungen unter Hauptmann Spangenberg und Oberleutnant Steinhäuser vor den von allen Seiten heranflutenden Feindesmengen weiter gegen den Mbemkurrufluß zurückgehen, der bereits am 26. von 100 feindlichen Reitern überschritten wurde. Unter täglichen Gefechten, hin und wieder vorkommend oder auch wieder zurückgedrängt, hielt er sich bis in den Anfang des Oktober hinein auf dem Nordufer dieses Wasserlaufes; am 10. Oktober aber besetzte der Feind das an der Etappenstraße Liwale—Likuledi gelegene Magazin Kuponda, welches mit Aufopferung, aber vergeblich, von der schwachen Etappenmannschaft sowie von den Kranken des dort befindlichen Lazarettes verteidigt worden war. Damit war der Feind von Kilwa her schon fast in den Raum der bei Lindi kämpfenden Kompagnien gelangt, und auch die letzte Abteilung, die noch lange nach dem Abzuge der Hauptruppen in und um den alten Kampfplatz von Narumgombe gestanden und die Flanke der Feinde belästigt hatte, die rund 100 Gewehre des Hauptmanns von Heyden-Linden, war nun gezwungen, gleichfalls den Anschluß nach Süden zu suchen.

Das Ende der letzten deutschen Kolonie.

Im Bereich von Lindi war, nachdem die Engländer die Stadt besetzt hatten, im März 1917 die Lage so bedenklich geworden, daß der Hauptmann Rothe von Mpotora aus auf den ihm ja schon bekannten Kriegsschauplatz im Süden zur Unterstützung des Kapitäns Looff entsandt werden mußte. Mit seinen drei Kompagnien, der 4. Schützen-, 9. Feld- und der Tangakompagnie, säuberte er das kleine Notoplateau nordwestlich von Lindi und eroberte das nahe der Stadt gelegene Janguani zurück. Zu gleicher Zeit ging südlich der Bezirkshauptstadt der Kapitänleutnant Hinrichs gegen den Hafenort Sudi vor, konnte ihn aber nicht einnehmen, da er ihn gut befestigt vorfand und kein Geschütz zu seiner Verfügung hatte; selbst verwundet, mußte er wieder auf unsere am Lukuledi, in der nächsten Nähe von Lindi befindlichen Hauptstellungen zurückfallen.

Hier kamen die Engländer nur ganz allmählich etwas voran, indem sie die Schiffbarkeit des seebuchtartig gestalteten Mündungsgebietes sich zunutze machten; mehrfach griffen ihre Kriegsschiffe in den verschiedenen Gefechten durch Geschützwirkung ein, und das Kanonenboot „Thistle" konnte ziemlich weit heraufkommen, um Landungsversuche und Angriffe zu decken. Trotzdem

war Kapitän Looff in den einzelnen Gefechten siegreich. Am 19. Mai wurde am Ngurumahambaberg, noch in nächster Nähe der Stadt, gefochten; Major Kraut schlug mit vier Kompagnien den vielfach überlegenen Gegner zurück. Am 11. Juni, nachdem General Wahle das Kommando der Südabteilung übernommen hatte, wurde bei Mroweka, das am Ende der Schiffbarkeit des Lukuledi gelegen ist, gekämpft, und auch im Gefecht von Lutendi stand man am 30. Juni noch im Bereich der Schiffsgeschütze, was nicht verhinderte, daß ein indisches Bataillon vollständig aufgerieben wurde, und dessen tödlich verwundeter Führer, Oberstleutnant Wilford, aus deutscher Hand den englischen Ärzten überantwortet werden konnte.

Daß wir trotzdem immer etwas zurückgedrängt wurden, lag hier, wie überall, in den gegenseitigen Zahlenverhältnissen begründet; notwendig aber war es, diese Gegenden solange als möglich im Besitz zu erhalten, weil das untere Lukuleditał das Hauptverpflegungsgebiet für den Rest der Truppe darstellte. Dieses in die Gewalt zu bekommen, war jedoch auch das Bestreben des Feindes, dem er durch immer umfangreicher werdende Angriffe Erfüllung zu verschaffen versuchte. Mit zwei europäischen und drei indischen Regimentern wurde am 3. Juli eine neue, etwas weiter stromaufwärts gelegene Stellung des Generals Wahle bei Narunjo bestürmt. Ein indisches Regiment, das dabei auf die Kompagnien Krauts stieß, wurde mit schweren Verlusten in die Flucht gejagt, und die Linie des Feindes durchbrochen; Major Kraut selbst mit einem Zuge der 4. Schützenkompagnie unter Oberleutnant d. L. Castens zerriß, kilometerweit hinter die Front vorstoßend, die rückwärtigen Verbindungen des Feindes, so daß die ganze englische Kampflinie in vollständiger Verwirrung zurückgehen mußte. Die Folge dieses für die Engländer verlustreichen Tages war, daß auch auf diesem Kriegsschauplatze ungefähr zu gleicher Zeit wie vor Kilwa der Vormarsch der Engländer zum Stehen kam, weil sie es vorzogen, zunächst ebenso wie dort ihre Verbindungen durch ein Feldbahnstück und Automobile auszugestalten.

Erst am 27. September begann hier der Feind sich wieder rührig zu erweisen, nachdem er gewartet hatte, bis seine Kilwatruppen wieder angriffsbereit waren, um die Einkreisung des Kommandeurs von allen Seiten her noch vor Beginn der Regenzeit zur Vollendung gelangen zu lassen, was nötig war, weil in dem zwar offenen, aber doch fast wegelosen Gebiet die Verwendung der Kraftfahrzeuge nach Beginn des Regens eine Unmöglichkeit geworden wäre. Auch hier machte sich die Wirkung der verbesserten Etappenlinie und herangeführten Verstärkungen alsbald geltend. Vor einer vom Süden des Lukulediflusses herankommenden Überflügelung wurde das bisher gehaltene Narunjo endlich aufgegeben; am 28. September wurde General Wahle südlich Mbalika an der Mtuastraße zwar erfolglos angegriffen, mußte aber doch allmählich dem lastenden Drucke weichen, zumal die von Kilwa

ausgehenden Heeressäulen des Feindes in bedenkliche Nähe seiner linken Flanke rückten.

Um Mitte Oktober stand er nur mehr zwei kleine Marschtage von der Mission Lukuledi entfernt in Mahiwa; der Ring verringerte sich also bedenklich, und die Gefahr wurde dadurch vergrößert, daß der Feind das in der linken Flanke Wahles am Rande des Mueraplateaus gelegene Namupa besetzte. Ein Hauptangriff schien bevorzustehen. Der Kommandeur marschierte daher am 14. Oktober mit den Abteilungen Köhl, Göring und v. Ruckteschell sowie zwei Gebirgsgeschützen nach Mahiwa. Am 15. Oktober traf er kurz vor Eintritt der Dunkelheit hinter der linken Flanke der Abteilung Wahle bei der Kompagnie Methner ein, in demselben Augenblick, als der schon den ganzen Tag angreifende Gegner umfassend gegen die letztere vorging. v. Ruckteschells drei Kompagnien wurden durch den Mahiwasumpf hindurch sofort gegen diese feindliche Umfassung eingesetzt, die zurückgeschlagen wurde, so daß noch in der Nacht unsere Askari sich am Nordrande des Sumpfes der Nigeriabrigade gegenüber eingraben konnten. Am 16. Oktober früh setzten die Umgehungsversuche um unsern linken Flügel herum wiederum ein und wurden unter heftigen Kämpfen den ganzen Tag über fortgeführt. Die scharfen Angriffe des Feindes wurden zumeist erst aus 50 Meter Entfernung verlustreich abgeschlagen, und in mehrfachen Gegenstößen wurden die Nigerier gezwungen, ihren rechten Flügel immer weiter auszudehnen. Rechts von v. Ruckteschell stand die Abteilung v. Liebermann, daneben die Abteilung Wahle und auf deren rechtem Flügel die Abteilung des Hauptmanns d. L. Krüger. Überall wurde heftig gekämpft. Die Hauptgefahr drohte jedoch dauernd von dem rechten Flügel der Engländer, der die Umfassungsversuche nicht aufgeben wollte; daher wurde fast die letzte Reserve, die wir hatten, nämlich die Abteilung Göring, mit zwei Kompagnien zur Umfassung des Feindes angesetzt, während die Abteilung v. Ruckteschell auf ihrer ganzen Front zum Gegenangriff schritt, um die Aufmerksamkeit des Gegners abzulenken.

Die Bewegung, welche Göring machte, stellte sich als eine unbedingte Notwendigkeit heraus, denn als er bei weiter Ausholung um den äußersten feindlichen Flügel des bisherigen Gegners herummarschierte, traf er auf einen neuen Feind, der aus mehreren Bataillonen und zwei Geschützen der Nigeriabrigade bestand. Im dichten Busch wurden diese unter energischem Vorstoß auseinandergeworfen und in die Flucht geschlagen. Ein Geschütz wurde genommen, 150000 Patronen fielen in Görings Hand, und 100 Nigeriasoldaten wurden zu Gefangenen gemacht. Zu gleicher Zeit hatte v. Ruckteschell mit seiner 21. und 13. Kompagnie die vor ihm befindliche Front des Gegners ein erhebliches Stück in den Busch zurückgedrängt, und so ging der zweite Tag des Kampfes in einer für uns günstigen Weise zu Ende. Auch über den 17. und 18. Oktober setzten sich die Kämpfe vom frühen Morgen bis

in die Nacht fort. Unsere fünf Abteilungen fochten auf voneinander getrennten Schauplätzen, der Kommandeur befand sich in der Mitte dieser fünf Gruppen und leitete von dort das schwer übersichtliche und unaufhaltsam hin und her wogende Gefecht. Die Abteilungsführer waren dauernd mit dem Kommandeur in Fernsprechverbindung, und obwohl jeder von ihnen im Sinne des Ganzen des öftern selbständig handeln mußte, blieb doch die sämtlichen Gefechtstage hindurch unsere weitgedehnte Front in bester Zusammenarbeit, und alle hatten das Bewußtsein, daß die 40 Kriegsmonate nützliche Erfahrungen und vortreffliche Gefechtsausbildung gebracht hatten. Vor allem die Askari waren begeistert über diesen Riesenkampf, der Tanga und alles übrige bei weitem übertraf.

Dabei herrschte bei uns eine erhebliche Patronenknappheit, und es war von größter Wichtigkeit, daß die Askari, die in der vordersten Linie lagen, nur dann feuerten, wenn sie ihren Gegner unbedingt vor sich sahen. Die Stellungen waren nur ganz dünn besetzt und hauptsächlich mit gut schießenden Maschinengewehrgruppen belegt; alles, was irgendwie entbehrlich war, wurde immer wieder zurück und in Reserve gezogen, um am rechten Platz rechtzeitig verwendet werden zu können.

In diesen letzten zwei Tagen hatte die Abteilung Wahle den Hauptstoß auszuhalten. Immer wieder griff der Feind mit großer Anstrengung und größter Übermacht an, immer wieder wurden frische Truppen gegen unsere Front eingesetzt; mehrfach gingen wegen Patronenmangels Teile unserer Stellungen verloren und mußten im Sturm wiedergenommen werden.

Es war notwendig, diese hartnäckigen Frontalangriffe auszuhalten, um dem Gegner so schwere Verluste beizubringen, daß er sich an diesen Unternehmungen verblutete. Ihn durch Umfassung zum Rückzug zu zwingen, war nicht möglich, weil das Buschgelände auf beiden Seiten zu schwierig war; weder wir, noch der Gegner konnten irgendwelche Umgehungen bewerkstelligen. Was überhaupt auf den Flügeln verfügbar war, wurde an die Abteilung Wahle herangezogen, um hier den Gegner mit Sicherheit aufhalten zu können. So wurde es erreicht, daß nicht nur unsere Front gehalten werden konnte, sondern auch durch heftige Gegenstöße dem Gegner schwere Verluste beigebracht wurden.

Am 18. Oktober abends war der Gegner, der eine Stärke von mindestens 8000 Mann gehabt hatte, von unsern 1500 Gewehren vollständig geschlagen. Die englischen Verluste waren nach Angabe eines höhern englischen Offiziers alles in allem über 2000 Mann hoch. Aber auch bei uns waren 14 Deutsche und 81 Askari gefallen, 55 Deutsche und 367 Askari verwundet. Unsere Beute bestand in 1 Geschütz, 9 Maschinengewehren und etwa 200000 Patronen.

Am 19. Oktober zog der Gegner ab. Die Lage der Dinge verbot aber dem Kommandeur, diesen Sieg auszunutzen; er mußte sich sofort nach

Westen wenden, um den von Ruponda heranrückenden Kilwagegner, der am 18. Oktober die drei Kompagnien des Majors Kraut bei Lukuledi angegriffen hatte, zurückzuweisen. Etwa sechs Kompagnien des Goldküstenregimentes hatten sich auf der dortigen Missionsstation eingenistet und gefährdeten die Magazine bei Chigugu, Chiwata und Ndanda, die letzten, die unsere Truppe noch besaß.

Wollten wir uns noch einige Zeit halten, so mußte auch der Gegner bei Lukuledi geschlagen werden.

Am 21. Oktober griff der Kommandeur mit den Abteilungen Kraut, Köhl und v. Ruckteschell diese feindliche Stellung an. Major Kraut hatte den Auftrag, nördlich der Missionsstation die rückwärtigen Verbindungen des Gegners nach Ruponda hin zu stören; er traf auf das Lager des 25. indischen Kavallerieregimentes und nahm diesem die gesamten Reittiere, 350 an der Zahl, und dessen ganzes Gepäck weg. Dabei aber verlor er die Verbindung mit den beiden andern Abteilungen und hörte nichts von dem Lärm des Kampfes, der sich um die Mission entsponnen hatte. Hier verteidigten die Engländer sich in der Missionskirche, die infolgedessen in Brand geschossen wurde, und wurden auch im Laufe des Gefechtes nicht daraus vertrieben. Trotzdem zogen sie sich am folgenden Tage nach Norden zurück. Die umfassende Bewegung Krauts und dessen Erfolg auf ihrer Etappenstraße mag die letzte Ursache gewesen sein, wahrscheinlich aber hatten sie auch Nachricht davon, daß die Mahengeabteilung unter Hauptmann Tafel im Anmarsch war, und mußten fürchten, daß ihre rückwärtigen Verbindungen gänzlich zerstört werden konnten.

Die kräftigen Schläge, welche der Kommandeur bei Mahiwa und Lukuledi ausgeteilt hatte, brachten uns auf einige Wochen Ruhe, die Ruhe vor dem letzten Sturm. Nur noch eine kurze Frist aber war es, die der nicht mehr um den Besitz der Kolonie, sondern um ihr militärisches Dasein ringenden tapfern Truppe im Lande ihrer Herkunft verstattet war.

Von allen Seiten, in den letzten Tagen auch von dem im Westen gelegenen Tunduru her, drängten die zehn- und zwanzigfach überlegenen Heeressäulen der Engländer heran. Um jedes Stückchen Landes wurde gekämpft, obwohl ein ganz erheblicher Mangel an Munition bestand, und die geringe Menge, die vorhanden war, aufgehoben werden mußte, um bei dem Einbruch in das portugiesische Gebiet noch so lange zu dienen, bis man von den Portugiesen neue Gewehre und neue Patronen würde erbeutet haben. Unsere sämtlichen Geschütze wurden, weil Geschosse dafür nicht mehr vorhanden waren, vernichtet, und aus dem gleichen Grunde die weitaus größte Zahl der vorhandenen Maschinengewehre zerstört. Am 10. November, also genau vier Wochen nach dem glorreichen Kampfe von Mahiwa, wurden Ndanda und Massassi vom Feinde besetzt, und damit war der Rest der Truppen, der alles in allem noch 2400 Gewehre umfassen mochte, auf das festungsartig aus der Tiefebene emporsteigende Makondoplateau zurückgedrängt.

Wohl war der Endzweck dieses Ringens allein noch der freie Abmarsch in das Portugiesische, aber trotzdem wurden die letzten Geviertmeilen Deutsch-Ostafrikas Schritt um Schritt nur aufgegeben. Hinter Nangoo, zwischen Mahiwa und Ndanda, kämpfte Abteilung Stemmermann, nächst Ndanda Hauptmann v. Liebermann, bei Chigugu wehrte v. Ruckteschell dem Aufstieg, indes vor dem schon mehr auf der Höhe gelegenen Chiwata die Abteilungen Wahle und Göring sowie bei Mwiti Hauptmann Köhl dem Feind gegenüberstanden. Zwischen dem 10. und 20. November vollzogen sich bei Nambindinga und Chiwata die letzten Kämpfe, die auf dem Grund und Boden einer deutschen Kolonie stattfanden.

Wunderbar hielt sich der Askari in diesen Gefechten; es fehlte an Patronen für S 98, solche für das Modell 71 waren genügend vorhanden, jedoch nicht mehr Gewehre, als daß je ein Zug in jeder Kompagnie damit ausgerüstet werden konnte. Dieser focht in erster Linie, hatte er sich verschossen, legte er die Waffe auf den Boden, ging unbewaffnet zurück und ein dahinterliegender Zug warf sich in die Schützenlinie, um, die dort liegenden Gewehre aufnehmend, das Gefecht weiterzuführen. Aber selbst diese Probe auf seine Zuverlässigkeit, Treue und Disziplin bestand der farbige Soldat, obwohl er sah, daß seine deutschen Herren in der letzten und höchsten Not um ihr Dasein kämpften.

Annähernd die Hälfte der Europäer und Askari war krank, verwundet oder so geschwächt, daß sie nicht mehr in die ungewisse Zukunft mitgenommen werden konnten. Der Einbruch in das Portugiesische, welcher zunächst einige starke Tagemärsche weit durch vollständig unbewohntes Gebiet sich erstreckte, erforderte vollständig gesunde und kräftige Leute. Jene wurden zurückgelassen und in den Lazaretten dem Feinde übergeben.

Die Gefechte wurden allmählich abgebrochen. Die Truppe löste sich am 23. November vom Feind, der ihre Spur verlor; sie ging flußaufwärts und überschritt gegenüber der Lugendamündung am 25. November den Grenzstrom.

So ward die letzte deutsche Kolonie verloren.

Das letzte Jahr der Truppe.

Der Krieg als Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln hatte den Gegenstand verloren, um den gerungen wurde, als der Rest der Schutztruppe auf portugiesisches Gebiet übergetreten war. Es war als sicher zu betrachten, daß die schwachen Kräfte, die auf unserer Seite noch im Felde standen, zu einer solchen Besitzergreifung von Feindesland nicht ausreichen würden, auf die politische Forderungen hätten gegründet werden können, selbst wenn der Krieg in Europa einen günstigern Ausgang genommen haben würde, als er getan hat.

Was fernerhin folgte, war nicht mehr ein Krieg zu nennen, sondern es war ein Versuch, militärische Kräfte zu fesseln, und ein Kampf um die persönliche Freiheit derer, die ihn führten, sowie um die militärische Ehre. Aber ein Heldenkampf war es ohnegleichen, ein moderner Rückzug der Zehntausend, wie jener des Xenophon ruhmreich und gefahrvoll, durch unerforschte Länder unbekannter Völkerschaften führend — nur nicht mit dem gleichen glücklichen Ende.

Etwas mehr als die Hälfte der Mannschaften, die auf dem Makondeplateau gestanden hatten, war noch körperlich fähig, dem General v. Lettow auf diesem Wege zu folgen. Rund 300 Deutsche, 1700 Askari und 3000 bis 4000 Träger waren es, vielleicht die kriegserfahrensten Männer, die je auf afrikanischem Boden einhergeschritten. Sie waren darauf angewiesen, sich all das, womit sie den Kampf weiterführen wollten, vom Feinde zu verschaffen: Waffen und Munition sowie Ausrüstung und Verpflegung; der Askari jedoch zweifelte nicht daran, daß dies gelingen werde, und das dreifache Hurra, das beim Überschreiten der Grenze ausgebracht wurde, kam aus vollem Herzen.

Die Portugiesen hatten gut vorgesorgt. Dicht an der Grenze lag die Feste Ngomano, dort, wo der von Südwesten kommende Lugenda sich in den Rowuma ergießt, gut verschanzt und besetzt durch weit mehr als 1000 Feinde. Nur eine Stunde der Feuervorbereitung bedurfte es, dann wurde der Lagerwall mit stürmender Hand genommen. Nur 200 bis 300 Mann entkamen; 30 Offiziere, 75 Unteroffiziere und 400 eingeborene Soldaten wurden gefangen; der Rest lag tot oder schwerverwundet am Platze. Es war ein in jeder Beziehung glänzender Erfolg. Was die Truppe nötig hatte, um weiterzukämpfen, war gewonnen, eine halbe Million Patronen, 6 Maschinengewehre, 700 Gewehre, Arzneimittel, Verbandzeug, Europäerverpflegung waren die Beute. Der Askari war von Zutrauen erfüllt; er hatte gesehen, daß der neue Feind ein weniger gefährlicher Gegner war, der auch nicht die gleiche vollkommene Kriegsausrüstung wie die Engländer ins Feld führen konnte. Hatte er sich mit Recht schon dem letztern gegenüber als der Überlegene gefühlt, so hielt er sich im Vergleich mit den Portugiesen für unüberwindlich. Diese dagegen standen durchaus in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle und wagten in der nächsten Zukunft kaum noch, Widerstand zu leisten.

Die Gefangenen wurden gegen Ehrenwort entlassen, die Verwundeten zu ihrer Front geschickt, und hinein in den unbekannten Süden ging der Marsch. Der Feind verschwand so schnell aus all seinen über das Land verzettelten kleinen Befestigungen, daß er auch von unsern vorauseilenden Streifabteilungen nicht erreicht werden konnte.

Erst als die Engländer ihre Kriegführung der neugeschaffenen und unerwarteten Lage angepaßt und neue Grundlagen für ihre Etappe geschaffen hatten, trat eine Änderung der Verhältnisse ein. Zwar die Portugiesen

wichen vor der deutschen Vorhut noch immer in Eile kampflos aus, aber von Januar ab drängten die Engländer heftig hinterdrein; mehr als einmal gelang es ihnen, unsere Nachhut abzuschneiden, so daß sie sich den Weg zur Hauptabteilung erkämpfen mußte. Vom Gepäck ging manche Last verloren, und der von allem vollständig entblößte Europäer mußte sich aus der gleicherweise immer wieder gemachten portugiesischen Beute neu ausrüsten.

Das Streben der Engländer ging dahin, durch das Ansetzen verschiedener Kolonnen den General v. Lettow einzukreisen; er ließ sie nahe an sich herankommen, um im letzten Augenblick, begünstigt durch den dichten Busch und das Dunkel der Nacht, der Umfassung zu entgleiten. Dadurch schüttelte er den Verfolger von sich ab und zwang ihn immer wieder, sich neue Verbindungslinien zu schaffen, so daß er dadurch seiner eignen Truppe Zeiten verhältnismäßiger Ruhe schaffen konnte.

Durch den ganzen nördlichen Teil der langgestreckten portugiesischen Kolonie führte der Weg; fast ebensoviel Kilometer, wie die gesamte Längsausdehnung des deutschen Schutzgebietes betrug, waren durchmessen, als um die Mitte des Jahres 1918 die nicht allzuweit mehr nördlich des Sambesistromes gelegene große Küstenstadt Quelimane vor den deutschen Waffen zu erzittern hatte.

Möglich waren diese Erfolge nur deshalb, weil die Eingeborenen für ihre eignen portugiesischen Herren nicht die geringste Neigung zeigten und ebensowenig für die Engländer, die sie ganz genau kannten, da diese ja als Vertreter der zahlreichen Chartergesellschaften das ganze Land seit Jahrzehnten unter sich aufgeteilt hatten und in steter Berührung mit den rücksichtslos ausgebeuteten Untertanen standen. Eine schärfere Verurteilung der englisch-portugiesischen kolonialen Mißwirtschaft kann es gar nicht geben als das Verhalten der Farbigen gegenüber der deutschen Truppe. Der in den „Times“ vom 17. Dezember 1918 mitgeteilte Bericht des Generals van Deventer muß das zugeben, denn der englische Führer sucht nach Gründen, um die Vergeblichkeit der Jagd auf die kleine deutsche Truppe zu entschuldigen. Für das Fehlschlagen macht er auch den dichten Busch und die Größe des Landes verantwortlich; in der Hauptsache aber sind es die Eingeborenen, welche den Erfolg verhindern. „Zuverlässige Kundschaft war äußerst schwer zu bekommen,“ sagt er, „da der Feind viele der Häuptlinge bestach durch verschwenderische Geschenke an Kleidung und sonstigen Gegenständen, die er auf seinem Marsch erbeutet hatte. So verhinderte der Gegner nicht allein die Auskunft für uns, sondern er war auch in der Lage, sich auf rasche und ausgezeichnete Neuigkeiten über unsere Bewegungen zu stützen. Die gleichen Schwierigkeiten stellten sich für uns heraus in der ganzen Zeit, in welcher der Feind sich in der Küstenzone (nahe Quelimane) befand.“ Auf das kläglichste wird des fernern geschildert, wie infolgedessen die

englischen Kolonnen trotz Kabeldraht und Funkenverbindung ratlos im Busch umherirrten, ohne die Deutschen zu finden.

Ganz selbstverständlich ist es, daß die verschwenderischen Geschenke gar nicht gegeben werden konnten; aber auch ohne diese traf die kleine Schar fast überall auf eine freundliche Aufnahme; die Abneigung gegen die englisch-portugiesische Herrschaft überwog eben die Furcht vor den Folgen, die die Begünstigung der eilig vorüberziehenden Deutschen mit sich bringen konnte.

So gelangten diese bis in die Nähe Quelimanes und stießen bei der Station Nhamakurra auf ein festes feindliches, von Portugiesen und Engländern besetztes Lager. Auch über diesen Kampf gibt der Bericht des Generals van Deventer eine Schilderung, die der ausgezeichneten Kampfkraft der Truppe zum wenigsten zwischen den Zeilen gerecht wird: Am 1. Juli wurde in plötzlichem Ansturm von drei unserer schwachen Kompagnien der portugiesische Anteil des Lagers genommen, und die 500 Mann starke Besatzung vollständig aufgerieben. Am 2. Juli wurde der übrige hauptsächlich von Engländern gehaltene Teil der Befestigungen umstellt und einmal vergebens angegriffen, am 3. aber erlag auch er der blanken Waffe unserer Askari; die ganze Besatzung wurde vernichtet; was nicht auf der Stelle liegenblieb, wurde in den Fluß gedrängt und ertrank; nur einzelne entrannen dem Verderben, um der erschreckten Stadt Quelimane die Meldung von Niederlage und Gefahr zu überbringen. 2 Schnellfeuergeschütze, 6 Maschinengewehre, Hunderte von Gewehren, 300000 Patronen sowie Kriegsausrüstung aller Art und eine Menge von Verpflegung so trefflich, wie sie die Schutztruppe seit Jahren nicht mehr gewohnt gewesen war, fielen in die Hand der Sieger.

Doch Quelimane blieb verschont; noch weiter nach Süden zu gehen, war zu gefährlich, denn der mächtige und unüberschreitbare Sambesifluß stellte ein unüberwindliches Hindernis dar und hätte Anlaß werden können, daß die Truppe sich festlief und eingekreist wurde. Deshalb nahm General v. Lettow jetzt den Kurs nordwärts der deutschen Grenze entgegen. Noch manch ein Gefecht wurde durchgekämpft, nicht alle fielen so günstig aus wie dasjenige von Nhamakurra, aber siegreich waren die weitaus meisten, und immer gelang es der Truppe, den Umzingelungsversuchen der Gegner zu entgehen. Darauf mußte der deutsche Führer den weitaus größten Wert legen, denn es wurde notwendig, umfangreichere Kampfhandlungen zu vermeiden, da schließlich auch die günstigen Gefechte nicht ohne größere Menschenverluste durchgeführt werden konnten; waren doch in einzelnen Monaten Einbußen von 15 und 20 Europäern sowie einer entsprechenden nicht geringen Anzahl von Askari zu verzeichnen gewesen.

Infolge der unausgesetzten Märsche war es nicht möglich, die schwerer Verwundeten und Kranken mitzuführen; sie mußten den Händen des Feindes

überlassen werden, durch welche Maßnahme der Bestand des weitern erheblich herabgesetzt wurde.

So war die Truppe, als sie am 30. August 1918 den Grenzfluß Rowuma wieder überschritt, noch rund 200 Deutsche und 1000 Askari stark. Mit Jubel und Freude begrüßten die farbigen Landsknechte den Boden, den sie in deutschem Besitz als ihre Heimat kennengelernt hatten. Doch selbst die Verlockung, jetzt zu Haus und Hof, zu Frau und Kind heimkehren zu können, verleitete nur sehr wenige davon, die Fahne heimlich zu verlassen. Sie zogen mit ihren deutschen Herren in ihr Heimatland hinein und wieder aus ihm heraus. An Songea ging es vorbei in die Hochlande, die über der Station Langenburg lagen. Kämpfe fanden kaum noch statt, da nur ganz kleine Feindesabteilungen folgten, und vorwärts keine Engländer standen. Diese nahmen an, daß der Marsch sich weiter nach Norden fortsetzen werde, und hatten daher ihre Truppen aus Mosambik zu Schiff nach Daressalam gebracht, um sie mit der Mittellandbahn nach Tabora zu befördern. Von hier aus bildeten sie einen weiten Bogen, der mit seinen Schenkeln Mahenge und den Tanganjikasee berührte. Der rastlose Führer der Deutschen aber lief nicht in diese Falle, er bog plötzlich nach Westen ab und marschierte über die Grenze zwischen Tanganjika- und Nyassasee ins rhodesische Land hinein. Da die portugiesischen Gebiete des Ostens sich als so vortrefflich geeignet für die Kriegführung erwiesen hatten, so bestand die Absicht, nach Durchquerung des ganzen schwarzen Erdteils den Lusitaniern in ihrer westafrikanischen Kolonie Angola einen entsprechenden Besuch abzustatten.

Ein großartiger Gedanke! Er wäre sicher zur Ausführung gekommen; aber die furchtbaren Ereignisse auf dem europäischen Kriegsschauplatze setzten ihm ein vorzeitiges Ziel. Der § 14 der Erzbergerschen Waffenstillstandsbedingungen erzwang das, was all der gewaltigen englischen Machtentfaltung im offenen Kampfe nicht möglich gewesen war. Am 13. November wurde die Nachricht davon überbracht, und die letzte deutsche Truppe, die noch fechtend vor dem Feinde stand, mußte sich auf Gnade und Ungnade ergeben.

Zähneknirschend fügten sich Deutsche und Askari.

So nahm die Kolonialpolitik des Deutschen Reiches ein Ende. Aber ein ruhmreiches Ende war es, und der Verlauf des vierjährigen Kampfes, der dahin führte, ist in allen seinen Einzelheiten wie auch in den Grundlagen, auf denen die Kraft deutschen Widerstandes sich aufbaute, ein unwiderlegbarer Beweis dafür, daß wir ein Volk waren und sind, fähig zu kolonisatorischer Arbeit im besten Sinne des Wortes. Durch diesen Krieg gerade haben wir aller Welt gezeigt, daß wir jetzt und in Zukunft berechtigt sind, Anspruch zu erheben auf Beteiligung an der kolonisatorischen Erschließung der Welt,

und zwar in höherm Maße als gerade die Völker, die heute uns dieses Recht zu bestreiten wagen.

Selbst die Unterlassungen, die man uns zur Last legen könnte, sind der Beweis dafür, daß all das, was unsere Gegner in dieser Beziehung gegen uns vorbringen, nur leerer Schwall von Worten ist, die jeder Begründung entbehren. Wohl haben diejenigen Behauptungen bis zu einem gewissen Grade nicht ganz unrecht, welche uns vorzuwerfen versuchen, daß wir aus Ostafrika nicht das gemacht haben, was aus ihm hätte werden können, weil wir zu wenig Deutsche ins Land gebracht. Dieses sagten die englischen Südafrikaner, welche während des Krieges das Schutzgebiet nach allen Richtungen hin kennenlernten; in den weiten, wohl eine halbe Million Geviertkilometer umfassenden, gesunden Hochlanden im Süden und Norden seien weite Flächen besiedelungsfähigen Landes vorhanden, die wir noch nicht einmal angefangen hätten richtig auszunutzen, obwohl wir schon drei Jahrzehnte im Lande säßen. Wäre es in südafrikanischer Hand gewesen, so würden überall schon Europäer auf blühenden Pflanzungen und Farmen sich befinden, denn es sei ein besseres Gebiet, als man im ganzen englischen Südafrika auffinden könne. Da sei es schon richtig, wenn man behaupte, daß wir vom Kolonisieren nichts verständen.

Sie wußten nicht, oder wollten nicht wissen, daß die prachtvollen Landstrecken eine ganz andere Besetzung durch Deutsche würden aufgewiesen haben, wenn unsere Kolonialregierung nicht seit jeher der Zuwanderung aus der Heimat Hemmnisse in den Weg gelegt hätte.

Der Gründe, die unsere Behörden für diese Haltung hatten, sind sicher mehrere gewesen; der hauptsächlichste aber war derjenige, daß man fürchtete, bei einer stärkern Erhöhung der Europäerzahl den Eingeborenen zu große Lasten in bezug auf Landabgabe und Arbeitsleistung auferlegen zu müssen; es sollte vermieden werden, daß die Farbigen bedrückt und dadurch zur Feindseligkeit gegen uns veranlaßt würden. Dieser Gedankengang war ein falscher, denn im Kriege hat sich gezeigt, daß gerade die am meisten mit deutscher Einwanderung durchsetzten und an die feste Hand der Regierung gewöhnten Eingeborenen am treuesten zu uns gehalten haben.

Durch das Nebeneinanderhalten dieser beiden unabweislichen Tatsachen werden die Behauptungen unserer Feinde in nichts aufgelöst, denn danach kann kein Mensch, der die Ansicht hat, rechtlich zu denken, die Beschuldigung aufrechterhalten, daß wir die Eingeborenen durch eine rücksichtslose Verwaltungsführung in der Daseinsmöglichkeit geschädigt, oder durch rohe Behandlung zur Verzweiflung getrieben hätten und deswegen nicht berechtigt seien, fernerhin Kolonialpolitik zu treiben.

Im Gegensatz hat der Krieg selbst es bewiesen, daß die von uns beliebte Art der Behandlung der Eingeborenen diejenige war, welche ihnen zusagte,

und damit auch diejenige gewesen sein muß, die vom sittlichen Standpunkt aus als die richtige zu bezeichnen ist: In unserm deutschen Schutzgebiet, mit ganz geringfügigen Ausnahmen, überall treues Festhalten der Eingeborenen bis zur Räumung des Landes und darüber hinaus an der deutschen Regierung, obwohl ein übermächtiger Feind im Lande stand und der Eingeborene von jeher immer gern bereit gewesen ist, den Stärkern als Herrn vorzuziehen. Im portugiesischen Gebiet dagegen, das von englischer Gesellschaftsverwaltung stark durchsetzt ist, nach dem eignen Zugeständnis des englischen kommandierenden Generals, restloses Abfallen der Farbigen von ihrem bisherigen Herrn, obwohl die Deutschen in geringer Anzahl, von vielfach überlegenem Feinde gedrängt, als Flüchtlinge das Land durchzogen.

Dabei im weiten Innern in der portugiesischen Kolonie trotz jahrhundertelangen Besitzes kaum Spuren einer zivilisatorischen und kulturellen Einwirkung europäischer Arbeit. In Deutsch-Ostafrika aber haben trotz des Widerstrebens der Regierungsbehörden deutsche Männer und Frauen sich nicht abhalten lassen in den wenigen Jahrzehnten unserer Herrschaft dem kolonisatorischen Werke in diesem Neulande sich nicht nur mit Aufopferung, sondern auch mit hervorragendem Erfolge hinzugeben.

Dadurch wird erwiesen, wenn es nicht schon an allen Ecken und Enden des Weltalls bezeugt worden wäre, daß der Deutsche ein Kolonisator ist. Gerade die Engländer sollten es besser wissen, da sie die Erfolge kennen, die deutsche Landwirte in Kaffraria und in den Cape Flats gezeitigt haben, die vorbildlich geworden sind für die gesamte Landwirtschaft Südafrikas.

Gewiß, es waren in Ostafrika von Uranfang an unendlich viel mehr Keime für eine glänzende wirtschaftliche Entwicklung enthalten, als wir alle uns haben träumen lassen; aber sie hätten nicht zu der Wirkung kommen können, die sie in diesem Kriege zur Stärkung der ostafrikanischen Widerstandskraft ausübten, wenn nicht die Arbeit deutscher Männer den Boden gelockert gehabt hätte, aus dem sie jetzt mit raschem Triebe hervorsprießten. Es muß kulturell und zivilisatorisch in diesem Lande unendlich viel geleistet gewesen sein, sonst wäre es nicht möglich gewesen, $3\frac{1}{2}$ Jahre lang in ihm Krieg zu führen, fast ohne jegliche Unterstützung von seiten der Heimat.

Wer vor dem Kriege die Anschauung geäußert haben würde, daß die Kolonie, auch ohne in kriegerische Unternehmungen verwickelt zu sein, nur ein halbes Jahr würde ihr Dasein fristen können, ohne jede Zufuhr europäischer Herkunft, den hätte man für nicht normal gehalten; jetzt aber mußte unter den schwersten Kriegsverhältnissen alles aus dem Boden gestampft werden, was zur Ergänzung des Kriegsmaterials, zum Unterhalt der Europäer und Farbigen, die im Felde standen, der Frauen und Kinder, die auf den Pflanzungen und in den Städten saßen, nötig war — und doch ist es gegangen. Es ist in den ersten $1\frac{3}{4}$ Jahren, in denen uns das ganze

Schutzgebiet zur Verfügung stand, eine Lebenshaltung möglich gewesen, die sicher nicht schlechter war als diejenige in dem durch die Hungerblockade abgeschlossenen Deutschland. Die zurückliegende Arbeit zweier Jahrzehnte, ausgeführt von deutschen Händen und geleitet von deutschem Geiste, hatte alle Vorbedingungen geschaffen, die nötig waren, um diesen Erfolg zu erzielen, und wenn man alle diese Leistungen wirtschaftlicher und kultureller Art im Einzelnen klarzulegen wünschte, so müßte man Bücher darüber schreiben.

Dieses alles aber war erreicht worden, ohne daß den Eingeborenen Unrecht geschehen war. Das, was unsere Feinde in dieser Beziehung gegen uns vorbringen, entnehmen sie einzig und allein aus den schamlosen Angriffen unserer eignen Presse und gewisser Parlamentarier in früherer Zeit gegen die Männer, welche im harten Daseinskampf Deutsch-Ostafrika zu dem gemacht haben, was es bei Kriegsausbruch war.

Aus dem aber, was unsere Gegner an ihrem Leibe während des Krieges erfahren haben, müßten sie, wenn sie ehrlich sein wollen, erkennen, daß die Eingeborenen mit Herz und Seele an uns hingen, daß wir ihnen also doch wohl gerechte Herren gewesen sein müssen. Wer hat denn diesen ruhmvollen Kolonialfeldzug überhaupt möglich gemacht? Gewiß, ohne die rücksichtslose Tatkraft des Kommandos, ohne die deutschen Ansiedler wäre er nicht durchführbar gewesen; noch weniger aber ohne die vortrefflichen farbigen Soldaten und Träger. Die Hauptmasse der letztern und die größte Anzahl der während des Krieges ausgebildeten Tausende von Askari aber stammten gerade aus den Pflanzungsarbeitern der Nordbezirke; freiwillig kamen sie zur Truppe, um mit und für ihre Herren zu fechten.

Und wie haben diese Leute zu uns gehalten! Wie haben sie sich geschlagen!

In den letzten Jahren des Krieges war der Europäer gezwungen, erheblich schlechter zu leben, als der Eingeborene es in einigermaßen normalen Zeiten zu tun gewohnt ist; daß die farbigen Angehörigen der Truppe unter solchen Verhältnissen keine vergnüglichen Tage hatten, ist selbstverständlich. Ohne all und jedes, was gerade ihnen das Leben lebenswert macht, mußten sie ihren schweren Dienst tun; nur knapp, manchmal monatelang völlig unzureichend, waren sogar die gewöhnlichsten Nahrungsmittel; von Fett war schon gar nicht mehr die Rede; selbst Salz konnte ihnen manchmal lange Zeit hindurch nicht gereicht werden. Weib und Kind mußten sie zurücklassen; in eine auch nur für Farbige einigermaßen angemessene Behausung sind sie Jahre hindurch nicht gekommen; dem Regen und der Kälte waren sie ohne Deckung ausgesetzt. Ordentliche Kleidung und Stiefel waren kaum noch Gegenstand der Erinnerung; barfuß, in Lumpen gehüllt, das Koppel um den bloßen Bauch, die Flinte auf der nackten Schulter, zogen sie daher. Geld konnten wir ihnen nicht geben, da wir selbst nichts hatten; jahrelang blieben sie ohne jegliche bare Löhnung. So haben diese Leute ausgehalten unter

ihrer deutschen Führung und für ihre deutschen Herren in einem Kampfe gegen zehn- und zwanzigfache Übermacht. Gegen eine Armee von europäischer Hautfarbe, ausgerüstet mit jedem Kriegsbedarf modernster Art, vom Flieger bis zur Handgranate. Sie kämpften mit uns, obwohl wir ihnen nichts von alle diesem bieten konnten.

Wäre es ein bloßer Landsknechtstrupp gewesen, der da um die schwarzweißrote Flagge sich scharte, gefesselt nur durch Soldversprechen und Kriegserfolge, er würde nicht ausgehalten haben. Nein, dieses waren Leute, welche durch die Bande ihres Herzens mit ihren Herren sich verknüpft fühlten, die deswegen mit diesen und für sie alles ertragen wollten, was das Geschick des Krieges ihnen auferlegte. Diese Erziehung zur Treue ist der Erfolg eines sittlichen Einflusses auf die Eingeborenen, den unter gleich furchtbaren Verhältnissen kein anderes Volk der Erde uns nachmachen kann.

Die ungeheuren Aufwendungen, die die Engländer haben leisten müssen, um einen endlichen Erfolg doch nur vermöge unsers Zusammenbruchs in der Heimat zu erzielen, sollte ihnen der beste Beweis dafür sein, daß die deutsche kolonisatorische Arbeit es verstanden hat, die Anhänglichkeit der Eingeborenen durch gerechte Herrschaft und verständige Behandlung zu gewinnen. Noch gegen die letzten rund 2000 Gewehre, die in der portugiesischen Kolonie fochten, haben 120000 Feinde mit 12000 Kraftfahrzeugen gestanden. In den frühern Zeiten des Krieges war auf der Höhe ihrer Entwickelung die deutsch-ostafrikanische Schutztruppe 15- bis 16000 Gewehre stark, davon 3000 von Europäern geführt. Alles in allem haben gegen dieses Häufchen eine Viertelmillion Gegner im Felde gestanden. Nach den Zusammenstellungen, die gemacht werden konnten, sind allein 146 Generale verbraucht worden; es kann als sicher gelten, daß die von den englischen Zeitungen gebrachten und bereits erwähnten Zahlen von etwa 18000 Toten auf seiten der Engländer sich lediglich auf Europäer beziehen, wie ja die Engländer in ihren Verlustlisten die Farbigen überall nie erwähnt haben. Die Zahl der Soldaten der letztern Art, die außerdem noch in dem ostafrikanischen Feldzuge den Tod fanden, dürfte das Mehrfache davon betragen haben. Nach mehreren Zehntausenden zählten die Kraftfahrzeuge, die während des gesamten Krieges in Verwendung gekommen sind, und ungeheuer ist die Zahl der Pferde und Maultiere, die zugrunde gingen. Daß dementsprechend die Kriegskosten 8 Milliarden Mark betragen sollen, kann nicht wundernehmen.

Solch ungeheure Machtmittel mußten aufgewandt werden, um die von einer Handvoll Deutschen geführten treuen Farbigen zu besiegen. Tausende von ihnen sind in den Tod gegangen für die schwarzweißrote Flagge, für ihre deutschen Herren und sind selbst dann noch treu gefolgt, als General v. Lettow, den letzten Rest des deutschen Gebietes aufgebend, sie hinausführen mußte in die grenzenlose, ungewisse Ferne fremden afrikanischen Bodens.

Das möge die Geschichte des deutschen Volkes nie vergessen: Farbige Landsknechte, herangebildet durch deutsche Kolonialerziehung, standen in Afrika noch vor dem Feind, als in Europa, durch ruchlose Agitation zerfleischt, die deutschen Linien schon zusammengebrochen waren. Ihre Führer aber, denen sie die Treue hielten, waren deutsche Männer, die auf kolonialem Neuland ihre Kraft erprobt hatten, die gestählt worden waren in ihrem Deutschtum dadurch, daß sie fern der Heimat auf sich selbst gestellt, nicht gestützt durch das Gängelband sozialer Fürsorge, sich dessen bewußt geworden waren, daß nur an eigner Kraft der Mannesmut gemessen wird.

Ein Jungbrunnen für das Deutschtum ist das deutsche Kolonialleben gewesen. Wir können seiner auch in Zukunft nicht entraten, und ein fester Wille wird und muß uns wiedergeben, was wir verloren haben.

DEUTSCH-OSTAFRIKA

1:5000000

50 0 50 100 150 200 250 300
Kilometer

Red. v. M. Moisel.